

Kleinere Geschichten



Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft

Hanna-Chris Gast

Meinen Eltern zu Weihnachten 2006



Theodor Gast und Erika Gast, geborene Alpers

Kleinere Geschichten

**Vergangenheit,
Gegenwart,
Zukunft**

Hanna-Chris Gast

Berlin 2006 (Stand: 7. April 2023)

Bibliographische Kurzangabe:

Hanna-Chris Gast,
"Kleinere Geschichten –
Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft"
Selbstverlag, Berlin 2006 (**Stand: 7. April 2023**)

Zu beziehen bei:

H. Chris Gast **Bergstraße 27**
~~Bergstr. 1~~ **12169 Berlin**
~~14 109 Berlin-Wannsee,~~

Im Internet: www.siebener-kurier.de/chris

© Hanna Chris Gast

Selbstverlag, Berlin 2006, Neuauflage, **Stand 2023**

Einen großen Teil dieser Geschichten veröffentlichte ich bereits 1994 im Freundeskreis, damals noch ohne ISBN-Nummer. Sie waren teils noch mit mechanischer Schreibmaschine und teils schon mit Wordstar für DOS auf meinem ersten Computer geschrieben.

Die Bilder und Zeichnungen sind von mir selbst fotografiert, gemalt oder mittels einer Nagelschere und Klebstoff fotomontiert.

Für die jetzige Ausgabe stellte ich die Rechtschreibung auf die neue deutsche Rechtschreibung um, soweit mir diese sinnvoll erschien, und retuschierte die Bilder etwas für einen besseren Druck.

ISBN 3-00-015922-3 ¹

¹ Neue, 13-stellige Nummer ab 2007: ISBN 978-3-00-015922-0

Inhalt

| | Seite |
|--|-------|
| Vorwort | 7 |
| In der Gegenwart | 9 |
| Auf den Spuren unseres Großonkels | 9 |
| Der Tagebau | 45 |
| Die Alternative | 47 |
| Liebe und Leid in der Bretagne oder die Leiden der jungen Johanna | 49 |
| Das Erdbeben in Armenien 1989 | 66 |
| Gruselgeschichte | 67 |
| Spuk im Fischerhaus | 70 |
| Der geheimnisvolle Seemann | 77 |
| Die Waisenkinder im Raumschiff | 80 |
| Die Hexe von Göttingen (Modernes Märchen) | 101 |
| Tinas Flugobjekt (SF) | 108 |
| In der Vergangenheit | 112 |
| Der Untergang von Atlantis | 112 |
| Keltische Feuerbestattung | 117 |
| Die Last der Erinnerung | 119 |
| Kriegsende | 121 |
| In der Zukunft | 126 |
| Abschied von Terra | 126 |
| Ein Weltraummärchen mit einem Kinderlied | 130 |
| Der Wolf von Tschernobyl | 132 |
| Tobias und Jenni (SF) | 135 |
| SF: Die Transeuropa-Reise | 148 |
| Besuch aus dem Kosmos | 153 |
| Von Hamburg nach "Darkover" | 170 |
| Darkover-Fans in der "Shadowrun-Welt" | 174 |
| Die Jolly-Joker-Frau | 180 |
| Das terranische Neujahrsfest | 184 |
| Alizas Pferde | 187 |
| Das Schlaflied | 194 |
| Der Räuber Allesklau | 196 |
| Klimawandel in Berlin | 199 |
| Der letzte Wächter (Eiszeit) | 199 |
| "Tell-Berlin" (nach einer Klimakatastrophe) | 203 |
| Wenn das Öl alle ist | 205 |
| Winter-Ende | 208 |
| Yesterday | 212 |

| | Seite |
|---|------------|
| Satirisches | 214 |
| Politischer Alptraum..... | 214 |
| Ufo-Satire | 217 |
| Das Mädchen und der Wolf | 218 |
| Kämpfernaturen gesucht..... | 219 |
| Und die Kirche hatte doch recht..... | 222 |
| Ungöttliche Komödie | 223 |
| Das "einfache" Leben vor dem Computerzeitalter | 228 |
| Hat es die DDR wirklich gegeben? | 230 |
| Das Sanatorium (Fantasy-Satire) | 235 |
| Anhang Einige Aufsätze | 238 |
| kurzer Lebenslauf | 238 |
| Der Tag, an dem die Berliner Mauer geöffnet wurde | 241 |
| Meditation zum Thema Meer | 244 |
| Worin unterscheidet sich der Mensch vom Tier | 246 |
| Eine echtes Geistererlebnis 1999 | 247 |
| Sonnenfinsternis in Deutschland im August 1999 | 249 |
| Die Geldumstellung von DM auf Euro..... | 251 |
| Apfelkerzen zum 1. Advent | 255 |
| Zum meinem christlichen Glauben | 257 |
| Zur Lage nach dem Flugzeugattentat im September 2001 | 263 |
| Ein Telepathietraum | 266 |
| Zum Thema Religionsunterricht | 268 |
| Der Heilige und der Drache | 271 |
| Probleme mit E-Mails im Jahre 2005..... | 272 |
| Weitere Bücher und Broschüren..... | 275 |

Vorwort

Dieses Buch enthält eine Sammlung meiner kürzeren Geschichten sowie eine kleine Auswahl aus meinen Aufsätzen. Nur einige der Erzählungen sind halbwegs "realistische" Geschichten wie die vom "Tagebau" oder die von den "Leiden der jungen Johanna".

Überwiegend aber enthält dieses Buch Science-Fiction- und Fantasy-Geschichten wie die folgenden. Ein kleiner Junge erlebt den Untergang von Atlantis; Menschen des 20. Jahrhundert erleben eine Hexe oder ein Fischerhaus mit Spuk; Wie wird es in Deutschland (Berlin) nach einer Klimakatastrophe aussehen? Was erlebt ein junger Forscher, der im 28. Jahrhundert herausbekommen will, ob es die legendäre DDR wirklich jemals gegeben hat? Und wie berappelt sich Europa am Ende der nächsten Eiszeit?

Meine ersten Geschichten schrieb ich in der Grundschulzeit. In der Gymnasialzeit verlor ich wegen der schlechten Noten für Deutsch-aufsätze die Lust am Schreiben (Hochdeutsch war für mich fast wie eine Fremdsprache). Ich würde auch lieber eine eigene Geschichte schreiben als eine fremde interpretieren zu müssen. Ein erster Versuch einer Science-Fiction-Geschichte über Zeitreisen und Römer blieb nach ein paar Sätzen stecken.

Erst mit Mitte zwanzig raffte ich mich endlich wieder auf, und zwar mit der Geschichte "Wenn das Öl alle ist" im Jahr 1978.

Durch mein Studium und meinen Beruf wurde ich öfters zum Schreiben gezwungen, und seit 1989 lernte ich durch das SF-Schreiben für den Siebener-Kurier von Hans-Jürgen Buhl zuletzt sogar die Anwendung des Konjunktivs bei indirekter Rede!

Meine Geschichten enthalten keinen Zusammenhang mit bzw. keinerlei Anspielungen auf meine Familie oder auf meine Ahnen. Da dieses Buch auch für die Öffentlichkeit gedacht ist, enthalten weder die Geschichten noch mein Lebenslauf im Anhang Dinge, die ins Privatleben gehören oder meine Familie betreffen.

Meine längeren Geschichten, meine Gedichte und einige Aufsätze veröffentlichte ich in separaten Büchern und Heften, siehe auch die Hinweise am Schluss dieses Buches.

Etwa ein Drittel dieses Buches machen Aufsätze aus. Ich denke, für künftige Leser mögen diese als Zeitzeugnisse vielleicht sogar interessanter sein als die erfundenen Geschichten im Hauptteil dieses Buches.

Spätestens seit diesem Jahr ist die beginnende Klimaänderung nicht mehr zu ignorieren. Als ich die 1990 entstandene Geschichte "Yesterday" veröffentlichte, die von einem tropischen Berlin erzählte, kündigte damals sogar ein Leser des Siebener-Kuriers, in dem sie abgedruckt worden war, und mir wurde von der damaligen Redaktion geraten, niemals wieder solche grausigen Geschichten zu schreiben...

Hanna-Chris Gast, im Dezember 2006
Kleine Korrekturen vorgenommen, Stand: 7. April 2023

In der Gegenwart

Auf den Spuren unseres Großonkels

Dezember 1979 bis Februar 1982

Inhalt

In Kapitel 1 finden der Erzähler und seine Schwester das Tagebuch ihres Großonkels.

In Kapitel 2 und 3 lernt Großonkel Karl auf einer Bahnfahrt von Tannenhöh nach Mühlenau die junge Frau Luise kennen, als er als Ingenieur in Zillerland bei Wiessee tätig war.

In Kapitel 4 lässt ein gefundener Brief darauf schließen, dass Karl die Luise geheiratet hat und nach Kiel gezogen ist.

In Kapitel 5 folgt der Erzähler mit seiner Schwester den Spuren des Großonkels in St. Albani und Mühlenau. Dabei lernt Jenni den Eisenbahnfan Ludwig kennen.

In Kapitel 6 lesen der Erzähler und seine Schwester einen Schulaufsatz eines Mädchens, das ihre Großnichte sein könnte.

In Kapitel 7 bestätigt sich die Identität der Großnichte. Die Erzählung des Pfarrers von St. Albani endet traurig.

Kap. 1: Die Erbschaft

Von der Existenz unseres Großonkels Karl erfuhr ich eigentlich erst, als der Möbelwagen mit der Erbschaft vor der Tür stand. Mutter wusste von ihm auch nur, dass Großvater sich mit ihm wegen einer Erbschaft verkracht hatte, als beide noch fast Kinder waren. Großonkel Karls Vermieter hatte uns nun die ganze Wohnungseinrichtung geschickt, nachdem er uns als die einzigen Erben aufgespürt hatte.

Die meisten Sachen wurden von Mutter gleich verkauft (wir haben nicht genug Platz), die schönsten Stücke aber behielten wir. Briefe oder persönliche Unterlagen waren leider nicht dabei. Lediglich eine Abschiedsurkunde seiner Firma zu seiner Pensionierung ließ auf seinen Beruf als Ingenieur schließen. Er muss recht einsam gelebt haben. Schade, dass Mutter nichts über unseren Großonkel wusste und Großvater nicht mehr lebte!

Es waren wohl einige Monate vergangen, als ich mir einen Sekretär aus der Erbschaft herrichten wollte. Beim Polieren mit Möbelpolitur öffnete sich plötzlich ein Geheimfach, das ich sonst nie entdeckt hätte. Außer ein paar beschriebenen Blättern enthielt das Fach nur eine Brosche, sonst nichts.

Ich wollte die schwer lesbaren Blätter schon wegwerfen, doch dann bezwang ich mich, diese altertümliche Schrift zu lesen, und schon bald war ich gefesselt. Was wusste ich schon über die alten Zeiten! Offenbar hatte unser Großonkel angefangen, sein ganzes Leben zu beschreiben. Über seine Kindheit hatte er nichts geschrieben. Anscheinend begann für ihn sein Leben nach dem Examen als Ingenieur (vielleicht wegen dem Familienstreit mit seinem Bruder, unserem Großvater?).

Doch nun zu seinen Aufzeichnungen:

(Dezember 1979)

Kap. 2: Die neue Eisenbahnstrecke

(aus den alten Aufzeichnungen)

Meine erste Stelle nach dem Examen fand ich in Zillerland. Es war nicht das Zillerland in den Alpen, sondern eine trostlose Heidegegend im Osten des Reiches. Man hatte dort Kohle entdeckt und wollte dort nun Stahlwerke errichten. Als ich da ankam, standen schon die ersten Schornsteine und daneben eine Barackensiedlung. Wir Ingenieure wurden erst einmal in Bauernhäusern einquartiert, die sich mit ihren weit überhängenden Strohdächern auf den Boden zu kauern schienen, wie Tiere, die bewegungslos auf der Erde hocken und hoffen, vom Raubtier übersehen zu werden.

An den Sonntagen fuhren wir mit der Bahn nach Wiessee, dem Nachbarort. Zu den Bällen, Strandkonzerten und den Theateraufführungen dort kam immer die ganze Nachbarschaft, auch aus der weiteren Umgebung. Wenn man von Wiessee weiterfährt, kommt man nach Mühlenau. Aus Mühlenau bezog Zillerland immer das Mehl, denn

nur dort gab es genügend Wasserkraft, und die Windmühle von Wiessee reichte gerade für den eigenen Bedarf. Der Fürst, dem Mühlenau gehörte, war immer etwas eigenwillig gewesen. Er war der letzte, der seinerzeit in dieser Gegend der Zollunion beitrug.

Nach Mühlenau kommt St. Albani, die damalige Endstation der Eisenbahn. Hier sagten sich gewissermaßen Fuchs und Hase gute Nacht. Von St. Albani aus legte man gerade, als ich nach Zillerland kam, die Eisenbahn weiter bis zur Grenze, um einerseits die unermesslichen Wälder dort zu erschließen und andererseits den Fernhandel zu erleichtern.

Zur Eröffnung der neuen Bahnlinie wollte sogar der König selbst kommen. Schon Monate vorher sprach man von nichts anderem mehr. Jenseits der Grenze war die Bahnlinie noch nicht in Angriff genommen worden, aber man wollte von dort wenigstens einen Minister zur Eröffnungsfeier schicken. Ich hatte in Tannenhöh, dem Grenzort, den Empfang des Königspaares vorzubereiten. Da der König der erste Passagier auf der neuen Strecke sein sollte, musste ich zu den Vorbereitungen immer mit Pferd und Wagen von St. Albani aus nach Tannenhöh fahren, obwohl die Strecke schon zwei Wochen vorher fertig geworden war. Heute klingt das sehr romantisch, aber wenn ich an damals denke, so fallen mir eigentlich als erstes die Flüche des Kutschers ein, die er ausstieß, wenn uns gerade an der engsten Stelle ein Fuhrwerk mit Baumaterial für die Eisenbahn entgegenkam. Ein Vergnügen war die Fahrt mit dem Pferdewagen weiß Gott nicht!

Schließlich war es soweit. Ich stand mit einem Posaunenchor und dem Bürgermeister von Tannenhöh auf dem Bahnsteig von Tannenhöh und erwartete den Zug. Es war überhaupt das erste Mal, dass der König in diese Gegend kam. Auf dem Weg zur Festhalle, die ich eigens für diesen Zweck konstruiert hatte, standen die Kinder und schwenkten Fähnchen. Leider entgingen mir die Reden der Honoratioren und die Feierlichkeiten im Ort, weil ich zu müde war. Da ich außerdem noch einen langen Abend vor mir hatte, legte ich mich in den leeren Festzug und schlief bis zum späten Nachmittag. Niemand fiel meine Abwesenheit auf. Um sechs Uhr sollte die Rückfahrt stattfinden, bei der ich selber dann zum ersten Mal auf der neuen Strecke mitfuhr. In Wiessee wollte das Königspaar übernachten. Da eine der Prinzessinnen

am nächsten Tag Geburtstag hatte, sollte am Abend dort ein Ball veranstaltet werden. Ich war dafür verantwortlich, dass um Mitternacht ein Feuerwerk stattfand.

Als der Zug schließlich aus Tannenhöh abfuhr, war es viertel nach sechs abends. Ich saß im letzten Wagen bei den Bediensteten des Hofes. Neben mir stand ein junges Mädchen am Fenster und fragte mich nach den Namen der Berge und etliches über die Gegend. Sie war offenbar das erste Mal in den Bergen. Ich erklärte ihr alles, so gut ich es selber wusste. Links erhob sich das Mittelgebirge mit seinen Wäldern. Rechts dagegen war fast ebenes Feld. Neben der Bahnlinie lief die Straße entlang. Kurz vor St. Albani kam ein Tunnel. Wie tief unterm Berg der Tunnel war, konnte ich ihr nicht sagen, als sie mich danach fragte. Luise, so hieß das Mädchen, war Gouvernante des Neffen des Kronprinzen, wie sie mir dann erzählte.

In St. Albani kamen wir auf die alte Eisenbahnstrecke. Es wurde kurz angehalten, um Kohlen nachzuladen. Gerade als die Fahrt weiterging, sah man die Sonne hinter der Kirche von St. Albani blutrot untergehen. Abermals kam ein Tunnel. Er reichte aus, um Luise meinen Lebenslauf zu erzählen, In Mühlenau hielt der Zug plötzlich an. Überrascht brach ich meine Erzählung ab und schaute aus dem Fenster. Der Stationsvorsteher sprach erregt mit dem Lokführer. Ich wandte mich wieder Luise zu und verabredete mit ihr einige Tänze für den Ball in Wiessee.

Es wurde schon dunkel, während der Stationsvorsteher den ersten Wagen betrat, in dem der König saß. Schließlich wurde bekanntgegeben, dass eine Weiterfahrt erst am nächsten Tag möglich sein würde, da in einem der Tunnel zwischen Mühlenau und Wiessee eine Lokomotive entgleist sei. Da inzwischen aber schon ein paar Stunden vergangen waren, hatte man in Mühlenau genug Zeit gefunden, die Gastwirtschaft in der Mühle für den hohen Besuch herzurichten.

Das Orchester war glücklicherweise mit im Festzug, und von Wiessee war bereits ein Gespann mit den Feuerwerkskörpern unterwegs. Bis 11 Uhr nachts sollte es eintreffen, alles Weitere wäre dann meine Aufgabe.

Der Abend wurde dennoch ein großer Erfolg. Eine große Überraschung gab es, als große Bogenlampen plötzlich die Mühle und den Platz vor dem Mühlrad erhellten, wo ein Podium für das Tanzorchester bereitstand. Zwar kannte man in der Hauptstadt schon das elektrische Licht, aber sonst war es noch weitgehend unbekannt. Der Müller hatte es erst ein halbes Jahr.

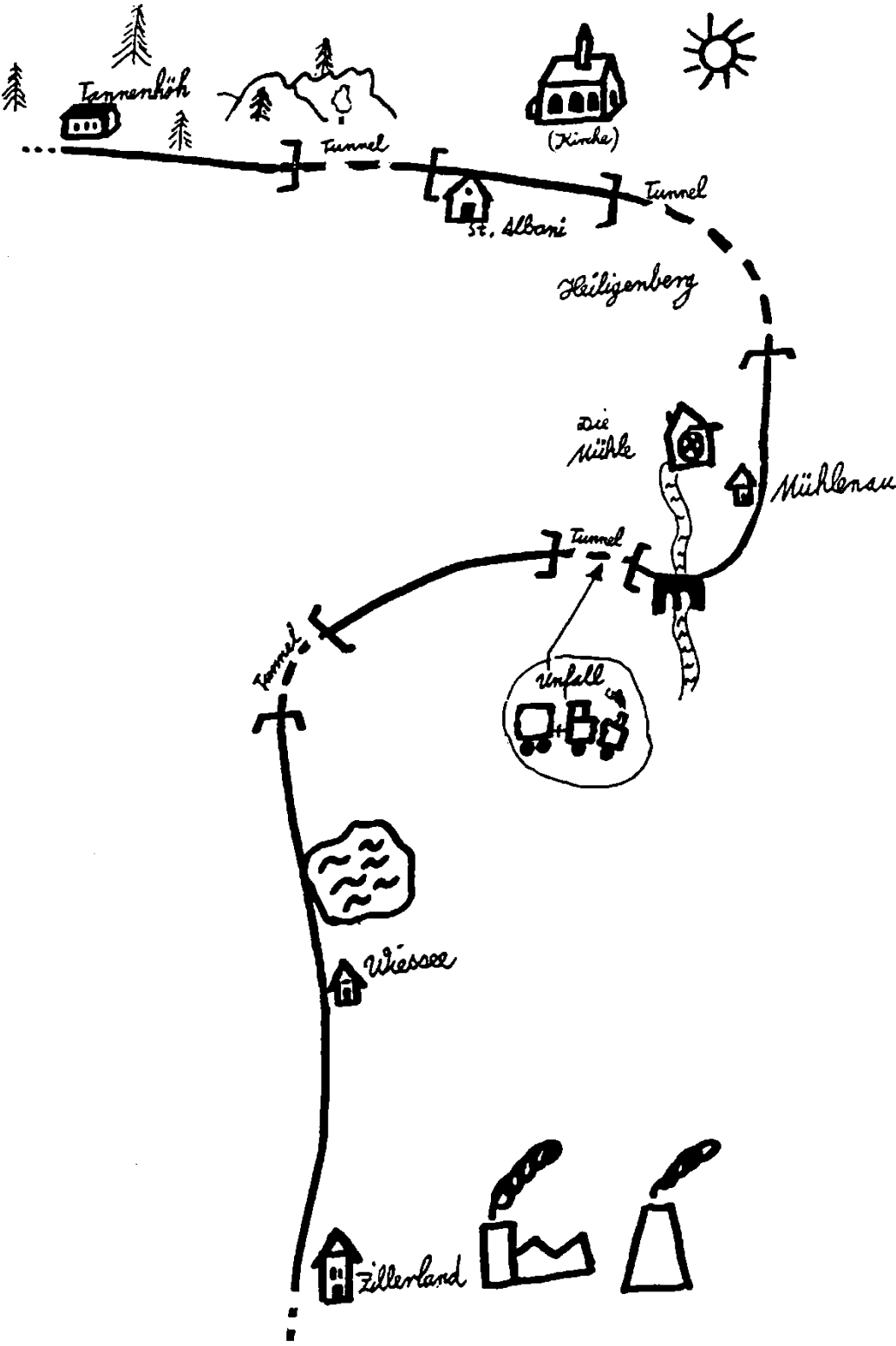
Wegen des beschränkten Platzes im Saal duften nur die Gäste vom Hof dort tanzen. Wir anderen tanzten auf dem Platz vor dem Mühlrad. Luise tanzte fast nur mit mir. Nach und nach kamen aber auch die hohen Gäste ins Freie, um die warme Nacht zu genießen, so dass schließlich die Wirtsleute sich genötigt sahen, auch das kalte Büfett nach draußen zu tragen, wo sich das Mühlrad romantisch im Scheine des elektrischen Lichtes drehte.

Als um halb 11 das Gespann mit dem Feuerwerk eintraf, machte ich mich mit einigen Arbeitern ans Werk. Punkt 12 Uhr, das heißt, um Mitternacht, gab ich dem Müller einen Wink. Er ließ das Wasserrad anhalten, und das elektrische Licht erlosch. Wenige Sekunden später stieg die erste Rakete empor. Die Farbenpracht des Feuerwerks wurde sehr bewundert, doch niemand bemerkte, dass der Rhythmus der Raketenstarts einen gemorsten Glückwunsch bildete, was mich sehr ärgerte.

Am nächsten Morgen hatte man die verunglückte Lokomotive aus dem Tunnel herausgeschafft, so dass die Fahrt weitergehen konnte. Da für einen Aufenthalt in Wiessee nun keine Zeit mehr war, blieb ich in Mühlenau auf dem Bahnsteig zurück und winkte inmitten der Einwohner dem abfahrenden Festzug nach. Aus einem der Wagenfenster wurde noch eine Rose geworfen und fiel in die Menge, dann verließ der Zug den Bahnhof. Kurz darauf sah man ihn über die hohe Bogenbrücke dampfen und in dem Tunnel verschwinden, in dem am Tag vorher die Lok entgleist war.

Ich fuhr später dann mit dem Mittagszug nach Zillerland zurück. In Wiessee hielten sich übrigens noch jahrelang Gerüchte, dass bei der entgleisten Lok im Tunnel die Mühlenauer ihre Hände im Spiel gehabt hätten.

Zu Kap. 2: Der Streckenplan von Tannenhöh bis Zillerland



Kap. 3: Luise (aus den alten Aufzeichnungen)

Etwa ein halbes Jahr später, ich dachte schon lange nicht mehr an den Königsbesuch auf der neuen Eisenbahnstrecke, erzählte mir eines Montags ein Arbeiter, dass in Mühlenau Post aus der Hauptstadt für mich bereitläge. Er habe dort in der Mühlengaststätte ein Brief mit der Anschrift gesehen: "An den Feuerwerker von Mühlenau, Mühlenau, Mühle." Da kann doch nur ich damit gemeint sein.

Am nächsten Sonntag fuhr ich statt nach Wiessee bis nach Mühlenau. Unterwegs überlegte ich mir, von wem ich derartige Post bekommen haben mochte, doch wohl nur von der königlichen Gesellschaft! Hat ihnen vielleicht mein Feuerwerk so gut gefallen, dass sie mich am Hofe haben wollen? Oder haben sie für mich eine gute Stelle in der Hauptstadt? Ich begann, mir das Leben in der Hauptstadt auszumalen und konnte die Ankunft in Mühlenau kaum erwarten. Obendrein fuhr der Zug einen Umweg über St. Albani auf einer provisorischen Strecke, weil die andere Strecke neu gebaut werden musste!

Die Briefe in Mühlenau waren tatsächlich für mich, die dort in der Mühle am Kaminsims lehnten. Sie waren ohne Absender, nur der Poststempel verriet die Herkunft aus der Hauptstadt. Ich war sehr überrascht, als ich die Briefe aufmachte. Sie waren von dem Mädchen aus dem Festzug! Ich versuchte, mich näher an sie zu erinnern. Jetzt fielen mir die Tänze wieder ein, vor dem Mühlrad. In ihren Briefen fragte sie mich nach meinen Namen (hatte ich ihr nicht meinen Namen im Zug gesagt gehabt?). Dann erzählte sie von ihrem Leben bei Hofe, von Bällen und anderem.

Nach meinen Luftschlössern auf der Herfahrt war ich etwas enttäuscht. Um eine Brieffreundschaft anzufangen, macht man gewöhnlich keinen so weiten Ausflug. Um nicht gänzlich umsonst gefahren zu sein, wanderte ich trotz des kalten Februarwetters rund um Mühlenau, während meine Kollegen vermutlich gemütlich im Club in Wiessee saßen.

Eigentlich war die Umgebung von Mühlenau gar nicht so schlecht. Es gibt zwar keinen See dort, aber Berge, Bäche und einen kleinen Mühlteich. Ich beschloss, im Frühjahr und im Sommer öfters mal hierher zu fahren. Am Abend schrieb ich zu Hause einen Antwortbrief

an das Mädchen mit meiner Adresse. Sie hatte glücklicherweise ihren Namen und ihre Adresse in ihrem Brief angegeben. So eine Brieffreundschaft ist doch etwas ganz Nettes! Jedoch bekam ich keine weiteren Briefe von Luise.

Ende April bekam ich plötzlich ein Telegramm: "Bin mit meiner Mutter in Mühlenau ab nächster Woche. Stop. Besuchen Sie mich doch bitte, wenn Sie Zeit haben. Stop." Ich überredete einige Kollegen, mit mir von Mühlenau aus eine Bergwanderung zu machen. Einige von ihnen nahmen auch ihre Frauen mit.

Wie aber erschrak ich, als ich Luise in Mühlenau sah! Bleich und abgemagert erwartete sie mich auf dem Bahnsteig. Wie sie mir dann erzählte, war sie krank gewesen, und als ihr der Arzt anschließend eine Erholung in den Bergen verordnete, entschied sie sich sogleich für diesen Ort. Meinen Brief hatte sie bekommen, sie war aber zu krank zum Antworten. Da schönes Wetter war und sie außerdem wieder genug bei Kräften war, schloss sie sich mit ihrer Mutter unserer Bergwanderung an. Es hatten erst wenige Bäume schon Laub, aber im Tal blühten bereits die Obstbäume. Luises Mutter kam schnell mit meinen älteren Kollegen und ihren Frauen ins Gespräch. Luise selbst dagegen war schweigsam. Sie war diesmal so ganz anders als letztes Jahr. Das lange Wandern schien sie anzustrengen, aber sie sagte nichts.

Beim Rückweg blieb sie etwas zurück, während ihre Mutter im Gespräch vertieft war und nichts zu bemerken schien. Ich blieb deshalb auch etwas zurück. Ich erzählte Luise einiges von dieser Gegend. Der Berg, auf dem wir waren, hieß früher "Mons Sacer", das heißt Heiligenberg. Früher hat darauf eine Kapelle gestanden, aber schon davor hat dieser Berg in der Umgebung eine besondere Rolle gespielt. So durften da oben keine Bäume gefällt werden, ja selbst Blumenpflücken mochte dort niemand. Sogar heute noch trauten sich die Kinder aus dem Dorf aus abergläubiger Furcht nicht, auch nur ein Gänseblümchen da zu pflücken. Ich schlug Luise vor, nachher den alten Müller nach dem Grund dafür zu fragen.

Am Rande des Dorfes, als wir den Bach überquerten, blieben Luise und ich auf der Holzbrücke einen Augenblick stehen, während die anderen von uns schon in die Mühlwirtschaft gingen. Man sah den Giebel der

Mühle bereits hinter einigen blühenden Bäumen hervorschauen. Bachaufwärts lag der Mühlteich mit dem Wehr. Dahinter ragten schroff die Felsen des Berges in die Höhe. Vom Mühlteich floss der Bach unter der Brücke hindurch ins Dorf. Ich wies Luise auf die Schlüsselblumen und die Veilchen hin, die ich an den Ufern des Baches entdeckte.

Während wir uns über das Brückengeländer lehnten und dem fließenden Wasser zusahen, erzählte mir Luise ein Märchen von den "Himmelschlüsselchen". Ich überlegte, ob mir nicht ein Gedicht über Veilchen einfiel. Mir kam nur in den Sinn: "veilchenblaue Augen". Ich schaute mir Luise genauer an: ihre Augen waren blau, aber heller als Veilchen. Ihr Gesicht war sehr hübsch, wenn man das so sagen kann, bloß noch etwas bleich. Aber mit Schillers "Du bist so blass, Luise", wollte ich lieber nicht reimen. So folgten wir schließlich den anderen in die Wirtschaft. Am Abend war ein Konzert in Wiessee. Ich lud Luise und ihre Mutter dazu ein, aber nach der Wanderung fühlte sie sich zu erschöpft dazu.

Am nächsten Sonntag war das Wetter zu schlecht, um irgendetwas zu unternehmen. In der Woche danach trafen wir uns einen Abend in Wiessee. Sie bat mich, wenn auch nicht mehr so selbstbewusst wie früher - was mir gefiel - ihr doch ab und zu einen Brief zu schreiben.

Irgendetwas trieb mich in der Woche, als Luise abreiste dazu, die Arbeit zu unterbrechen und nach Wiessee zu fahren, wo sie laut Fahrplan bei der Heimfahrt umsteigen musste. Ihren Blick vergesse ich nie, wie sie nochmals zum Fenster des Abteils herausschaute. Ihre Mutter schloss das Fenster, bevor der Zug losfuhr; wohl wegen des Fahrtwindes. Luise winkte mir noch hinter der Fensterscheibe nach, bis der Zug abgefahren war.

In den Wochen danach musste ich immer wieder an sie denken. Manchmal war ich deswegen bei der Arbeit etwas zerstreut. Meine Kollegen wussten so eher als ich selber, dass ich verliebt war.

Luise schrieb mir, dass sie sich freuen würde, wenn ich sie mal besuchen würde. Ich beschloss daraufhin, meinen Urlaub in der Hauptstadt zu verbringen. An den Sonntagen wanderte ich jetzt öfters durch die Berge bei Mühlenau. Ich fuhr auch gelegentlich nach

St. Albani, dem Nachbarort. Im Sommer ist es dort schöner. Sehenswert ist die Kirche des Ortes, die quasi auf der Stadtmauer steht. An heißen Tagen ist es in St. Albani kühler, weil der Ort höher liegt und die Wälder auf den Bergen Schatten spenden. Das Gasthaus am Bahnhof ist auch größer als die Mühlwirtschaft in Mühlenau. Mit den Tischen unter den Bäumen im Hof ist es dort in der heißen Mittagszeit sehr nett. Später war ich dort noch oft mit Luise. In jeder Jahreszeit ist anscheinend ein anderer Ort der schönste.

Als im Sommer überall blau die Vergissmeinnichte blühten, schickte ich Luise ein paar gepresste Blüten mit den Versen:

Der Vergiss-mein-nicht Pracht auf dieser Wiese
gleicht deiner Augen Glanz, Luise.
Wenn ich auf diese Blumen schau,
so seh' ich in deiner Augen Blau.

In ihren Briefen erzählte sie jetzt weniger von Bällen und Tänzen als im Winter, sondern von Konzerten, Opern sowie Spaziergängen im Zoo, aber nie davon, dass sie noch tanzte.

So verging der Frühsommer. Während das Korn auf den Feldern reifte, zählte ich fast schon die Tage bis zum Urlaub, den ich im September nehmen wollte. Plötzlich blieben ihre Briefe aus. Ich wurde unruhig, die Kollegen witzelten schon, dass sie wohl einen anderen gefunden habe. Schließlich schrieb sie, dass sie wieder krank war, es ihr aber schon besser ginge. Diesmal habe ihr der Arzt zu Seeluft geraten. Wenig später erhielt ich ein Angebot einer Firma in Kiel für einen hohen Posten. Ich dachte mir gleich, dass ...

* * *

(hier brach der Bericht des Großonkels ab.)

Kap. 4: Luises Brief (der Erzähler)

Weil ich keine weiteren Aufzeichnungen von meinen Großonkel finden konnte, schrieb ich an seine Firma in Kiel, wo er gearbeitet hatte, ob sie etwas über sein Leben wüssten. Das Manuskript des Großonkels hatte mich neugierig gemacht auf den Lebenslauf dieses Verwandten, von dem ich bis vor kurzem ja noch nichts gewusst hatte. Schon nach einigen Wochen erhielt ich eine Antwort. Eigentlich hatte ich nicht mit einer Antwort gerechnet. Die Firma schrieb folgendermaßen:

Sehr geehrter ...

Ihr Interesse für das Leben Ihres Großonkels freut uns sehr. Die älteren Kollegen unter uns, die ihn noch kannten, haben ihn alle in guter Erinnerung. Er war ein netter und freundlicher Vorgesetzter und Kollege. Die Sekretärinnen schwärmten für ihn, man konnte fast neidisch werden.

Über seinen Firmeneintritt und seine Heirat, nach der Sie fragen, haben wir leider keinerlei Unterlagen mehr, da unser Betrieb im Krieg ausgebombt worden war.

Jedoch fand ich im Archiv einen Brief, den wir vor Jahren zwischen alten Konstruktionsunterlagen gefunden hatten. Unser Archivar hat ihn für sein "Museum" gerettet. Anbei senden wir Ihnen eine Fotokopie.

Mit freundlichen Grüßen

M. Müller, Personalabteilung

Der beigegefügte Brief zeigt eigentlich ganz deutlich, dass mein Großonkel diese Luise geheiratet hat, und zwar in Berlin, während er selber schon seine Stelle in Kiel hatte. Leider fehlt auf dem Brief ein Datum. Sicherlich war es noch vor dem ersten Weltkrieg. Doch nun zu dem Brief selbst:

Liebster Karl!

Du fehlst mir sehr! Dass Du wegen der Arbeit in Kiel unsere Hochzeit um eine Woche verschieben musst, passt mir gar

nicht, aber dass sie dieses Kessel-Dingsda ohne Dich nicht hinbekommen, obwohl Du erst ein viertel Jahr dort bist, finde ich sehr schmeichelhaft. Jedoch von der Hochzeitsreise lasse ich Dich nicht fort, auch wenn sich das ganze Werk auf den Kopf stellt. Es bleibt doch dabei, dass Du am Sonnabend wieder nach Berlin kommst?

Gräfin von Staufen hat mir gestern bei den Gardinen geholfen (Du weißt doch, das ist die, über deren Bruder Du diese Stelle bekommen hast).

Mamán will übrigens in Berlin bleiben. Ich glaube, Du bist ganz froh, keine Schwiegermutter im Haus zu haben, auch wenn Du immer das Gegenteil behauptest. Du wirkst nämlich immer etwas gereizt, wenn Du länger mit ihr geredet hast.

Lucie hilft mir, die Blumenarrangements in der Kirche vorzubereiten. Ach, als der Pfarrer beim Brautgespräch mich nach dem Myrtenkranz fragte - wie Du da rot wurdest, sahst Du wirklich zu süß aus. Alle meine Freundinnen beneiden mich um Dich.

Tausend Küsse

von Deiner Luise

Kap. 5: Auf den Spuren unseres Großonkels

Eine Nachbarin meines Großonkels in Kiel hatte mir bei meinen Nachforschungen erzählt, dass er früher einmal im Jahr nach Wiessee gereist sei, ihr jedoch nie gesagt habe, warum. Ich beschloss deshalb, selbst einmal dahin zu reisen. Meine Schwester Jenni kam mit. Im Reisebüro verkaufte man uns Fahrkarten und Bettreservierung für St. Albani. Wiessee, Zillerland und Mühlenau kannten sie dort nicht.

So fuhren Jenni und ich eines Freitags los und trafen nach einer langen Fahrt nachmittags in Tannenhöh ein. Hier warteten wir auf den Zug

nach St. Albani. Dieses war der erste Ort aus Onkel Karls Bericht von Luise. Das große, graue Bahnhofsgebäude hat es sicherlich damals noch nicht gegeben, das hätte er sonst erwähnt. Die Tür war zugenagelt. Darauf war ein Schild: "Fahrkarten bitte beim Schaffner lösen." Neben uns warteten einige Arbeiter auf den Anschlusszug, da sie zum Wochenende heimfahren, und einige Reisende, die offenbar trotz des fortgeschrittenen Herbstes noch einmal für ein Wochenende in die Berge wollten. Ein paar Schuljungen liefen zwischen den Gleisen herum und sahen sich eine Dampflok an, die dort abgestellt war. Gestikulierend wiesen sie auf die Lokomotive und warfen mit technischen Fachausdrücken um sich, dass ich nur stauen konnte. Einer von ihnen kam zu uns und erzählte mir, dass die Strecke nach St. Albani eine Schmalspurbahn sei und schon längst stillgelegt wäre, wenn sie der Bundesbahn gehören würde. Dann begann er, mir von seinem Mathelehrer und seiner Modelleisenbahn zu erzählen.

Schließlich kam der Zug und beendete den Redestrom des Schulkindes. Die Fahrt mit der Kleinbahn war ziemlich schaukelig. Man musste sich fast festhalten, um nicht vom Sitz zu fliegen. Ich überlegte, ob wir vielleicht auch in St. Albani einen Sonnenuntergang, wie ihn Onkel Karl beschrieben hatte, zu sehen bekommen würden und dachte an die Erzählungen des Jungen, der mich auf dem Bahnhof angedet hatte. Ich möchte auch mal Kinder haben, dachte ich mir. Bei diesem Gedanken stieß mich Jenni an: "Mensch, achte lieber auf die Gegend draußen, anstatt wieder zu träumen." Also schaute ich hinaus. Rechts waren Felder, links Wald. Rechts neben der Bahn führte die Straße entlang. So, wie die aussah, muss das Autofahren noch holperiger zugehen als das Bahnfahren, dachte ich. Jenni meinte: "Das Motorradfahren muss hier ein irres Gefühl sein mit den vielen Schlaglöchern!" Ob sie das ernst meinte oder ironisch, war mir nicht ganz klar. Gerade überholte uns ein Radfahrer; die Kleinbahn war wirklich ein Bummelzug! Schließlich kam noch ein Tunnel, dann waren wir in St. Albani.

Es hatte angefangen zu regnen. Ein junger Mann (Hotelboy wäre der falsche Ausdruck) holte uns ab und nahm unsere Koffer. Wir wohnten im Eschenhof. Hier schien die Zeit stehen geblieben zu sein. In der großen dunklen Diele roch es etwas nach Stall und nach Scheune, durch die offene Küchentür sah man einen Holzherd, auf dem ein Kessel dampfte,

und an den Wänden hingen Hirschgeweihe. Der "Hotelboy" führte uns die Treppe hoch, die bei jedem Schritt laut knarrte. "Ideal zum Gespensterspielen", meinte Jenni. Unser Zimmer war sehr gemütlich. Die Bettdecken waren rot-weiß kariert, auf dem Boden lag ein Flickenteppich und das Fenster hatte lauter einzelne kleine Scheiben. Verschwommen sah man im Regen einige Berge, wenn man hinaus schaute.

Beim Abendessen erkundigte ich mich nach Zügen nach Mühlenau, aber es fuhren keine. Nur sonntags ginge einer nach Wiessee, der aber von dem "Verband der Deutschen Eisenbahnfreunde e. V." betrieben würde, aber der halte nicht immer in Mühlenau. Die Wirtin schlug uns vor, am nächsten Tag eine Wanderung über den Berg dahin zu machen, vielleicht zusammen mit den anderen Gästen. Es lohne sich.

Die Gaststube war dem übrigen Haus entsprechend rustikal. Die Wände waren getäfelt, die Decke war aus Holzbalken und die Stühle hatten geschnitzte Lehnen. Die Lampen waren aus Hirschgeweihen gemacht und hatten Schirme aus kariertem Stoff. Es hätte mich nicht gewundert, wenn in einer Ecke noch Zinngeschirr gehangen hätte, aber das war nicht der Fall.

Wir gingen früh ins Bett, denn so eine lange Fahrt machte doch müde. Am nächsten Morgen war das Wetter wieder gut, und so wanderten wir los. Nach einem zweistündigen Marsch kamen wir in Mühlenau an. Die Mühle existierte nicht mehr, sie war vor drei Jahre abgerissen worden, wie uns der Wirtssohn und "Hotelboy" am Morgen erzählt hatte, als er uns den Weg erklärte. Wir gingen zum Bauernhof, der noch da stand, aber es war kein Mensch dort. Wie wir später erfuhren, gehörte er jetzt ein paar Studenten, die da in den Semesterferien alternative Landwirtschaft versuchten. Auf dem Rückweg kamen wir über eine Holzbrücke. Ob es die war, wo sich unser Großonkel mit Luise über Blumen unterhalten hatte? Jetzt blühten zwar keine Blumen, aber die Bäume sahen mit ihrem bunten Herbstlaub farbenprächtig aus. Dann kletterten wir wieder den sogenannten Heiligenberg hoch, von wo wir den Ausblick auf die Landschaft genossen. Nach Norden sah man Mühlenau und andere Dörfer, die weiter weg lagen, nach Süden sah man in den Talkessel von St. Albani hinab.

"Hier, das kannst Du in deinen Bericht reinkleben!" sagte Jenni kichernd und reichte mir ein Gänseblümchen. "Dichten kann ich auch", alberte sie:

"Wenn ich deine Ohren seh,
tut mir gleich der Magen weh."

Meine Antwort war im gleichen Stil:

"Ich glaube, heute Nacht -
gibt's 'ne Kissenschlacht!"

Dass sich das reimte, merkte sie aber nicht. Jenni eilte voraus, rutschte aus und schlitterte auf dem nassen Laub den halben Berg hinunter. Unter den anderen Wandernden fanden sich sogleich ein halbes Dutzend Kavaliers, die ihr nacheilten und sie aufhoben. Jenni schien das zu genießen. Trotz ihres burschikosen Wesens ist sie doch sehr hübsch, und sie weiß es auch.

Als ich schließlich im Gasthaus ankam, war von Jenni nichts zu sehen. Es war schon später Nachmittag. Ich beschloss, mir die Kirche anzusehen. Die Kirche steht auf der Stadtmauer von St. Albani. Der Weg hinauf verläuft in Schleifen und am Schluss führt eine Treppe nach oben. Da gerade Abendvesper war, war die Kirche offen. Von ihrem Inneren war ich aber enttäuscht: ein Altar, einige Bänke und sonst fast nichts. Es sah aus wie in einer protestantischen Kirche.

Auch diesmal gab es keinen Sonnenuntergang, und so ging ich zum Gasthof zurück. Da Jenni nicht aufzufinden war, aß ich allein zu Abend und zog mich mit einem Buch ins Bett zurück. Offenbar war ich beim Lesen eingeschlafen, dann plötzlich wachte ich davon auf, dass mir ein Kissen an den Kopf geworfen wurde. "Sechs Uhr, aufstehen!" rief Jenni. Draußen war es noch dunkel. Ohne viel zu zögern warf ich das Kissen zurück, und schon war die tollste Kissenschlacht im Gange. Jenni und ich haben das schon als kleine Kinder mit dem größten Vergnügen getan. Schließlich sagte Jenni, der Zug fahre gleich. Was sie dann nach langem Hin und Her erzählte war folgendes: Nach dem Sturz am Vortag hatte sie einen Burschen von den Eisenbahnfreunden kennen gelernt, die die Eisenbahn nach Wiessee betreiben. Er, Ludwig, sei als Lokführer mit dem ersten Zug dran und habe ihr angeboten, in der Lok

mitzufahren. Sie aber habe ihn soweit becirct, dass ich statt ihrer in der Lokomotive mitfahren könne, 'ich sei so romanisch und möchte gerne den Sonnenaufgang miterleben'. Im Übrigen sei Ludwig wohlerzogen, er sei der vollendete Kavalier, sagte sie und warf mir dabei einen vielsagenden Blick zu.

Ich ging also zum Bahnhof. Offenbar hatte mich Jenni gut beschrieben, denn ich war kaum auf dem Bahnsteig, als mich der Lokführer zum Einstigen aufforderte. Er reichte mir die Hand und zog mich hoch. "Die Trittstufe ist leider weggerostet", meinte er zur Begrüßung. Jenni stieg in einen der Wagen ein. Es war das erste Mal, dass ich in einer Lokomotive mitfuhr. Ich musste aufpassen, dass ich dem Heizer nicht im Wege war. Ludwig war sehr schweigsam. In Mühlenau sagte er zum ersten Mal etwas zu mir, als der Zug kurz hielt: "Das Bahnhofsgebäude haben wir leider nicht mitkaufen können. Das gehört jetzt so einem Typen von Siemens." Als kurz darauf ein Nebengleis im Unkraut verschwand, sagte er: "Hier ging die alte Strecke nach Wiessee. Es ist darauf aber einmal ein Sonderzug mit dem Kaiser in einem Tunnel steckengeblieben, und deshalb hat man die jetzige Strecke gebaut." Darauf entgegnete ich: "Es war nicht der Sonderzug, sondern ein Gegenzug, der stecken blieb und den königlichen Sonderzug so in Mühlen festhielt." Ludwig sah mich interessiert an, schwieg aber.

Als die Sonne aufging, stoppte Ludwig den Zug kurz, sah mich lächelnd an, wies mit der Hand auf die Landschaft und ließ dann den Zug wieder anfahren. Die Gegend war märchenhaft romantisch. Gerade überquerte der Zug einen Bach. Rechts sah man eine große Burg auf einem Berg, links eine kleine Burg als Ruine auf einem Hügel. Hätte ich jetzt noch Ritterscharen vorbeiziehen sehen, es hätte mich nicht gewundert. Mit großem Gepolter überquerte der Zug einen See, den Wiessee, auf einer Holzbrücke, dann hielt der Zug im Bahnhof. "Endstation", rief Ludwig laut.

Ich dankte Ludwig für die Fahrt und sprang aus dem Führerhaus. Der Bahnhof Wiessee war ein langgestrecktes Fachwerkgebäude und machte einen etwas verfallenen Eindruck, wenn auch nicht zu übersehen war, dass alles blitzblank sauber war. Einer der Eisenbahnfreunde verschwand mit zwei Bierkästen im Bahnhofsgebäude und rief dabei, dass das Bahnhofsrestaurant hiermit eröffnet sei. Ludwig wandte sich

seinen Kollegen zu, die in den Wagen mitgefahren waren, und war sofort in eifrige Diskussionen mit ihnen vertieft.

Ich ging zu Jenni, die verschlafen aus einem der Wagen kletterte, und fragte sie: "Was hast Du mit Ludwig angestellt, dass er so schweigsam zu mir ist?"

"Och - nichts weiter. Ich habe ihm bloß erzählt, dass Du nichts von Technik verständest und große Angst hättest, dich in einem Gespräch darüber zu blamieren. Du solltest mir dankbar sein, sonst hätte Dir Ludwig pausenlos Vorträge gehalten. Außer Technik und Mädchen hat er anscheinend leider keine Interessen."

"Du bist ein raffiniertes Biest", sagte ich zu Jenni, während diese sich hinsetzte, ihre Schminktasche aufmachte und sich in aller Ruhe schminkte. "Ich habe gestern Abend bis um drei Uhr mit den Jungen getanzt, da bin ich doch eben im Zug glatt wieder eingepennt. Nach ein paar Minuten meinte sie: "Mein Knöchel tut mir weh vom Sturz gestern."

Ich sagte nichts, sondern stand auf und ging die Gleise weiter entlang in Richtung Zillerland. Nach wenigen hundert Metern endete der Bahndamm an einer weißen Mauer: die Grenze. Ich schaute eine Weile auf die Mauer. Einer der anderen Reisenden sprach mich plötzlich von hinten an: "Seit sie nach dem Krieg da die Grenze langgezogen haben, ist da dicht. Und ausgerechnet das beste Bergbauggebiet haben sie da drüben!" Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort: "Da steht kein Stein mehr auf dem andern, seit sie dort mit Tagebau angefangen haben - und der Westen liefert ihnen noch die Maschinen dafür!" Es war schade. Wenn Zillerland nicht mehr existierte, waren auch keine Spuren von Onkel Karl zu finden. Das mit der Grenze hätten die einem ja auch im Reisebüro sagen können, dann hätten wir die Reise gelassen.

Ich ging dann an den See, schaute ins Schilf und fütterte mit ein paar Keksen die Enten. Alle paar Stunden donnerte der Zug über diese Brücke. Die Eisenbahnfreunde fahren so oft nach St. Albani und Wiessee hin und zurück, bis jeder einmal als Lokführer an der Reihe gewesen war. Mittags wurde im Bahnhofsrestaurant gegessen. Die Atmosphäre war ganz echt, nur dass jeder das gleiche Menü bekam, nämlich Eintopf. "Den Eisenbahnfreunden fehlt es an Frauen", sagte ich zu Jenni und sah sie dabei grinsend an. "Ich werd' Dir helfen!" erwiderte

sie. Ob sie dabei rot wurde, konnte ich wegen ihrer Schminke nicht erkennen.

Abends ging es wieder nach St. Albani zurück. Jenni Fuß war schlimmer geworden. "Hast' wohl Blumen auf dem Heiligenberg gepflückt," sagte ein Bauer in der Gaststube zu ihr. Jenni sah verständnislos zu ihm hin. "Ach, Fräulein, das ist nur so eine Redensart hier, wenn sich jemand das Bein gebrochen oder den Fuß verstaucht hat. Machen Sie sich nichts daraus." Ich erzählte der Wirtin von meinem Misserfolg mit Zillerland. Sie lachte, und als ich ihr die Geschichte von meinem Onkel erzählte meinte sie, sie werde sich bei den alten Leuten umhören, sie kenne auch den letzten Müller von Mühlenau, und wenn sie etwas erführe, werde sie mir gerne schreiben.

Diesmal war es Jenni, die früh ins Bett ging. Ich ließ mir von der Wirtin aus der Geschichte St. Albanis erzählen. St. Albani war Wallfahrtsort für Lungenkranke. Jetzt ist es einfach ein Luftkurort, glücklicherweise aber vom Massentourismus noch nicht entdeckt. Ich fand es bemerkenswert, dass die Wirtin das 'Glücklicherweise' selbst sagte.

Am nächsten Morgen fahren wir zurück. In Tannenhöh beim Umsteigen trennten sich die Eisenbahnfreunde von uns. Ein halbes Dutzend Jungens winkten uns, oder besser Jenni, nach. "Es hat sich trotz allem doch gelohnt". meinte sie. Ich nickte nur, zog ein Buch aus der Tasche und vertiefte mich ins Lesen.

Kap. 6: Auf der Flucht

Es waren seit unserem Urlaub einige Monate vergangen, da kam Post für Jenni, ein Brief von Ludwig. Sie bestellte mir Grüße von ihm, wollte mich aber den Brief nicht lesen lassen. Ludwig sei von mir sehr beeindruckt, sagte sie mir nur. Das klang ja fast eifersüchtig!

Inzwischen war Weihnachten vorbei, als ein Päckchen für uns beide kam. Es war von der Wirtin aus St. Albani und enthielt eine Karte und ein etwas kleineres Päckchen. Die Wirtin wünschte uns ein frohes neues Jahr. Sie schrieb, sie habe im Ort herumgefragt für uns wegen unseres

Großonkels, schließlich hatte die ehemalige Lehrerin der dortigen Schule etwas gefunden. Ich öffnete das Päckchen der Lehrerin, es enthielt den Rest eines vergilbten Schulheftes und einen Brief:

Liebe Geschwister ...

Mir wurde gesagt, Ihr sucht die Spuren Eures Großonkels aus Kiel. Leider bin ich ihm nie begegnet, aber dieser Schulaufsatz könnte von Eurer Großnichte stammen (falls Eurer Großonkel Kinder hatte). Damals war ich noch nicht in dieser Gegend tätig, aber meine Vorgängerin hatte ihn aufgehoben als Dokument über den 2. Weltkrieg. Der Aufsatz ist sogar einmal in der hiesigen Zeitung abgedruckt worden. Den Heftumschlag mit dem Namen des Kindes konnte ich leider beim besten Willen nicht auffinden.

Mit freundlichen Grüßen

(Name unleserlich)

Der Einband fehlte, wie gesagt. Das Heft enthielt mehrere Diktate und Aufsätze, dann brach es ab, weil die restlichen Seiten herausgerissen waren. Bis auf einen Aufsatz waren alle für mich uninteressant (Märchen, Nacherzählungen etc.), aber dieser eine war trotz des belanglosen Titels wirklich von Interesse. Er handelte von der Flucht im Kriege:

Eine Fahrt mit der Eisenbahn

Onkel Frieder brachte mich zum Bahnhof. Der Bahnhof war voller Menschen. Der Zug sollte um 20 Uhr fahren laut Fahrplan, aber es galten keine Fahrpläne mehr. Es hieß, dies sei der letzte Zug vor dem vorrückenden Feind.

Draußen war es sehr kalt, und das Wartehäuschen war wie der restliche Bahnhof abgebrannt. Die wartende Menschenmenge wärmte sich gegenseitig. Onkel Frieder erzählte mir von früheren Wintern in seiner Jugend, wo es noch kälter gewesen sei, und anderes von früher.

Schließlich kam der Zug. Alles drängte sich zu den Wagentüren, dabei war der Zug schon mehr als voll. Onkel

Frieder schob mich einfach durch ein Fenster in einen der Wagen und passte auf, dass mich die Leute im Abteil nicht wieder rausschmissen. Dabei ging leider mein Köfferchen verloren. Während die Leute noch versuchten, sich irgendwie in den Zug zu zwängen, pfiff die Lok und die Fahrt ging los. Onkel Frieder rief mir noch zu: "Grüße deinen Vater von mir, ich bleibe bei Tante Adelheid, Du weißt ja..."

Inzwischen muss es schon lange nach Mitternacht gewesen sein, denn einer der Fahrgäste knurrte bei der Abfahrt, "Sonst stehe ich um diese Zeit auf, und das nennt sich Abendzug", während ein anderer entgegnete: "Das ist wahrlich ein Abendzug, denn für die Zurückgebliebenen sieht es jetzt finster aus!" Einer der Fahrgäste im überfüllten Abteil nahm mich netterweise auf den Schoß, und so schlief ich ziemlich schnell ein.

Als ich wieder aufwachte, war es längst Tag. "Wünsche wohl geruht zu haben, gnädiges Fräulein", sagte der Mann, schubste mich von seinem Schoß und massierte sich die Beine: "Die haben jetzt auch lange genug geschlafen!" Nun stand ich erst einmal eine Weile wie die Leute im Gang. Dort waren auch einige Kinder dabei, die sich mit Ratespielen beschäftigten und mich mitspielen ließen.

Später ließ mich Herr Schulz, so hieß dieser Mann, wieder auf seinem Schoß sitzen. Erst wollte er, dass ich ihn Onkel Walter nenne, aber ich finde, ich bin schon zu groß, um noch alle Erwachsenen Onkel und Tante zu nennen. Draußen schneite es, und es gab nichts zu sehen. Gegen Abend hielt der Zug endlos auf freier Strecke. Das heißt, freie Strecke war es noch nicht; mit etwas Phantasie erkannte man zwischen den verkohlten Baumstümpfen die Trümmer eines Bahnhofes unter der Schneedecke.

Ich musste dabei an Tante Adelheid denken, sicher hätte sie jetzt ihren Zeichenblock hervorgeholt. Tante Adelheid konnte wunderbar schön malen. Nach dem Luftangriff auf

das Hafenviertel hatte mich Papa zu Onkel Frieder und Tante Adelheid aufs Land geschickt. Als ich dort erleichtert den Koffer auf dem Bahnsteig abstellen wollte, um sie zu begrüßen, rief Tante Adelheid doch tatsächlich: "Einen Moment bitte, diese Szene muss ich erst skizzieren. Frieder-Schatz, stell Du dich doch bitte 'mal dorthin..."

Eigentlich sind ja Onkel Frieder und Tante Adelheid keine Verwandte von mir, sondern die Eltern eines Kollegen meines Vaters. Tante Adelheid war sehr nett, aber seit ihr Sohn letztes Jahr gefallen war, etwas komisch. Als zum Beispiel das Gut abbrannte und wir alle im Keller saßen, war sie nur mit Gewalt dazu zu bewegen, mit uns durch den Notausgang zu fliehen, obwohl bereits brennende Trümmer vom Hof aus durch die ovalen Fenster in den Keller fielen und alles gespenstisch beleuchteten. Sie murmelte nur etwas von "wie malerisch!" Wirklich eine infernalische Szene! Es ist wohl klar, dass mit ihr Onkel Frieder die Flucht nicht mitmachen konnte.

Doch zurück zur Bahnfahrt:

Es war längst Abend, als der Zug endlich weiterfuhr. Plötzlich erwachten die Leute aus ihrer Apathie. "Gerettet!" und "Ab hier sind wir sicher", hörte man es aus den Abteilen rufen. Jetzt keuchte der Zug den Bergen zu. Wir sahen zum Fenster hinaus. Niemand sagte ein Wort. Stumm glitten die Bäume am Fenster vorbei. Nur das Stampfen der Lokomotive war zu hören. Plötzlich erkannte ich draußen den Bahnhof Wiessee, obwohl der Zug nicht anhielt.

Jetzt war es nicht mehr weit. Ich starrte angestrengt in die Nacht hinaus. Das Schneetreiben hatte nachgelassen, die Lokomotive musste sich nicht mehr so durchschnaufen und wurde schneller. Ich fing ein wenig an zu frieren. Allmählich kamen die Sterne hinter den Wolken hervor. Die Landschaft wirkte wie verzaubert. Im Winter war ich noch nie in den Bergen gewesen. Niemand im Abteil interessierte sich für die Waldhänge, die aussahen wie mit Puderzucker bestäubt. Es wurde immer schwieriger, eine Stelle im

Fenster mir von Eisblumen freizuhauchen. Vor lauter Hauchen war ich überrascht, als der Zug dann hielt: "Mühlenau!"

Notfalls treffen wir uns in Mühlenau, hatte Papa an Onkel Frieder geschrieben, meine Tochter kennt sich dort ja aus. Ich kämpfte mich durch die Menschen im Gang, die da zum Teil schon schliefen, und stieg aus. Der Bahnhof war unbeleuchtet, wie auch der Zug unbeleuchtet war. Ich war recht froh, keinen Koffer dabei zu haben, denn diesmal stand niemand da, um mich abzuholen. Sonst erwartete uns schon immer jemand von der Mühle, wenn wir zum Sommerurlaub hierher kamen, um die Koffer zu tragen. "Weiß jemand den Weg in den Ort?" fragte ein Mann hinter mir. Erschrocken drehte ich mich um. Etwa ein Dutzend Flüchtlinge war ausgestiegen, unter anderem auch der Herr Schulz, dem ich erzählt hatte, von wo überall Pensionsgäste zur Mühle von Mühlenau im Sommer gekommen waren. Auch einige Kinder waren mit dabei. So stapften wir also in dem frischen Schnee durch die sternklare Nacht in das Dorf. Es war völlig ruhig. Selbst als wir an die Türe klopfen, bellte nicht einmal ein Hund. Lebte vielleicht Waldi nicht mehr?

Die Tür war unverschlossen, also gingen wir hinein. Das Licht ging nicht, und es war kein Mensch im Hause. Waren die Mühlenauer etwa auch geflohen? Aber es hatte doch geheißen, ab Wiessee sei man sicher! "Ganz egal", sagte Herr Schulz, "heute Nacht bleiben wir jedenfalls hier." Er zog eine Taschenlampe aus seinem Koffer und fragte mich: "Weißt Du, wo hier das Feuerholz ist, Kleines?" Ich bin nicht klein, brummte ich und zeigte einigen Männern, wo das Brennholz lagerte. Glücklicherweise kannte ich mich hier von den vielen Sommerurlauben her glänzend aus. Ich wusste sogar, wie das Mühlrad mit dem Dynamo in Gang gesetzt wird, und hatte meinen Spaß dabei, die Männer herumkommandieren zu können. Bald brannte wieder das elektrische Licht, das im Takte des Mühlrades flackerte.

Dann zeigte ich, dass ich mich in der Küche und in der Speisekammer auskannte. Die Tür zur Speisekammer war seit dem letzten Mal sehr gut getarnt worden, außerdem lag die Speisekammer im Keller, wo sie niemand vermutet hätte, aber ich fand sie trotzdem sofort; ich hatte nämlich der Wirtin ab und zu helfen dürfen. Als das Abendessen aber fertig war, hatte ich keinen Hunger mehr, obwohl ich über 24 Stunden nichts mehr gegessen hatte. Inzwischen hatten die Frauen den Tisch gedeckt und die Männer den Kamin eingeheizt. Während nun alle über das Essen herfielen, ging ich nach oben, um mir mein Bett zu sichern, wo ich jedes Jahr schon geschlafen hatte. Es waren nämlich mehr Leute unten beim Essen als Betten in der Mühle. Aber sie konnten mir dankbar sein, dass ich sie zur Mühle geführt hatte und ihnen das Essen gemacht habe. Kurz vor dem Einschlafen dachte ich noch, wo wohl die Mühlenauer geblieben sein mögen, vielleicht waren sie auf einem Fest eingeladen. Jedenfalls hat Papa Mühlenau als Treffpunkt ausgemacht, und so war für mich die Reise zuende.

* * *

Hier hörte der Aufsatz auf. Ich zeigte ihn Jenni. Sie hatte gerade keine Zeit und versprach, ihn bis zum nächsten Tag zu lesen. Ich machte mir Gedanken, ob der Aufsatz von einer Tochter unseres Großonkels sein könnte. Es wäre ja zu toll, wenn wir noch auf Verwandte stoßen würden.

Am nächsten Tag hatte Jenni den Aufsatz immer noch nicht gelesen, erst am übernächsten Tag las sie ihn nach mehrmaligem Drängen. Sie zeigten sich jedoch sehr skeptisch, als ich sie nach ihrer Meinung fragte: "Überlege doch, wie alt Onkel Karl war; er ging doch bald nach dem Krieg in Rente. Und das Mädchen könnte fast seine Enkelin sein."

"Aber es gibt doch Nachzügler unter den Kindern oder Ehen, wo erst sehr spät ein Kind kommt!"

"Vielleicht, aber dann hätten wir zum Beispiel wenigstens einige Fotos in der Erbschaft finden müssen. Dieser Aufsatz ist von jemand Fremdes."

Ich überlegte. "Du kannst Recht haben, aber vielleicht ist Onkel Karl ausgebombt worden", ich blätterte in dem Aufsatz: "Hier steht etwas von einem Luftangriff auf das Hafenviertel. Weißt Du, ob Kiel im Krieg etwas abgekriegt hat?"

"Nein. Aber nach dem Krieg müsste dann diese Tochter umgekommen sein, bevor sich der Onkel wieder eine Kamera kaufen konnte!"

"Du bist so zynisch heute, Jenni. Was denkst Du übrigens über das verlassene Mühlenau?"

"Nun, um zynisch zu sein, vielleicht haben die Mühlenauer gerade eine Wallfahrt zu deiner bewunderten Kirche gemacht."

"Lass doch diese Albereien, Jenni!"

"Gut, dann hat sie entweder der Feind verschleppt, oder sie sind geflohen, was ich eher glaube. Vielleicht sind sie aufgrund eines falschen Gerüchtes geflohen und später wiedergekommen. Da ja selbst Wiessee noch diesseits der heutigen Grenze liegt, kann der Feind ja gar nicht bis Mühlenau gekommen sein."

"Vielleicht sind die Mühlenauer wegen irgendwas von unseren Leuten verschleppt worden", alberte ich. "Ach Quatsch!" brummte Jenni nur.

Wir sahen uns noch mal das Päckchen an. "Da, sieh mal den Nachsatz auf dem Brief der Lehrerin, hier auf der Rückseite!" rief Jenni aus und las laut vor:

"P. S.: Über das verlassenen Mühlenau konnte ich leider nichts in Erfahrung bringen. Hier weiß niemand etwas davon. Es ist anzunehmen, dass die verlassene Mühle der Phantasie des Mädchens entspringt."

"Dann bleibt also nur der Schluss: erlogene Phantasie eines uns fremden Mädchens?" fragte ich. "Nicht unbedingt. Aber Ostern werden wir mehr darüber wissen."

"Wieso, Jenni?"

"Ganz einfach! Weil wir beide dort unsere Osterferien verbringen werden, ich habe schon alles gebucht."

Ich war zu sprachlos, um noch etwas zu erwidern.

Kap. 7: Die Erzählung des Pfarrers

Als wir zu Ostern nach St. Albani fahren, konnten wir nicht mehr mit der Bahn fahren; nach Tannenhöh fahren keine Züge mehr, und die Strecke Tannenhöh nach St. Albani wurde nur noch sonntags für Touristen betrieben. So saßen wir also am Donnerstag in einer mittelgroßen Stadt im Bahnhofsrestaurant und warteten auf den Bus nach St. Albani. Jenni fragte übermütig: "Wetten, dass ich einen der Männer hier dazu bringen kann, uns den Kaffee zu bezahlen?" "Abgelehnt", sagte ich zu Jenni, "ich weiß, dass Du gewinnen würdest. - Aber wie würdest Du den denn los, wenn er von Dir dann mehr wollte?"

"Ganz einfach, ich erwähne einen Freund, der Rocker ist oder so ähnlich. Oder ich frage Dich ganz nebenbei, ob Du wirklich meinst, dass meine TBC immer noch ansteckend sein könnte. Das wird ihn schon vertreiben."

"Du bist ganz schön raffiniert; irgendwie erinnerst Du mich an Kishons Jossele. Aber so geschminkt, wie Du bist, würde sich niemand wundern, wenn Du tatsächlich plötzlich tot umfallen würdest... Aua!"

Das war Jennis Fuß an meinem Schienbein.

Inzwischen war es Zeit, und wir gingen zur Bushaltestelle vor dem Bahnhof. Im Gegensatz zum Zug kann ich beim Busfahren nicht lesen, und so sah ich diesmal auch die Landschaft vor Tannenhöh. Ich fand sie eintönig. Erst kurz vor St. Albani, wenn die Berge anfangen, wird die Landschaft schön. Bei der Straße ist es dagegen umgekehrt. Ab Tannenhöh war die Fahrt eine Katastrophe. Als wir in St. Albani ankamen, war mir übel. Ich war froh, dass uns niemand erwartete. Jenni nahm meinen Koffer und ich atmete tief durch, um meinen Magen zu beruhigen.

Als wir den Eschenhof betraten, wurden wir von der Wirtin herzlich begrüßt. Diesmal bekamen wir kein so schönes Zimmer wie letztes Mal. Das Haus war restlos belegt. Die Wirtin führte uns ins Zimmer, dann eilte sie wieder davon. Beim Abendessen erzählte uns die Wirtin, sie habe den alten Pfarrer getroffen, der im Krieg schon hier gewesen war und zufällig gerade über Ostern seine alte Gemeinde besucht. Sie habe mit ihm über unseren Großonkel geredet, er erwartet uns Karfreitag nach der Abendmesse. Er erinnert sich an unseren Großonkel.

Am nächsten Tag, Karfreitag, kam Ludwig mit seinen Eisenbahnfreunden. Jenni schloss sich ihnen an, so dass ich den Nachmittag allein war. Ich machte einen Spaziergang auf der anderen Seite des Ortes hinterm Bahnhof. Dort sind die Berge nicht so hoch, aber man hat von da einen weiten Blick über die Ebene auf der einen und eine gute Aussicht auf St. Albani auf der anderen Seite. Am Fuße des Berges lag der Bahnhof. Als ich da unten Menschen sah, lief ich schnell hinunter. Sicher war das Ludwig mit seinen Freunden.

"Vorsicht, der Tunnel!" rief mir jemand zu. Genau unter mir lag das Tunnelportal. Fast wäre ich da hinuntergestürzt. Unten begrüßten mich die Eisenbahnfreunde. Wie nicht anders zu erwarten, war Jenni bei ihnen.

"Hallo", rief sie, "wolltest Du ausprobieren, wie tief unterm Berg der Tunnel liegt?"

"Wieso das?"

"Na, weil doch die Luise ganz am Anfang den Großonkel das gefragt hatte, das muss genau in diesem Tunnel gewesen sein!" Jenni fuhr fort: "Ich habe eben Ludwig die ganze Geschichte erzählt vom Großonkel und so. Übrigens, Ludwig kommt heute Abend mit zum Pfarrer." Dabei sah Jenni auf Ludwig, ihr Blick schien mir irgendwie stolz. Nach einer Weile sagte sie mir leise, dass ich allein abendessen gehen solle, ihr Magen sei nicht ganz in Ordnung.

Da es sich nicht mehr lohnte, vor der Abendmesse noch aufs Zimmer zu gehen, blieben wir am Bahnhof. Ein paar der Eisenbahnfreunde fingen an mir alles Mögliche zu erzählen, dass sie jetzt die Strecke nach Tannenhöh auch mit übernommen haben und den alten Bahnhof dort zum Hotel ausbauen wollen: " ein Hotel mit eigener Eisenbahn muss doch sehr attraktiv sein", dass sie aber kein Personal dafür fänden, und sie selbst könnten nur am Wochenende etc. Dann erzählten sie noch von den Schwierigkeiten mit dem TÜV. Ich hätte nicht gedacht, dass auch Eisenbahnen zum TÜV müssen.

Endlich war es Zeit, zur Kirche zu marschieren. Vom Bahnhof aus ging es die Dorfstraße hoch, am Eschenhof vorbei, dann führte ein geschlängelter Pfad zur Burgmauer hoch. Neben einem kleinen Häuschen, das sich an die Festungsmauer anschmiegte, war das große Tor der Burganlage. Drinnen führte eine breite Treppe zur Kirche hoch,

die den höchsten Punkt der Festung ausmachte. Da wir noch Zeit hatten, sahen wir uns die ganze Burg noch mal an. Bei der Apsis der Kirche führt ein Wehrgang über das Eingangstor zum Eckturm, dem östlichsten Punkt der Festung. Von hier hat man einen fantastischen Ausblick über das Dorf, den Berg, wo ich am Nachmittag war, sowie ein Stück Ebene, von wo gerade der Bus die Straße herauf kroch.

Der Eingang der Kirche liegt auf der anderen Seite, im Westen, wo wir uns unter einem Baum auf eine Bank setzten, um den Pfarrer zu erwarten. Wir hatten keine Lust, uns die Abendmesse noch anzuhören. Inzwischen fingen wir an, uns zu unterhalten. Ich erzählte gerade Ludwig, wie Jenni auf einer Klassenreise den Jungens die Schlafanzughosen zugenäht hatte, da wurde ich überrascht, als uns plötzlich der Pfarrer ansprach: "Seid Ihr das, die etwas vom Großonkel wissen wollen?"

Der Pfarrer wirkte sehr alt, aber trotzdem noch sehr lebendig. Sein Haar war fast weiß, sein Bart dagegen noch schwarz. Als wir bejahten, fuhr er fort: "Tja, Euer Großonkel war ein eindrucksvoller Mann. Ich habe ihn nur einmal gesehen, aber alles der Reihe nach. Gehen wir doch rüber zum Friedhof."

Jenni, die schon vorher unruhig war, sagte auf einmal: "Entschuldigt bitte, ich habe Durchfall, wartet nicht auf mich" und rannte ins Dorf hinunter. Es verstand sich von selbst, dass Ludwig sie da nicht begleiten konnte und sich also die Erzählung des Pfarrers mit anhören musste, obwohl er eigentlich nur bei Jenni hatte sein wollen. Beim Gehen sprach der Pfarrer kein Wort, erst als er auf dem Friedhof stehen blieb, ging er langsam an: "Über das Leben Eures Onkels kann ich nicht allzu viel erzählen, aber ich sehe ihn heute noch genauso vor mir, wie er damals in seinem alten Mantel hier stand. Was interessiert Euch besonders zu wissen?"

Daraufhin erzählte ich kurz von dem Schulaufsatz des unbekanntes Mädchens und meine Zweifel, ob sie unsere Großnichte ist bzw. war. Schließlich nickte der Pfarrer und sagte: "Euch interessiert also vor allem, ob dieses Flüchtlingskind Eure Verwandte ist? Ich erinnere mich noch gut an dieses Kieler Mädchen, Klara hieß sie, glaube ich, aber mit Namen bin ich mir nicht sicher, dagegen Gesichter vergesse ich nie. Sie

kam damals mit anderen Flüchtlingen aus dem Osten. Ihr Vater war damals in Schleswig-Holstein interniert von den Engländern, und so wohnte sie in der Mühle in Mühlenau und half dort in der Gastwirtschaft. Eigentlich war sie evangelisch, aber sie kam immer mit den Müllersleuten hierher in die Kirche. Ihre Mutter lebte nicht mehr, und so blieb sie auch noch in Mühlenau, als ihr Vater von den Engländern entlassen wurde. Er musste nämlich erst wieder eine Wohnung im zerstörten Kiel finden, und herkommen konnte Euer Großonkel nicht, er wurde beim Wiederaufbau der Fabrik gebraucht. Aber irgendwie schickte er immer Hilfspakete. Immer wenn mich in der schlimmen Nachkriegszeit die Müllersleute einluden, gab es stets Bohnenkaffee von Klaras Vater.

Eines Tages aber verletzten sich einige spielende Kinder an einem Blindgänger, den sie in der Ebene gefunden hatten. Klara selbst war nur leicht verletzt. Die schwerer verletzten Kinder kamen ins Krankenhaus, wurden aber schnell wieder entlassen. Ich formulierte schon ein Dankgebet für den nächsten Gottesdienst, da gab es Komplikationen bei Klara. Die Wunde war wohl nicht sauber. Wir brachten sie dann schnell ins Krankenhaus. Dort fehlte es damals in der Nachkriegszeit an den nötigen Medikamenten. Der Arzt telegrafierte an ihren Vater. Der schaffte es nach endlosen Mühen, bei den Engländern dieses Medikament zu beschaffen und setzte sich gleich in den nächsten Zug.

Wisst Ihr übrigens, wie es damals in Deutschland aussah? Habt Ihr die Bilder von den überfüllten Zügen gesehen? Hier in St. Albani fuhren zeitweilig tagelang keine Züge aus Kohlenmangel. So kam Euer Großonkel also erst nach einigen Tagen hier an - auf einem Pferdefuhrwerk. Doch für Klara war es schon zu spät. Sie lag bereits im Sterben. Ihren Vater hat sie nicht mehr erkannt.

Die Beerdigung machte dann mein evangelischer Kollege. Aber ich war auch dabei sowie praktisch alle Einwohner von St. Albani, Mühlenau und noch einige aus Wiessee. Was ich erst bei der Beerdigung erfuhr, war, dass auch ihre Mutter schon hier lag. Wie die gestoben ist, weiß ich nicht, aber man erzählte damals, dass sie früher oft zur Kur in diese Gegend gekommen war. Sie soll schon immer sehr kränklich gewesen sein."

Der Pfarrer schwieg jetzt und führte uns zum Grab. Es war schon etwas dunkel geworden, aber im rötlichen Licht der untergehenden Sonne las ich auf dem Grabstein die Namen: Luise und Klara. Darunter war ein Spruch, den ich aber wegen des Mooses nicht lesen konnte. Der Grabstein war schon stark verwittert. "Das ist ein Vers von Hiob", sagte der Pfarrer, "Aber ich kann ihn auch nicht mehr lesen."

Wie wir da vor dem Doppelgrab standen, kamen mir die Tränen. Vielleicht war es das leicht verwilderte Grab im Abendrot, was mich so sentimental stimmte. Ich musste an den Großonkel denken, wie er da seine Familie verloren hatte und ihm durch den Krieg nicht einmal Erinnerungsfotos geblieben waren. Jetzt war mir klar, warum er jedes Jahr hierher gefahren war bis zu seinem Tode.

Der Pfarrer entschuldigte sich, er habe noch Besuche zu machen, und ließ uns allein. Ich fühlte mich sehr traurig. Ludwig bot mir mitleidig sein Taschentuch an, und als wir ins Dorf hinuntergingen, legte er seinen Arm um mich und versuchte, mich aufzumuntern. Er fragte mich, ob wir sonst noch Verwandte hätten, und erklärte mir, dass genau unter der Kirche der Tunnel nach Mühlenau durchgeht. Dort gehe sogar ein Geheimgang vorbei, der in der Festung beginnt und jetzt im Eisenbahntunnel endet. Trotzdem ging mir der Großonkel nicht aus dem Kopf. Wie muss ihm damals am Grab zumute gewesen sein?!

Auf der Dorfstraße kam uns Jenni entgegen. Ludwig nahm den Arm von meiner Schulter, als er sie sah, und sie machte den Vorschlag, noch ein Glas Wein trinken zu gehen. Dort könnten wir ihr ja die Neuigkeiten vom Pfarrer in Ruhe erzählen. Ludwig aber entschuldigte sich, er müsse zu den Eisenbahnfreunden, es tue ihm leid. Bevor er ging, gab ich ihm noch rasch sein Taschentuch zurück, ich hatte es gar nicht gebraucht.

Als Jenni und ich alleine waren, fuhr sie mich an: "Du hast dich ja unmöglich benommen gegenüber Ludwig. Wie konntest Du mir das antun!" Ich war mir keiner Schuld bewusst. Vielleicht hätte ich in seiner Gegenwart nicht in Tränen ausbrechen sollen? Was Jenni befürchtet hatte, war geschehen. Ludwig umschwärmte sie am folgenden Tag nicht mehr. Am liebsten wäre Jenni gleich abgereist.

"Suche Dir doch einen andern der Burschen zum Schäkern, das hast du doch sonst immer getan", sagte ich zu ihr. Doch statt des erwarteten Wutausbruches, der den Auftakt zu einer Kissenschlacht gegeben hätte, kam Schweigen. Jenni war diesmal tatsächlich ernsthaft verliebt!

Als wir Ostermontag abfahren, drückte mir die Wirtin einen Zettel in die Hand: "Schau doch mal wieder vorbei, wenn Du Lust hast. Pfingsten machen wir ein Lokomotiven-Rennen hier in St. Albani. Erzähle bitte von diesem Brief nichts Deiner Schwester, ich glaube, sie ist jetzt sauer auf mich, weil ich nichts von ihr wissen will. Alles Gute - Ludwig."

Ich glaube, Jenni würde mir den Hals umdrehen, wenn ich Ludwig oder die ganze Großonkelgeschichte in ihrer Gegenwart noch einmal erwähne. Unsere nächste Reise machen wir lieber woanders hin.

Ende

Anmerkung

Die Geschichte "Auf den Spuren unseres Großonkels" schrieb ich kapitelweise 1979 bis 1982 für Oma Louise in Gronau. Jedes Jahr bekam sie von mir ein neues Kapitel zu Weihnachten. Kapitel 2 entstand dabei zuerst, die Rahmenhandlung entstand später.

Die Personen dieser Geschichte sind frei erfunden, außer dass ich vielleicht mich selbst beschrieben habe und meine Fantasien beim Bau unserer Garteneisenbahn. Die Geschichte enthält auch keine Anspielungen an unsere Familie oder unsere Vorfahren. Die "Graustädter Geschichten" meines Urgroßvaters kannte ich zu diesem Zeitpunkt auch noch nicht. Literarische Einflüsse könnten eher durch meine damalige Begeisterung für Adalbert Stifter bedingt sein (siehe dessen Roman: "Die Mappe meines Urgroßvaters").

Farbfotos zur Eisenbahngeschichte

Die in der Geschichte "Auf den Spuren unseres Großonkels" beschriebene Gegend ist die **Landschaft unserer Garteneisenbahn**, die wir Geschwister Gast im Berlin Wannsee aufgebaut hatten. Kapitel 2 bis Kapitel 4 beschreiben die Eisenbahnanlage um 1973, Kapitel 5 bis Kapitel 7 den Zustand der Eisenbahnanlage ab 1979. Die Bilder auf den folgenden Seiten zeigen den Zustand der Garteneisenbahn von 1974 bis 1979.

Von uns Kindern der Familie Gast hatte jeder ein eigenes Stück Garten. Erst hatten wir außer Blumen auf Anregung meines Bruders Reinhard auch Burgen und Wasserkanäle, dann begeisterte uns Reinhard für eine Garteneisenbahn. Im Frühjahr 1970 fuhr dann der erste Zug von Bahnhof Kanalbrücke über Wiessee nach Bahnhof Zillerland.

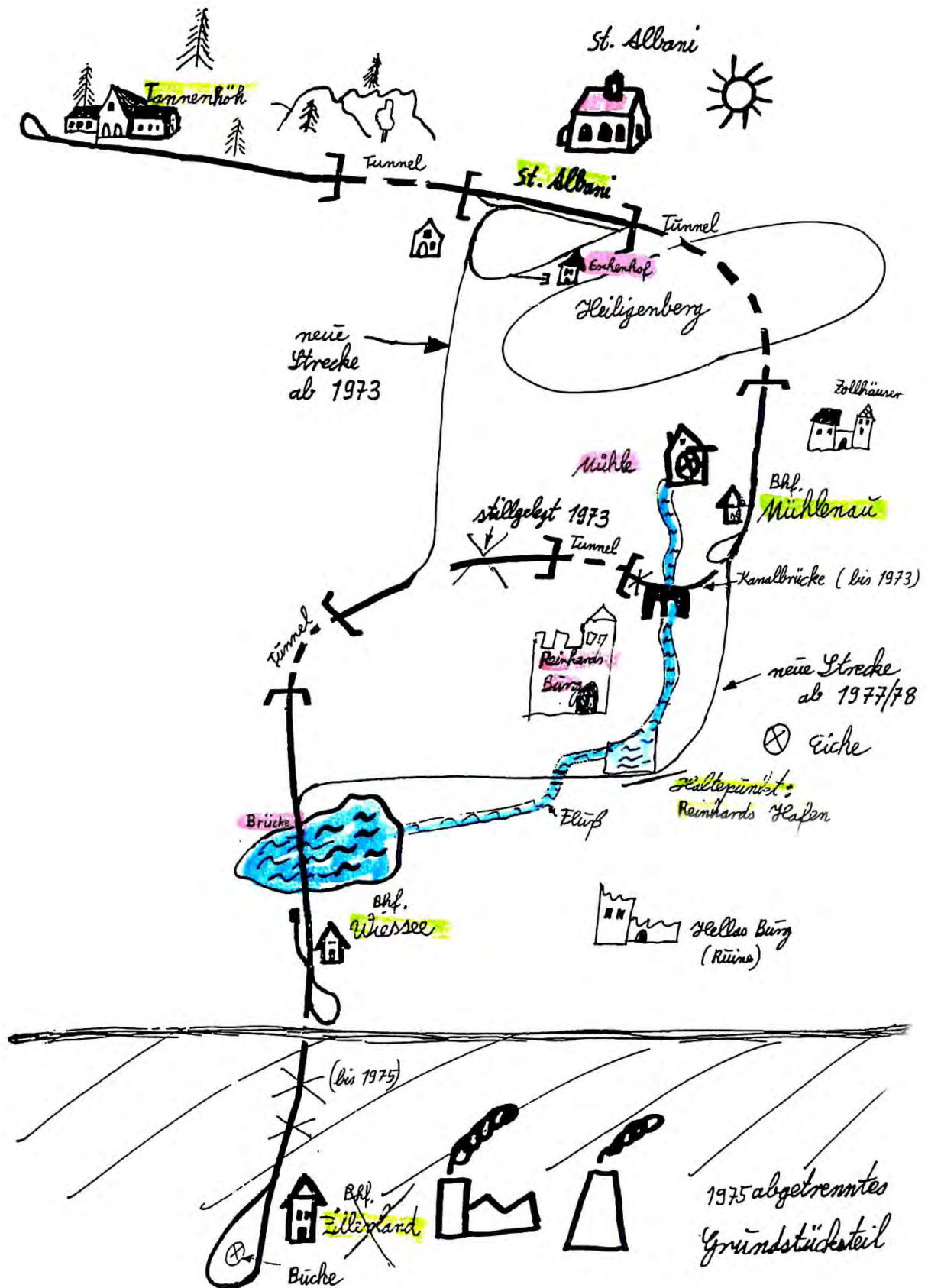
St. Albani und Mühlenau waren meine Bahnhöfe, Bhf. Wiessee war der Bahnhof meines älteren Bruders Reinhard, und mein Bruder Wilfried hatte den Bhf. Zillerland. Als der Tunnel bei der Kanalbrücke absackte und unpassierbar wurde, legte ich 1973 den Haltepunkt Kanalbrücke still und baute stattdessen eine Verbindung von St. Albani zur Strecke nach Wiessee. Nach der ersten Zerstörung der Anlage durch Nachbarskinder wurde 1975 der Bahnhof Zillerland aufgegeben, weil dort der Komposthaufen hinkam (und dort auch die Papierabfälle verbrannt wurden). 1977 baute ich eine neue Verbindung von Mühlenau nach Wiessee mit Haltepunkt an Reinhards Hafen. Nach der zweiten Zerstörung der Garteneisenbahn Anfang der 1980-iger Jahre erfolgten nur noch notdürftige Reparaturen, bis die Anlage schließlich 1991 abgebaut wurde, als dort mein ältester Bruder sein Haus baute.

Ich selber kümmerte mich neben der Elektrik hauptsächlich um die Pflanzen, Häuser und Straßen, sowie die Gleise, Brücken und Tunnels, während ich das Spielen meinem Bruder Wilfried überließ, dem auch der größte Teil des Fuhrparks gehörte.

In meiner Phantasie spann ich mir oft Geschichten über den Garten und die Häuser, später auch über die Eisenbahn aus, aber nur einen Teil davon schrieb ich auf wie in der obigen Geschichte.

1979 bis 1981

Lageplan der Garteneisenbahn



Bahnhof Tannenhöh



Dezember 1976

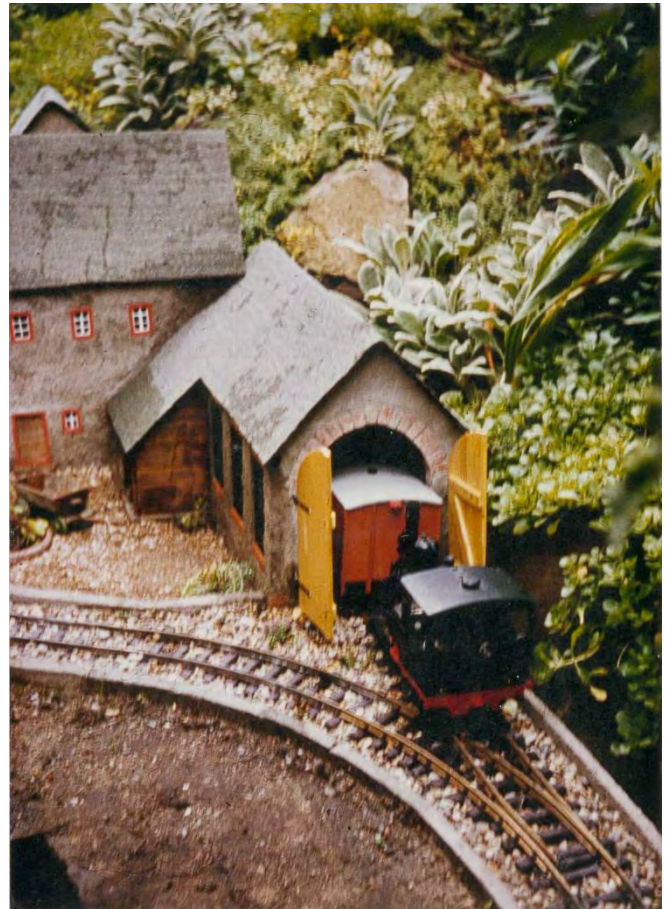


Januar 1979

St. Albani



Eckturm, Backhaus, Kirche und Stadttor



Bahnhof und Lokschuppen, Blick nach Westen, 1974 – 1979

Mühlenau



Bahnhof Mühlenau, April 1974



Die Mühle von Mühlenau, April 1976



Die Mühle im Winter, Februar 1978

Bhf. Wiessee



← nach Mühlenau und St. Albani



Sommer 1979

Der Tagebau

Ich kletterte über die Absperrung und ging bis an den Rand des Abgrunds. Unten wühlten sich die riesigen Bagger durch den Schlamm, wie Ungeheuer aus einem Gruselroman. Dahinter erstreckte sich die Schlammwüste bis zum Horizont, an dem sich Schuttberge erhoben. Kaum vorzustellen, dass daraus jemals wieder eine richtige Landschaft werden kann! Das ist es also, dachte ich, was die Wende meiner Heimat gebracht hat... Dahinten links muss St. Albani gewesen sein. In Gedanken sah ich mich als Kind die Dorfstraße hinauflaufen. Oben war die Kirche an der alten Stadtmauer mit dem freundlichen Pfarrer, Onkel Johannsen. Rechts war der Eschenhof, wo ich morgens für die Oma die Milch holte, wenn ich in den Ferien bei den Großeltern war. Am anderen Ende der Dorfstraße war der Bahnhof, wo ich die Züge pfeifen hörte, bevor sie in einen der Tunnels nach Tannenhöh oder Mühlenau abfuhren.

Wieder starrte ich in die Mondlandschaft vor mir, welche die Bagger zurückgelassen hatten: Dort rechts muss Wiessee gewesen sein. An Sonntagen oder Feiertagen waren wir manchmal mit Papa dort spazieren, und es gab Limonade. Wiessee trauere ich nicht so nach, wahrscheinlich weil ich dort niemanden gekannt hatte. Vom Ort Wiessee soll noch, wie ich gehört habe, der Bahnhof stehen, wenn auch ohne Gleise und mit verfallenem Dach. Außerhalb von St. Albani war der Frankenhof, wenn man durch das Stadttor Richtung Westen ging. Oft spielte ich dort mit den Kindern, Michael und Lisa - ich muss an den Igel denken, den wir in der Scheune gefunden hatten. Den ganzen Winter war er dort im Heu und hielt Winterschlaf, bis er im Frühjahr fort war.

Mir kamen Tränen. Was mag wohl aus all' den Leuten geworden sein? Bei der Beerdigung des alten Müllers hatte ich sie alle das letzte Mal gesehen. Dann musste ich wegen meiner Arbeit in die Stadt ziehen, erst nach Hamburg, dann nach Berlin. Ich hatte große Schwierigkeiten, mich dort einzuleben. Wie beneidete ich damals alle, die in ihrer Heimat Arbeit gefunden hatten! Jetzt gibt es wohl keine Chancen mehr, ihre Spuren zu finden. Gewiss, die Kirche von St. Albani und ein paar der schönsten Häuser und Bauernhöfe stehen jetzt in irgendeinem Museumsdorf. Aber ohne die zugehörigen Menschen finde ich das zu leblos. Ich glaube nicht, dass ich mir das

Museumsdorf ansehen werde. Heimat, das sind Menschen, keine Häuser! Und diese Menschen sind jetzt in alle Winde zerstreut, soviel ich weiß.

Langsam wendete ich den Blick von der Baggerwüste, um die Grübeleien abzuschütteln. Ich muss mich damit abfinden, jetzt endgültig heimatlos zu sein - wie so viele Menschen heutzutage. Da hilft auch keine interessante Arbeit und keine gemütliche Wohnung in der Großstadt! Nachdenklich ging ich zum Auto zurück. Thomas wartete schon ungeduldig. Er hatte um 10 Uhr einen Vorstellungstermin bei Dr. Piefke. Hoffentlich bekommt er die Stelle! Wenn er nur endlich wieder Arbeit hat, dann können sie meinetwegen für ihren Tagebau auch Potsdam und Berlin wegbaggern...

Oktober 1993

Anmerkung

Diese Geschichte gibt in Wirklichkeit das Ende unserer Garteneisenbahn wieder. Wegen dem neuen Haus von Dieter musste sie 1991 abgebaut werden. Einige der genannten Ortschaften waren Bahnhöfe unserer Garteneisenbahn. Über die Garteneisenbahn gibt es ferner die Geschichte: "Auf den Spuren unseres Großonkels", siehe Seite 9ff.

Die Alternative

Dominik wusste nachher nicht mehr, wie lange er am Abgrund gestanden hatte, wo sich die Straße zur Stadt auf halber Höhe zwischen dem Berg und der Laubach-Schlucht entlangwand. Vielleicht waren es nur wenige Minuten, vielleicht auch Stunden. Grübelnd sah er in die Tiefe, wo der Bach schäumend zwischen den Felsen floss: "Der Motorradfahrer, der dort letzten Herbst hinabstürzte, weil er zu schnell in die Kurve fuhr, war auch sofort tot gewesen. Zumindest hatte dies der alte Matthes erzählt, nachdem die Feuerwehr die Leiche aus der Schlucht geborgen hatte. Warum sollte es bei mir nicht genausogut klappen?" dachte Dominik düster.

Aber trotzdem zögerte er zu springen. Gab es nicht vielleicht doch irgendeine Möglichkeit, ein sinnvolles Leben zu führen, ohne ein überflüssiger Außenseiter zu sein, der von seinem ältesten Bruder, dem Hoferben, bei jeder Gelegenheit schikaniert wurde?

Wenn er wenigstens irgendeine Arbeit gefunden hätte! Nach seinem Examen hätte er jede Stelle in Deutschland oder sogar in Europa angenommen. Aber im Arbeitsamt sagten sie ihm, die einzigen freien Stellen seien zurzeit die eines katholischen Priesters. In seiner Schulzeit an der Klosterschule von St. Anton war Dominik sogar am Priesterberuf interessiert gewesen. Aber er war zu ketzerisch. Mit seinen Zweifeln an einem gütigen Gott (zum Beispiel: Warum leiden auch Tiere, die doch ohne Sünde sind?) hätte er nicht in den Dienst der Kirche treten können, obwohl er in der Klosterschule ein recht guter Schüler gewesen war. Und nun war er Akademiker und arbeitslos.

Sicher, sein ältester Bruder musste als Hoferbe alle unverheirateten Geschwister ihr Leben lang auf dem Hof dulden und ernähren. Aber was für ein Leben war das! Als Dominik nach seinem Studium in München und Erlangen in sein Heimatdorf zurückkam, hatte ihm sein Bruder unverblümt zu verstehen gegeben, dass er von ihm erwartet hatte, dass dieser für immer fort geblieben wäre.

Ursprünglich war ja vorgesehen, dass alle Geschwister außer dem ältesten Bruder ein Handwerk lernten und dann in der Stadt blieben. Nur Dominik wurde in die Klosterschule geschickt, weil er zu

ungeschickt für jedes Handwerk war. "Du kannst ja nicht einmal eine Schieblehre mit einer Hand ablesen!" hatten die anderen gespottet. Dominik war leider Linkshänder, und alles Werkzeug war für Rechtshänder konstruiert. Sineinetwegen würde sich kein Lehrmeister Spezialwerkzeug anschaffen.

Wieder blickte Dominik in die Tiefe. Ihm war klar, dass nach dem allgemeinen Volksglauben Selbstmörder in die Hölle kommen. Im Kloster hatte Dominik gelernt, Kälte zu ertragen: Der ungeheizte Schlafsaal der Klosterschüler war bereits ebenso kalt wie der Nordpol, und wer solche Kälte aushalten kann, dem kann auch das Höllenfeuer nichts mehr ausmachen, so wurde unter den Klosterschülern gewitzelt.

Dominik war sich nicht sicher, ob es wirklich eine Hölle gibt. Aber wenn es eine gäbe, würde er dort besser leben als bei seinem Bruder auf dem Hof - und weniger einsam sein als im Dorf, wo ihn die anderen wegen seiner weichlichen Art ablehnten. Er war schon als Kind sehr mädchenhaft in Aussehen und Verhalten gewesen und von den Dorfjungen deswegen häufig verprügelt worden. Ein Mädchen, für das er sich interessierte, hatte ihn abgewiesen - sie wolle einen "richtigen" Mann.

In diesem Augenblick drang ein Ruf an sein Ohr. Valentin, sein ältester Neffe, der Sohn seines ältesten Bruders, kam die Straße vom Dorf hinabgelaufen: "Onkel Dominik, die Oma sucht Dich überall. Du sollst doch den Laufbrunnen reparieren". Dominik zuckte zusammen. Die Brunnenreparatur hatte er völlig vergessen. Dann schüttelte er die trüben Gedanken aus dem Kopf. Die Schlucht kann noch einen Tag warten, oder zwei. Jetzt würde er erst einmal den Laufbrunnen reparieren, und Valentin half ihm vielleicht dabei, soweit er das mit seinen sechs Jahren konnte.

Beim Heimweg zum Hof hielt er seinen Neffen an der Hand und überlegte bereits, wie er die morschen Bretter der Wasserrinne des Brunnens am geschicktesten ersetzen könne. Und vielleicht könnte er ja Valentin auch zeigen, wie man in der Wasserrinne des Laufbrunnens Papier-Schiffchen fahren lässt.

April 1993

Anmerkung: Diese Geschichte existiert in erweiterter Form auch als Darkover-Geschichte.

Liebe und Leid in der Bretagne oder die Leiden der jungen Johanna

Diese Geschichte spielt in der Bretagne. Den Anfang dieser Geschichte (das Kapitel über Klara) schrieb ich im Mai 1992 in Gemeinschaftsarbeit mit zwei anderen Schülerinnen bei einem Sprachkurs in Lausanne, auf Französisch. Noch während des Sprachkurses ergänzte ich das Kapitel über Johanna. Im Herbst 2003 überarbeitete ich die Geschichte und ergänzte das letzte Kapitel ("Zwanzig Jahre später").

1992+2003

Kap. 1: Klara

Erschöpft stellten die drei Freundinnen ihre Koffer in der Rezeption der Herberge ab. Klara, Bernadette und Johanna hatten eine lange Fahrt hinter sich. Doch als die Wirtin ihnen ihr Dreibettzimmer aufschloss, war alle Müdigkeit vergessen. Wie im Prospekt versprochen, hatten sie ein Zimmer mit Meeresblick, und eben gerade war die Sonne im Meer versunken und sandte ihre letzten rötlich-purpurnen Strahlen über den Horizont. Das Zimmer hatte ein Doppelbett mit nur einem großen Bettlaken wie für Ehepaare und ein einzeln stehendes Bett. Bernadette und Klara einigten sich rasch, das Doppelbett zu nehmen, und überließen Johanna das Einzelbett. Nachdem sie sich frisch gemacht hatten, gab es ein reichliches Abendessen mit mehreren Gängen, das französische 'Diner'.

Als die drei Studentinnen schließlich schlafen gingen, waren sie sich einig, die richtige Wahl getroffen zu haben. Sie hatten vorgehabt, dieses Jahr gemeinsam in den Sommerferien zu verreisen und sich erst nach langem Hin und Her für die Bretagne entschieden. Und nun waren sie endlich am Ziel der Reise.

Am nächsten Morgen erwartete sie ein kleines Frühstück, das sogenannte 'Petit déjeuner', mit frischem französischen Weißbrot, Butter und Marmelade. Die Wirtin bot ihnen auch Müsli an, aber so etwas hier in Frankreich zu essen, hätten die drei irgendwie als Stilbruch empfunden. Gleich nach dem Frühstück liefen die drei Studentinnen im Badeanzug los. Jedoch mussten sie wegen der Klippen eine ganze Weile marschieren, bis sie den Strand erreichten.

Wenn im Reiseprospekt 'direkt am Meer' steht, heißt es halt noch lang nicht, dass man dort auch gleich baden kann.

Am zweiten Morgen war Klara nach dem Frühstück plötzlich verschwunden. Bernadette und Johanna warteten lange auf sie vor der Herberge. Schließlich beschlossen beide allein loszuwandern. Da kam ihnen vor der Herberge ein Mann entgegen, der Klara an der Hand führte. Klara sah erschreckend elend aus. "Was ist los, Klara?", fragte Bernadette. Der Mann antwortete für sie in erstaunlich gutem Deutsch. "Sie wollte von dem Felsen springen. Kümmert Ihr Euch um sie, bitte!" Willenlos ließ sich Klara in ihr gemeinsames Zimmer führen. Sie legte sich ins Bett und war nicht bereit zum Reden. Bernadette und Johanna gingen schließlich wieder nach draußen in den Aufenthaltsraum der Herberge. In der Aufregung hatten sie vergessen, dem Mann zu danken, aber dafür war es jetzt zu spät. Sie wussten weder seinen Namen noch sein Hotel.

Klara lehnte es auch ab, zum Mittagessen, dem 'Dejeuner', was ja eher einem zweiten Frühstück entspricht, in ein Bistro ins Dorf mitzukommen. Bernadette und Johanna hatten dann auch keine Lust dazu. Aber am frühen Nachmittag war Klara wenigstens bereit, einen kleinen Spaziergang am Strand mitzumachen. Bernadette und Johanna hofften, dort mit Klara reden zu können, denn in der Herberge war die Gefahr zu groß, dass von den anderen Gästen jemand etwas von dem Gespräch mitbekommen würde. Außerdem würde Klara die frische Luft sicher guttun.

Der Himmel war nur leicht bewölkt und es wehte lediglich ein schwacher Wind vom Meer. Bis auf das Schreien von Seemöwen und das Rauschen des Meeres herrschte angenehme Stille. Allerdings war die Brandung etwas stärker als bei schönem Wetter üblich, es hatte nämlich in der Nacht gestürmt. Die drei Freundinnen hatten keinen Blick dafür. Alle drei schwiegen, niemand sagte etwas. Schließlich unterbrach Bernadette das Schweigen: "Sag, was ist passiert? Können wir Dir vielleicht helfen?" Klara antwortete mit kaum hörbarer Stimme: "Jens, mein Freund hat eine andere. Wir wollten zu Weihnachten heiraten, wir hatten uns heimlich verlobt. Und jetzt ist alles vorbei!" Klara fing an zu weinen. Bernadette wollte ihr den Arm

um die Schultern legen, aber Klara versteifte sich, dreht ihr den Rücken zu und schwieg wieder.

Johanna nervte die eisige Stille: "Sag doch etwas. Ich finde Dein Schweigen unerträglich. Also, dein Freund hat mit einer anderen geschlafen und du wolltest Dich deswegen umbringen. Das verstehen wir gut, nicht wahr, Bernadette? Aber auch wenn du es Dir jetzt nicht vorstellen kannst – das gibt sich wieder. Ich kenne Jens gut, er ist ja mein Bruder, und ich bin sicher, dass er Dich liebt. Er redet nur von Dir. Aber er ist ein bisschen polygam, wie die Hunde auf der Straße, und gehört zu den Männern, die sich für treu halten, wenn sie nach einem Seitensprung zum Frühstück wieder zurück sind. Das ist ekelhaft, aber so sind nun mal die Männer. Das hört bei Jens bestimmt auf, wenn Ihr erst verheiratet seid. Zumindest hoffe ich das."

Klara schrie auf: "Hör auf mit dieser Klugscheißerei! Du nervst mich. Dass er mit einer anderen fremd geht, ist schlimm genug. Aber dass es eine meiner besten Freundinnen ist – das ist unerträglich!" Bernadette wandte ein: "Ich verstehe nicht, was du meinst. Deine besten Freundinnen, das sind doch wir beide, oder ...?" Klara unterbrach sie: "Du lügst, du verstehst sehr wohl!" Sie zog ein Foto aus der Tasche. Es zeigte Jens und Bernadette Arm in Arm. Klara drehte sich zu Bernadette: "Du gemeines Biest! Ich fand das Foto heute morgen unter dem Tisch." Bernadette war sehr erstaunt, als sie das Foto in Klaras Hand erblickte. Sie zeigte mit dem Finger auf das Bild: "Was, das ist Dein Verlobter? Guter Gott! Jens hat mir nichts von Dir erzählt. Ich habe wirklich nichts davon gewusst, dass Jens Dein Verlobter ist. Glaube mir! Dass Dein Jens und mein Jens derselbe – so ein Saukerl!" Bernadette zitterte vor Wut: "Warte nur, wenn ich Dich wiedersehe! Mir Liebe zu schwören und mit meiner besten Freundin heimlich verlobt zu sein! Wenn ich das gewusst hätte!" Johanna ergänzte seufzend: "Und diese Canaille ist mein Bruder." Klara antwortete nichts. Sie runzelte nachdenklich die Stirn. Wie war es möglich, dass Jens ein Doppelleben führte, ohne dass jemand was merkte? Und dann noch das anstrengende Studium! Oder war das mit den abendlichen Seminaren alles Lüge? Klara hätte geglaubt, dass es so etwas nur in Agentengeschichten gibt. Nach einer kleinen Ewigkeit sagt sie zu Bernadette: "Du hast vielleicht recht. Jens hat uns wohl alle beide betrogen." Dann schwieg sie wieder.

Johanna fand die Stimmung unerträglich. Als sie sich einem Strandcafé näherten, schlug sie vor: "Kommt, wollen wir einen Kaffee trinken?" Die anderen beiden akzeptierten mit einem müden Kopfnicken. Sie betraten den Vorgarten des Cafés mit Tischen und Stühlen. "Ach, seht mal", rief Bernadette zu Klara gewandt, "da ist ja der Franzose, der Dir das Leben gerettet hat!"

An einem der Tische saß der Mann vom Vormittag. Er hatte kurze dunkle Haare mit ein paar grauen Strähnen an der Schläfe und trug eine braun-rote Windjacke. Er hielt gerade eine der für Frankreich typischen großen Tassen mit beiden Händen und trank vorsichtig seinen Café au lait. Die drei jungen Frauen gingen auf ihn zu. Johanna ergriff das Wort: "Entschuldigen Sie bitte, Monsieur, wir möchten uns noch gerne bei Ihnen für die Rettung von Klara bedanken." Der Mann stellte erschrocken seine Tasse ab, dann sah er zu den drei Freundinnen auf, die er vorher nicht bemerkt hatte, und sagte etwas verwirrt: "Oh, guten Tag, die Damen! Also – eh bien – wenn Sie wollen – eh – mir leisten Gesellschaft, setzen Sie sich, bitte. Mögen Sie einen Kaffee?" Ohne die Antwort abzuwarten, rief er der Kellnerin, die gerade aus der Tür kam, zu: "Mademoiselle, encore trois café, s'il vous plait!"

Als die Kellnerin gegangen war, um den Kaffee zu holen, sagte der Mann zu den drei Freundinnen: "Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Jean-Paul Débourg. Ich komme aus Lausanne." Johanna zeigte auf ihre Freundinnen: "Das ist Bernadette und das ist Klara, die kennen Sie ja bereits. Und ich bin Johanna, wir kommen aus Deutschland." Dann setzten sich die drei Freundinnen zu ihm an den Tisch. Jean-Paul erzählte, dass er Geschichte studiert habe und jetzt in seiner Doktorarbeit über die Kelten in der Bretagne forsche. Zur Zeit sei er auf der Suche nach Spuren einer keltischen Göttin, die nach der Christianisierung als katholische Heilige weiter verehrt wurde. Jean-Paul wusste viel über die Märchen und Mythen der Region zu erzählen. Ehe sie sich versahen, wurde es Zeit für das Abendessen in der Pension, und sie verabredeten sich für den nächsten Tag.

Johanna versuchte, ihre beiden Freundinnen dazu zu bringen, sich mit Jens zu versöhnen. Immerhin war er ja ihr Bruder. Bernadette und

Klara lehnten es kategorisch ab. Schließlich rief Johanna nach dem Abendessen selber Jens an, erzählte ihm, was passiert war und machte ihm Vorwürfe. Er aber erklärte kühl, dass er ganz zufrieden mit diesem Ergebnis sei, denn er fühle sich noch zu jung, um sich fest zu binden. Er wolle Vergnügen und freie Liebe. Heiraten und dergleichen sei nichts für ihn. Wütend knallte Johanna den Hörer auf die Gabel.

Am nächsten Morgen erwartete Jean-Paul die drei jungen Frauen mit seinem Auto vor der Herberge. Er hatte eine Citroën-Ente. "Darf ich Sie in meine Kutsche mit zwei Pferden einladen?", fragte er sie. "Wieso zwei Pferde?", fragte Johanna. Jean-Paul lächelte: "Auf Französisch nenne wir diese Oldtimer-Autos 'deux chevaux', das heißt 'zwei Pferde'. Sie werden schon lange nicht mehr hergestellt." Johanna runzelte die Stirn. Französisch war doch eine schwere Sprache. 'Cheval' heißt Pferd, aber der Plural heißt 'chevaux', erinnerte sie sich dunkel. Sie war froh, dass Jean-Paul deutsch konnte. Er aber deutete ihr Stirnrunzeln falsch: "Oh, 'zwei Pferde' bedeutet nicht '2 PS', meine Kutsche hat viel mehr Pferdekraft!" Johanna erklärte: "In Deutschland nennt man diesen kleinen Citroën 'Ente'. Jean-Paul schien diese Bezeichnung nicht zu behagen. 'Ente' wäre für seine noble zweipferdige Kutsche eher eine Beleidigung, fand er. Als Kavalier öffnete er mit einer einladenden Geste die Beifahrertür und klappte die Lehne des Beifahrersitzes vor, damit sich zwei der Studentinnen hinten hinsetzen konnten. Aber alle drei jungen Damen strebten gleichzeitig zum Rücksitz. Klara reagierte schnell. "Lass' mich und Bernadette hinten 'rein, Johanna, Du mit Deinen langen Beinen sitzt besser vorne.

In den nächsten Tagen holte Jean-Paul fast jeden Nachmittag die drei Studentinnen mit seinem Auto ab und unternahm mit ihnen Ausflüge in die Umgebung. Sie sahen auf diese Weise viel von der Bretagne – kleine Dörfer, Fischerhäfen, pittoreske Städtchen, Märkte und viel von der Landschaft, was sie mit dem Fahrrad oder dem Bus sonst kaum alles gesehen hätten. Jean-Paul wusste unglaublich viel zu erzählen. Es war offensichtlich, dass er sich für die drei jungen deutschen Frauen interessierte. Manchmal lud Jean-Paul die drei jungen Frauen unterwegs noch irgendwo zum Abendessen in verschiedenen Bistros oder Restaurants in den Dörfern und Städtchen ein. Dann waren sie erst spät in der Nacht zuhause.



Bild: Auf der Klippe¹

Kap. 2: Johanna

Klara und Bernadette schrieben mit viel Gekicher zusammen eine ironische Postkarte an Jens und nahmen sich vor, ihn für immer zu vergessen. Sie wollten sich wegen einem Mann den Urlaub nicht verderben lassen. Johanna war traurig. Sie wäre gerne mit einer ihren besten Freundinnen verschwägert gewesen. Auch beneidete Johanna Klara und Bernadette insgeheim, dass die beiden sich so nahe waren, während sie ihr gegenüber etwas distanzierter waren. Sie konnte doch nun wirklich nichts für ihren Bruder!

Trotz ihres Vorsatzes, Jens zu vergessen, waren Klara und Bernadette etwas stiller und nachdenklicher als gewöhnlich und ließen sie keinerlei Annäherungsversuche zu, auch wenn sie Jean-Paul sehr charmant und nett fanden. Sie wollten vorerst höchstens Kameradschaft mit Männern, keine neuen Beziehungen, erklärten sie Johanna eines Abends vor dem Einschlafen, als diese sie fragte, wie sie Jean-Paul fänden. Johanna selbst wollte sich grundsätzlich nicht vor dem Ende des Studiums auf irgendeinen Mann einlassen, auch

¹ Foto: Chris an der Westküste von Irland 1992

keinen Urlaubsflirt. Erst den Beruf dann erst Familie, fand sie. Außerdem hätte es zu einer Entfremdung zu ihren Freundinnen geführt, wenn sie sich auf Jean-Paul eingelassen hätte. Aber irgendwie fühlte sie sich von dem französischen Wissenschaftler ja schon angezogen.

Weil Semesterferien an der Universität nur vorlesungsfreie, aber keine arbeitsfreie Zeiten sind, saß Johanna einen großen Teil der Zeit an dem Tisch im Gemeinschaftsraum der Herberge und lernte, während ihre Freundinnen allein etwas unternahmen oder irgendwo am Strand Romane lasen. Im Oktober stand Johannas Prüfung in Mathematik bevor. Eines Vormittags kam Jean-Paul unerwartet in die Herberge, um die drei Freundinnen zu fragen, ob sie Lust zu einem größeren Ausflug hätten. Er grüßte Johanna, aber diese reagierte nicht. Sie hatte sich dicht über einige Bücher, Skripte und eine Unmenge von Zetteln gebeugt. Daraufhin tippte er ihr auf die Schulter. Johanna zuckte erschrocken zusammen, drehte sich um, blinzelte, und als sie ihn sah, lächelte sie. Sie erklärte: "Das ist für meine Matheprüfung. Wenn ich Differential-Gleichungen wie diese hier löse, muss ich mich so stark konzentrieren, dass ich nichts mehr um mich herum wahrnehme. Aber es macht mir Spaß, so knifflige Aufgaben zu lösen." Jean-Paul und Johanna fingen an zu plaudern. Dann gingen sie spazieren. Einige Stunden später sahen Klara und Bernadette, die am Strand gewesen waren, die beiden Hand in Hand zur Herberge zurückkehren.

Am Abend erzählte Johanna ihren Freundinnen: "Ich verstehe mich selbst nicht. Als er mir eine Ausgrabungsstelle zeigte und mich an der steilen Böschung an der Hüfte stützte, da wurde mir so ganz anders zumute." Klara und Bernadette warfen sich amüsiert Blicke zu. So kannten sie ihre nüchterne Freundin noch gar nicht. Klara erklärte vorsichtig: "Das Gefühl kenne ich. Ja, Jean-Paul ist wirklich ein sehr ungewöhnlicher Mann." Sie vermied es, das Wort ‚Verliebtheit‘ oder ‚Liebe‘ zu benutzen.

Als Jean-Paul am nächsten Morgen die drei jungen Frauen abholen kam, erklärten Klara und Bernadette, dass auch sie etwas für die Uni zu tun hätten, und ließen Jean-Paul allein mit Johanna losziehen. Kaum waren die beiden aus dem Haus, sagte Bernadette zu Klara: "Was schätzt du, wie lange Jean-Paul braucht, bis unsere Miss

Kühlschrank sich von ihm küssen lässt?" Klara biss sich auf die Unterlippe: "Keine Ahnung. Zumindest wissen wir jetzt, dass sie nicht lesbisch ist. Wir hätten ihr also nicht das Einzelbett anbieten brauchen. Aber sei vorsichtig mit Johanna! Wenn wir ihr jetzt sagen, sie sei wohl verliebt, dann ist es bei ihr sofort zuende mit den Gefühlen." Klara versuchte, Johannas Stimme zu imitieren: "Gefühle sind unlogisch. Die Partnerwahl sollte besser mit dem Verstand erfolgen."

Klara lachte. Dann aber seufzte sie laut: "Ach Jens!", und pfefferte das Buch, welches sie in der Hand hielt, in die Ecke. Bernadette nahm Klara vorsichtig in den Arm. Klara schluchzte. Nach einer Weile fragte Bernadette: "Sag mal, wolltest du neulich wirklich von der Klippe springen?" Klara räusperte sich, bis sie einen Ton herausbrachte, dann flüsterte sie fast: "Ich weiß es nicht. Eigentlich wollte ich mich oben an der Klippe, wo man diesen schönen Ausblick hat, ins Gras setzen und Jens einen bitterbösen Brief schreiben und Dir dann auch, dass Ihr bleiben mögt, wo der Pfeffer wächst, und dann einfach abreisen." Klara atmete heftig: "Doch dann dachte ich, wenn er mich wenigstens mit einer fremden Frau betrogen hätte statt mit meiner liebsten Freundin!" Wieder schluchzte Klara, diesmal noch heftiger. Bernadette strich ihr tröstend über das Haar. Worte waren jetzt nicht angebracht, spürte sie.

Die nächsten Tage gingen die drei Freundinnen wieder gemeinsam baden oder unternahmen, wenn Jean-Paul kam, gemeinsame Ausflüge. Klara und Bernadette ließen Johanna nicht allzu oft Gelegenheit, mit Jean-Paul alleine zu sein. Johanna hatte sich verändert. Einmal saßen Klara und Bernadette lesend in ihrem Herbergszimmer, als sich Johanna für einen Konzertbesuch mit Jean-Paul in der Stadt zurecht machte. Sie fragte die anderen beiden um Rat, was sie anziehen sollte. Sie konnte sich nicht zwischen einem blauen und einem roten Pullover entscheiden. Klara ließ ihr Buch sinken und antwortete ironisch: "Wozu so viel überlegen? Am besten wirst du ihm wohl gefallen, wenn du gar nichts anhast. Die Männer sind wie Hunde auf der Straße. Das hast du selbst gesagt, nicht wahr? Lass es bleiben, die Männern lohnen nicht die Mühe." Johanna entschied sich schließlich für den blauen Pullover und eilte los.

Bernadette setzte sich neben Klara: "Bist du eifersüchtig?" Klara schmunzelte: "Etwa wegen Jean-Paul? Nein, absolut nicht! Im Augenblick interessieren mich Männer überhaupt nicht." Bernadette schaute Klara intensiv ins Gesicht: "Was dann?" Klara setzte sich neben Bernadette und erklärte: "Ich mache mir Sorgen um Johanna. Wenn das mal gut geht! Sie ist so unerfahren mit Gefühlen. Jens hat mir erzählt, dass sie sich ganz gefühllos gab, als Ostern ihre Katze starb. Sie sprach davon, dass sie sich wegen der Mäuse sofort eine neue Katze anschaffen sollten. Aber andererseits lief sie danach tagelang mit einer fleckigen Bluse herum, ohne es zu merken, und Jens sagte, sie sei sogar mit dem Fahrrad gegen ein parkendes Auto geknallt. Sie kann offenbar nicht mit Gefühlen umgehen." Bernadette knurrte: "Du ja möglicherweise auch nicht. Und Trauer um eine tote Katze ist doch was völlig anderes als eine erste Liebe!" Klara blieb skeptisch: "Was ich in der Vorlesung über den schizoiden Charaktertyp gehört habe, gibt mir zu denken. Weißt du, dass zum Beispiel ..." Bernadette unterbrach: "Vergiss deine blöden Theorien. Wenn die meisten Verrückten bei ihrer ersten Liebe ausflippen, heißt das noch lange nicht, dass jeder verrückt wird, der sich das erste Mal verliebt." Sie lachte: "Johanna würde Dir das jetzt bestimmt mithilfe der Mengenlehre beweisen können." Klara gab keine Antwort. Bernadette lehnte sich etwas an sie: "Ach, übrigens, würdest du als angehende Fachfrau psychisch ausrasten, wenn du mit lesbischen Gefühlen konfrontiert würdest, oder bist du auch schizoid, oder wie man das nennt?" Klara lächelte, dann sah sie Bernadette in die Augen: "Es käme ganz darauf an, wer es ist, etwa Du?" Bernadette lächelte verlegen: "Ich weiß nicht so recht, ob es das ist, was meinst Du?" Dann lehnte sie sich noch enger an Klara.

Draußen war schönes Wetter, auch wenn es etwas windig war. Vor der Herberge wartete Johanna auf Jean-Paul. Sie setzte sich unter einem Baum auf das hölzerne Gatter einer Schafweide, etwa hundert Meter neben der Herberge, von wo aus sie die Zufahrt zur Herberge überblicken konnte. Sie sang "Parlez-moi d'amour" mit ihrer Altstimme, wenn auch etwas schief. Dann schaute sie auf die Uhr: "Seize heures, mon ami, tu es très tard! (16 Uhr, mein Freund, du bist sehr spät)", murmelte sie. Aber Jean-Paul war immer noch nicht da. Schließlich fing Johanna an, "Les feuilles mortes" zu summen.

Nach einer langen Wartezeit hörte sie endlich Jean-Pauls Citroën-Ente näherkommen, und sah ihn vor der Herberge halten. Aber bevor Johanna zu ihm hinlaufen konnte, kam eine andere Frau aus der Herberge, stieg zu Jean-Paul ins Auto, und sie fuhren davon. Wegen der Entfernung konnte Johanna die Frau nicht erkennen. Versteinert blieb sie einige Minuten regungslos stehen. Sind Männer tatsächlich wie die Hunde auf der Straße? Johanna fing an zu laufen. Es war nicht weit bis zur Klippe, von der einige Tage zuvor Klara hinunterspringen wollte.

Klara und Bernadette lagen Arm in Arm auf dem Bett in ihrem Zimmer und plauderten. Plötzlich zuckte Klara zusammen und rief leise "Oh". Bernadette versuchte sie zu beruhigen: "Das ist nur beim ersten Mal. Beim zweiten Mal wird es sicherlich weniger Angst machen." Klara antwortete bleich: "Mir war, als hätte ich eben eine weiße Gestalt gesehen. Sie sah ein wenig so aus wie die Statue von der Heiligen in der Kirche, die uns Jean-Paul gestern gezeigt hat. Er sagte, dass es eigentlich eine keltische Göttin gewesen sei. Bernadette beruhigte sie: "Ach, das sind doch bloß Deine Schuldgefühle! Du bist wahrscheinlich genauso religiös erzogen worden wie ich. Außerdem, wenn Du eine Göttin siehst und keinen Teufel, dann ist das doch eher eine positive Bestätigung, oder?"

Einige Zeit später hörten sie vom Flur die Stimme von Jean-Paul und die einer Frau. Klara war erschrocken und fragte: "Das ist doch aber nie im Leben Johanna, die mit Jean-Paul redet. Was ist da los?" Sie stand auf und öffnete die Tür. Draußen sah sie Jean-Paul mit der Wirtin und einem fremden Mann. Verwundert fragte sie Jean-Paul: "Wo ist Johanna? Ist sie nicht bei Dir?" – "Nein, wieso", antwortete er. In seiner Aufregung war sein Deutsch diesmal von einem starken französischen Akzent überlagert: "Ist etwas passiert? Wir sind um 6 Uhr des Nachmittags verabredet. Ich sie nicht gesehen, ich war gerade mit Eurer Wirtin am Bahnhof, um ihren Mann abzuholen. Er war in Paris. Darf ich vorstellen: Das ist Claude, er ist Hobby-Archäologe und hat wichtige Tipps für mich." Klara erschrak: "Johanna ist vor fast einer Stunde losgegangen, um sich mit Dir zu treffen, und noch nicht zurückgekommen!" Sie eilte hinaus. Bernadette rannte hinterher. Die Wirtin rief inzwischen beim Bahnhof an und fragte, ob Johanna vielleicht dort gesehen worden war. Das

kam öfters vor, dass ein Gast plötzlich abreiste, wenn sich Reisegefährten zerstritten hatten. Aber niemand hatte Johanna gesehen.

Erst am Abend fand schließlich einer der Männer Johanna unter der Klippe. Doch es war leider zu spät.



Die Klippe¹

Kap. 3: Zwanzig Jahre später

Bernadette hatte einige Jahre später den Mann gefunden, der 'anders' war als die anderen Männer. Aber dieser ließ sie sitzen, als sie schwanger war. Bernadettes Tochter Anneken besucht jetzt das Gymnasium und lernt mit Begeisterung Französisch. Klara hat leider überhaupt keinen heiratswilligen Mann gefunden und lebt jetzt notgedrungen nur für ihren Beruf und ihre Patienten. Klara ist auch die Patentante von Bernadettes Tochter und kümmert sich rührend um sie. Zur Zeit ist sie allerdings etwas frustriert, weil Anneken in dem Alter ist, in dem junge Mädchen nicht gerne mit Erwachsenen zu tun

¹ Foto: Kap der Guten Hoffnung, 1977

haben. An Johanna denken die beiden Freundinnen nur noch selten, immerhin sind inzwischen zwanzig Jahre vergangen.

An einem Freitag spätabends klingelte Klaras Handy. Es war Bernadette: "Entschuldigung, wenn ich so spät störe. Anneken ist seit vorgestern auf Klassenreise, und mir fällt die Decke auf den Kopf. Ich muss einfach mal eine menschliche Stimme hören."

Eine dreiviertel Stunde später war Klara bei Bernadette. Sie hatte ihr Nachtzeug dabei und sogar noch schnell geduscht. Es war ja nicht auszuschließen, dass Bernadette plötzlich wieder Interesse für Zärtlichkeiten wie damals zeigen würde. Klara hoffte, dass es nicht so kommen würde, aber sie wollte für den Fall eines Falles auf ihre Freundin nicht durch Körpergeruch abstoßend wirken. Die beiden Frauen tranken zusammen Kräutertee, redeten über Gott und die Welt, vor allem über Annekens Probleme in der Schule. Dieser drohte eine 'Fünf' in Mathe, und es fand sich kein geeigneter Nachhilfelehrer. Dann machte Bernadette Annekens Kinderbett für Klara zurecht, wobei sie bemerkte: "Wie gut, dass Du nicht so lange Beine hast wie Johanna, sonst hättest Du mit mir in meinem Bett übernachten müssen." Dass Klara dagegen nichts einzuwenden gehabt hätte, sagte sie lieber nicht. Sie setzte sich auf das frisch gemachte Bett und wünschte Bernadette eine gute Nacht.

Bernadette verließ aber nicht wie erwartet Annekens Kinderzimmer, sondern setzte sich neben Klara auf die Bettkante, ohne Klara zu berühren, dann platzte sie heraus: "Ich glaube, es wäre besser gewesen, wenn **ich** Selbstmord gemacht hätte, und Johanna oder Du wäret Annekens Mutter. Ich glaube, ich habe versagt." Klara lachte: "Johanna hätte mit der einen Hand ihre Kinder beim Stillen gehalten und mit der anderen Hand Formeln in den Computer getippt. Und wenn eines ihrer Kinder schreiend mit verbranntem Finger angerannt gekommen wäre, dann hatte sie nur kühl gesagt: "Das ist ein ganz natürlicher Prozess. Wenn organische Materie hohen Temperaturen ausgesetzt wird, zersetzt sie sich. Soll ich Dir mal die chemische Formel dazu aufschreiben?" Bernadette lächelte schwach: "Ich glaube, Du übertreibst. So krass war Johanna nun auch nicht." Klara fuhr fort: "Nein, Bernadette, Du bist schon die bestgeeignete Mutter von uns dreien. Auch ich wäre keine geeignete Kindsmutter

geworden. Weißt Du, dieser Spruch von Pfarrers Kindern und Müllers Vieh, der gilt im Grunde auch für uns Psychologen."

Bernadette blieb nachdenklich: "Was meinst Du, ich denke manchmal, wenn wir damals nicht geschmust hätten, sondern ganz normal spazieren gegangen wären, dann hätten wir Johanna zur Klippe laufen gesehen und sie vom Springen abhalten können. Oder wenn ich wenigstens bei der Erscheinung der keltischen Göttin richtig reagiert hätte, statt zu psychologisieren!" Klara war etwas ärgerlich: "Ich denke, darüber haben wir schon oft genug gesprochen! Es war doch klar, dass es bei dem Wind an dem Tag höchst unwahrscheinlich gewesen wäre, dass wir oben auf den Klippen spazieren gegangen wären. Wir hätten eher im Café am Strand gesessen und von Johanna nichts bemerkt. Und wir hätten Johanna auch nicht retten können, wenn wir gleich bei der Geister-Erscheinung reagiert und zur Klippe gerannt wären. Denn zu diesem Zeitpunkt war Johanna bereits tot, wie der Arzt später festgestellt hatte. Aber gehen wir die Sache ruhig noch einmal durch."

Klara stand auf und ergriff drei von Annekens Kuschtieren. Wie in vielen Kinderzimmern von kleinen Mädchen wimmelte es hier von allen möglichen undefinierbaren Stoff- und Plastiktieren. Bernadette wurde etwas wehmütig zumute. Wie oft hatte sie mit Anneken damit gespielt, oder Klara, wenn diese ihr Patenkind besuchte. Aber damit war es vorbei, und nur allzu bald würde Anneken ihre Kuschtiere auf dem Flohmarkt verscherbeln und ihr Zimmer mit irgendwelchen Plakaten von Popstars schmücken, oder was auch immer ein Teenager von heute so an seine Wände klebt. Wenn Anneken nur wenigstens nicht mit Piercing anfing oder unbedingt eine Ratte mit einem langen nackten Schwanz haben will, hoffte Bernadette.

Klara setzte die drei Stofftiere auf den Boden und erklärte: "Vergegenwärtigen wir uns die Situation. Also, das da ist Johanna auf dem Weg zur Klippe, und die anderen beiden sind jetzt wir, die wir Johanna hinterher rennen." Bernadette zögerte, irgendwie wirkte die Sache albern, aber dann beugte sie sich vor und nahm eines der Kuschtiere in die Hand. Plötzlich war ihr, als wäre die Zeit zurückgedreht worden und sie wieder als junge Studentinnen in der Bretagne.

Außer Atem rief Bernadette: "Johanna? Wohin so eilig? Halt!" Johanna blieb stehen, sah sich zu den Freundinnen um, dann wieder zur Klippe. Sie zögerte. Inzwischen hatten die beiden Freundinnen sie eingeholt. "Johanna, was ist?" wiederholte Bernadette. Johanna stammelte: "Jean-Pierre, er ist ..." dann sank sie schluchzend der Freundin in den Arm. Keine der drei jungen Frauen sagte etwas. Nur Johanna schluchzte leise. Der Wind war stärker geworden. Das Schreien der Seemöwen klang düster vom Meer her. "Kommt, setzen wir uns hier in den Windschatten von diesem Felsen dort und reden darüber," schlug Klara vor, und nachher gehen wir einen doppelten Espresso trinken." ...

Bernadette setzte sich wieder auf das Bett. Sie wischte sich eine Träne aus den Augen: "Ja, so hätte es sein können." Klara ergänzte: "Aber nur, wenn wir zufällig zur richtigen Sekunde genau am richtigen Ort gewesen wären. Und das wäre äußerst unwahrscheinlich gewesen." Bernadette blieb nachdenklich: "Ich wüsste nur gerne, warum die keltische Göttin Dir und nicht der Johanna erschienen ist. Dann wäre sie wohl erschrocken von ihrem Weg zur Klippe zurückgekehrt, zwar immer noch traurig, aber wenigstens lebendig." Klara verzog abschätzig das Gesicht und ergriff eine Barbie-Puppe, die achtlos in einer Ecke lag. Sie hielt die Puppe dem Johanna-Stofftier vor die Nase und erklärte Bernadette: "Was wäre, wenn die Heilige, oder meinetwegen deine Göttin, unserer Johanna erschienen wäre? Also, was meinst Du, wie Johanna reagiert hätte?"

Bernadette kicherte und rief mit verstellter Stimme: "Oh, faszinierend, eine echte Geistererscheinung. Wie schade, dass ich keine Messapparatur dabei habe, um deren Magnetfelder zu messen, oder wenigstens einen Fotoapparat!" Dann wurde sie etwas ernster: "Ich glaube, Klara, Du hast recht. Sie hätte eher gefolgert, dass sie übergeschnappt sein müsse, und hätte den erstbesten Psychiater aufgesucht." Klara widersprach nüchtern: "Nein, Bernadette, ein skeptischer Mensch wie Johanna wäre dann sogar erst recht in den Abgrund gesprungen, auch wenn er vorher keine Selbstmordabsichten gehabt hätte. Weißt Du, ein sogenanntes *'religiöses Schlüsselerlebnis'* wie die Erscheinung von Engeln und so weiter steht oft am Anfang einer Schizophrenie. Möglicherweise ist Johanna nur gesprungen, weil sie diese Geister-Erscheinung hatte. Aber ich glaube eher, dass diese Erscheinung, die ich gesehen habe, Johannas Totengeist war als irgendeine warnende Heilige. Zumindest weiß ich, dass ich selbst nicht schizophren geworden bin. Und ich habe auch nie wieder etwas Derartiges erlebt.

Die beiden Frauen saßen eine Weile schweigend nebeneinander auf dem Bett, jede in ihren Gedanken. Dann drückte Klara, einer Eingebung folgend, ihrer Freundin Bernadette das Stofftier in die Hand, welches Johanna symbolisierte, und forderte sie auf: "Erzähle uns Dein Leben, Johanna, wenn Du weitergelebt hättest!" Und zu ihrer eigenen Verblüffung fantasierte Bernadette munter drauflos:

"Wisst ihr, nachdem mit Jean-Paul das Missverständnis erklärt hatte, dass er mich um 6 Uhr Nachmittags und nicht um 16 Uhr abholen wollte, haben wir uns wieder versöhnt. Aber bei mir waren die Liebesgefühle vergangen. Später habe ich dann mein Studium mit Auszeichnung abgeschlossen, und dann eine Doktorarbeit über x-dimensionale Dingsbumse geschrieben, leider nur mit einer 'Eins-Minus'. Tja, und als ich dann fertig war, waren alle als Familienväter geeigneten Männer bereits in festen Händen."

Klara nahm Bernadette die Stoffpuppe aus der Hand und fuhr fort:

"Ja, und bei meiner ersten Stelle bestand ich die Probezeit nicht. Die haben mich wohl für eine Wirtschaftsingenieurin gehalten und verlangten primitives kaufmännisches Zeugs von mir, Renditeberechnung und solchen Quatsch. Nicht mal die aller kleinste Integralrechnung!" Na, und dann war ich arbeitslos. Weder Arbeit noch Freund. Das ganze Leben war sinnlos. Schließlich kam ich in eine Klinik. Aber dort schickten mich die Ärzte zu den Psychologen, und die Psychologen wieder zu den Ärzten. Nach der Entlassung fand ich dann einen einfachen Bürojob. Mehr war wegen der vielen Tabletten nicht mehr drin bei mir. Also ehrlich gesagt, ich bedauere, den Selbstmord damals nicht geschafft zu haben, oder wenigstens den zweiten Selbstmordversuch nach meiner Doktorprüfung. Der Dokortitel hätte sich auf dem Grabstein bestimmt gut gemacht."

Bernadette stieß Klara mit dem Ellbogen in die Rippen: "Lass den Quatsch, das finde ich gar nicht mehr spaßig." Klara war todernst: "Das ist kein Jux, solche Lebensläufe habe ich in meinem Berufsleben als Therapeutin ziemlich oft zu hören bekommen. Von meinem heutigen Wissen her kann ich Dir sagen, dass Johanna spätestens mit Mitte dreißig in der Psychiatrie gelandet wäre, genauso wie ihr

Bruder. Sie war erblich belastet. Heute wäre das kein Problem, da gibt es Psychotherapien ohne viel Medikamente, aber damals, da hat mein Berufstand ausschließlich klassische Neurosen behandeln können, und auch das zum Teil nur auf haarsträubende Weise."

Bernadette war verblüfft: "Wie, Jens auch?" Klara hielt sich erschrocken die Hand vor den Mund: "Wusstest Du das nicht? Sowohl Johannas Vater als auch Jens sind seit Jahrzehnten in nervenärztlicher Behandlung. Die Ehe von Jens ist wohl nicht so toll gelaufen, da brach die Erkrankung dann aus, als seine Frau beim dritten Kind zur Entbindung im Krankenhaus war. Jens fühlte sich wohl als Babysitter von zwei Kleinkindern überfordert. Glücklicherweise ist nichts Ernstes passiert. Wie gesagt, Jens Mutter rief mich an, und ich habe ihn dann in die Psychiatrie gefahren."

Bernadette ging noch einmal einen Gute-Nacht-Tee machen. Klara folgte ihr in die Küche. Während sie den Tee aus dem Kessel in die Kanne goss, fragte Bernadette: "Sag mal, hast du eine Ahnung, was eigentlich aus Jean-Pierre geworden ist? Hat der vielleicht zufällig Kinder in Annekens Alter? Jetzt, wo Anneken Französisch lernt, wäre das doch ganz praktisch." Klara zuckte die Schultern. "Es tut mir leid, ich weiß es nicht. Und wenn, dann würde ich es nicht gut finden, den Kontakt aufzufrischen. Ich denke, die ganze Geschichte wäre zu belastend für Anneken."

Es war schon Mitternacht vorbei, als die beiden Frauen endlich ins Bett kamen. Am nächsten Morgen klingelte das Telefon um 7 Uhr. Anneken wollte ihrer Mutter einfach nur 'Hallo' sagen. Wenigstens bei ihr war die Welt noch in Ordnung.

Ende



Anmerkung zu dieser Geschichte

Den Anfang dieser Geschichte (das Kapitel über Klara) schrieb ich im Mai 1992 in Gemeinschaftsarbeit mit zwei anderen Schülerinnen bei einem Sprachkurs in Lausanne, auf Französisch. Noch während des Sprachkurses ergänzte ich das Kapitel über Johanna. Im Herbst 2003 überarbeitete ich die Geschichte und ergänzte das letzte Kapitel ("Zwanzig Jahre später").

1992+2003

Das Erdbeben in Armenien 1989

Bei dem Erdbeben in Armenien im Jahre 1989 kam die Mutter meiner russischen Brieffreundin Swetlana ums Leben, die zu dieser Zeit in Leninakan arbeitete. Als ich das Gedicht im Juli 1989 schrieb, wusste ich noch nicht, ob auch Swetlana selbst umgekommen war oder nicht. Dieses Gedicht habe ich auch ins Russische übersetzen lassen.

Das Erdbeben von Leninakan

Ach, seht doch da unten im Talgrund die Trümmer
von Leninakan, der Stadt ohne Glück!
Hier rechts war der Bäcker und dort mein Büro,
und dies war die Straße der Händler.¹

Da steht noch ein Pfeiler der uralten Brücke,
daneben am Ufer befand sich der Markt,
wo morgens die Bauersfrau gern hat verkauft
die Früchte des Felds und des Gartens.²

Noch manches Mal lief ich zum Ort der Verwüstung,
schob mühsam zerbrochene Balken beiseit'
und suchte inmitten der Berge von Schutt
verzweifelt nach all' meinen Lieben.

Dann hör' ich im Geiste die Toten noch schrei'n,
die unter den Trümmern begraben,
als sterbend sie konnten sich nicht mehr befrei'n.
Ach, mögen sie Frieden nun haben!

Chris, Juli 1989

¹ In der Armenischen Sowjetrepublik gab unter Gorbatschow 1989 schon private Händler.

² Die Kolchosbauern durften auf diesen Märkten die Produkte ihrer privaten Felder und Gärten verkaufen.

Gruselgeschichte

Es war schon spät am Nachmittag, als mich mein Meister noch losschickte. Er gab mir ein Couvert mit: "Hier, nimm das mit, aber wehe Dir, du machst es auf oder liest gar in dem Buch darin!" Ich wusste, da lässt der Meister nicht mit sich spaßen, und ging gleich los.

Um den Weg abzukürzen, ging ich über die Felder. Der schöne Sommertag ging dem Ende zu, Wolken zogen herauf, und es wurde schwül. Hoffentlich bin ich noch vor dem Gewitter dort, dachte ich. Inzwischen erreichte ich am Hexenfelsen den Wald. Dort sollen noch im späten Mittelalter heidnische Riten zelebriert worden sein, sogar Menschenopfer, wie einige sagen. Angeblich spukt es dort noch heute. Ab und zu findet man hier unter dem Felsen Tote mit zertrümmerten Gliedern. "Selbstmord" steht dann im Polizeiprotokoll. Bei der Dorfjugend von Gelling gilt es als Mutprobe, beim Hexenfelsen eine Nacht zu verbringen.

Im Wald ging ich etwas schneller. Zwischen den dunklen Bäumen sieht man nach Einbruch der Dunkelheit kaum noch den Weg, lediglich einzelne Birken schimmern fahl in der Dämmerung. Im Teufelsmoor quakten bereits die Frösche, während man aus der Ferne dumpf eine Kirchenglocke herüberhallen hörte. Es fing schon an zu tröpfeln, aber ich kam noch an, bevor der Regen losging. Ein älterer Mann mit schwarzem Haar und struppigem Bart machte mir auf, als ich klopfte. Er hielt eine brennende Kerze in der Hand.

"Guten Abend, ich möchte gern den Herrn Graf sprechen", sagte ich. "Bitte sehr, folge mir!" sagte er mit einer monotonen Stimme, die so völlig unmenschlich und so ungewöhnlich tief klang, dass mir schauerte. Dazu sprach er auch noch so abgehackt, jede Silbe für sich. Er führte mich ins Arbeitszimmer. Die Möbel waren alt, und ein dicker Teppich bedeckte den Boden. An den Wänden hingen einige Waffen, und auf dem Schreibtisch lag ein blutiges Messer, doch ich achtete nicht weiter darauf.

Der Graf erhob sich, als ich reinkam. Ich begrüßte ihn. Auf dem einen Fuß hinkte er etwas, als er auf mich zukam. "Haben Sie das Couvert mitgebracht?" fragte er mich leise, so dass es der Diener nicht hören

konnte. Ich reichte es ihm. Er prüfte den Umschlag und schloss ihn dann ungeöffnet in seinen Schreibtisch ein. Den Schlüssel steckte er in seine Tasche. Danach wandte er sich wieder mir zu: "Dein Glück, dass du das nicht aufgemacht hast" Aus dem Keller hörte man auf einmal einen markerschütternden Schrei einer weiblichen Stimme: "Neiinn", die dann in einem langen Todesschrei erstarb. "Was war das?" fragte ich. "Ach, nichts weiter, nur mein Sohn – es ist halt sein Hobby. Aber kommen Sie jetzt, Johann bringt Sie jetzt in den Keller." Ich wollte protestieren: "Aber..." Doch man ließ mich nicht ausreden: "Ja, kommen Sie nur!" sagte Johann mit seiner unheimlich tiefen und monotonen Stimme, dabei fasste er mich am Ärmel. Er nahm wieder eine Kerze aus dem Kandelaber und wandte sich zur Tür.

Auf der Kellertreppe schlug uns eisige, modrig riechende Luft entgegen. Langsam zog er mich hinunter. Bei dem schwachen Kerzenlicht sah man kaum seine eigenen Füße. Der Geruch wurde stärker. Unten kam uns der Sohn des Hauses entgegen. Als ich beim Näherkommen plötzlich einen Schritt vor mir seine Eckzähne erblickte, die bis zum Kinn herabreichten und dazu auch noch etwas phosphoreszierten, wurde mir schwach in den Beinen, und ich fiel in Ohnmacht. Ich spürte noch, wie ich angehoben und weggetragen wurde. Hinter uns fiel krachend eine schwere, eiserne Tür ins Schloss...

* * *

Durch einen beißenden Geruch kam ich wieder zu mir. Ein greller Lichtschein war auf mich gerichtet. "Er kommt wieder zu sich", sagte eine Stimme. Voller Grauen machte ich die Augen auf. Der Sohn des Grafen stand neben dem Bett. Jetzt ohne seine Eckzähne. "Es tut mir leid, dass Dich die Plastikzähne so erschreckt haben. Als ich heute Morgen bei Radio Müller die neue Dracula-Video-Kassette gekauft habe, gab es sie als kostenloses Werbegeschenk." – "Ach, dann war dieser Schrei vorhin von diesem Film! Aber warum im Keller?" "Na, wegen der kaputten Lichtleitung. Nur im Luftschutzkeller geht noch Licht im Augenblick. Hier, sieh' mal, was für eine dicke Eisentür der Raum hat – wie in einem Schauerroman." Er bewegte die Tür hin und her. "Schade, dass sie nicht quietscht, gell?!" "Lass' ihn doch mit deinem Dracula-Fimmel in Ruhe", wandte der Graf ein, der gerade zur

Tür hereinhinkte. "Ach, es ist schon gut, Herr Graf", entgegnete ich. "Wieso Graf?" fragte dieser. "Ich heiße Graef, Oberforstrat Graef... Sind Sie wieder soweit o. k., dass Sie die Lichtleitung reparieren können? Wir hatten nämlich letzte Woche einen Wasserrohrbruch, der den Sicherungskasten unter Wasser setzte. Der ganze Keller war überschwemmt. Haben Sie nicht diesen Modergeruch bemerkt? Wenn Sie wenigstens die Ölheizung noch heute Abend wieder in Gang bringen können!" "Schon gut", sagte ich. Eine halbe Stunde später war alles repariert, und ich konnte neue Sicherungen 'reinschrauben.¹ Danach ließ ich mir die restlichen unheimlichen Dinge erklären.

Das blutbefleckte Messer stammte von einem Versuch des Försters, sich eine Warze am Fuß wegzuschneiden. Die monotone Stimme des Johann, der übrigens Forstgehilfe war und kein Diener, rührte von einer Kehlkopfkrebsoperation her. Dass er überhaupt noch sprechen konnte, verdankte er der Elektronik. So künstliche Stimmen gibt es noch gar nicht lange. Nur die Sache mit dem Couvert bekam ich nicht erklärt. Es handele sich um verbotene politische Literatur. Mehr wollte der Förster nicht verraten.

Einige Zeit später, die politische Situation hatte sich geändert, sagte mein Meister (heute heißt es ja Ausbilder) zu mir: "Hören Sie mal, Sie erzählen manchmal von diesem "Spukerlebnis" im Forsthaus: Das Buch, dass ich Ihnen damals mitgab, war nichts Politisches, wie Sie immer erzählen. Sie bringen mich damit unter Umständen in Schwierigkeiten. Jetzt, da sich immer mehr alte Hausmittel als richtig erweisen, kann ich es Ihnen ja anvertrauen: Es war in Wirklichkeit ein Handbuch zum Besprechen von Warzen."

Aber ob ich ihm das glauben soll?

Chris, September 1978

Anmerkung:

Als ich diese Geschichte schrieb, waren Videorekorder noch eine Neuheit auf der Funkausstellung. Videos gab es damals meines Wissens in Deutschland noch nicht zu kaufen, erst recht nicht Horror-Videos. Dies ist einer der Fälle, wo meine SF-Ideen inzwischen von der Wirklichkeit überholt wurden.

Chris, 2006

¹ Damals waren noch Schmelzsicherungen üblich, die man ersetzen musste.

Spuk im Fischerhaus

Letzten Sommer machten Anne und ich für zwei Wochen Urlaub im Ausland am Meer. Nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch nicht verrate, wo sich die Geschichte abgespielt hat, aber die Gegend ist vom Massentourismus noch nicht entdeckt und ich möchte, dass es dabei bleibt. Wir hatten uns dort ein Ferienhaus am Rande eines kleinen Fischerdorfes gemietet. Der Hafen liegt in einer kleinen Bucht, und abseits vom Dorf stehen einzelne Fischerhäuser an der Küste mit Strohdächern und weißgekalkten Wänden. Die Fenster sind aus lauter kleinen Scheiben zusammengesetzt. Zum Badestrand war es allerdings ziemlich weit zu laufen.

Es gibt in dieser Gegend auch Neubauten, die genauso aussehen wie die alten Fischerhäuser, aber unser Vermieter versicherte uns, dass das Ferienhaus, das Anne und ich für ein paar Wochen gemietet hatten, ein echtes altes Fischerhaus war. Innen war es jedoch ganz modern eingerichtet. Zuerst kam man in einen kleinen Flur mit Garderobe, links war das Bad und geradeaus ein großer Raum, der Wohnzimmer und Schlafzimmer in einem war. Wenn man die Sofas umklappte, wurden sie zu Betten. An der Wand zum Bad war eine Küchenzeile eingebaut. Pantry-Küche nannte das der Reisekatalog. Aber wir benutzten sie kaum. Zum Essen gingen wir ins Dorf zum Vermieter, der auch den Gasthof dort betrieb. Wir hatten Vollpension gebucht.

Mit dem Wetter hatten wir großes Glück, es war herrlich. Gleich am ersten Tag liehen wir uns im Hafen ein Ruderboot und ruderten hinaus. Vom Meer hatte man einen wunderbaren Blick auf die Küste mit den Felsen, gegen die die Brandung schlug, und den weißen Fischerhäusern über den Klippen. Am Nachmittag wanderten wir zum Badestrand am anderen Ende des Dorfes und schwammen dort ein wenig. Ich hätte mir dabei fast einen Sonnenbrand geholt.

In der Nacht schlief ich schlecht. Ich fand, es zog. Anne meinte, ich spinne. Sie habe gut geschlafen. Am nächsten Tag ging ich Isolierstoff kaufen, um die Fenster gegen Zug abzudichten. Erst im Laden fiel mir ein, dass ich nicht wusste, was Tesa-Moll auf Englisch heißt. Also musste ich zurückkehren, um es im Wörterbuch nachzuschlagen; aber da stand es natürlich nicht drin, jedoch fand ich darin das Wort für Luftzug. Dann ging ich wieder zum Laden und umschrieb, was ich

haben wollte, mit "Draught proving tape". Der Händler verstand mich nicht. Ich versuchte es mit "Adhesive tape against draught"¹. Daraufhin fragte der Händler, welches der Häuschen wir gemietet hätten, und schüttelte den Kopf, als er meine Antwort hörte. Wir sollten lieber ein anderes Haus nehmen, mit Isolieren sei da nichts zu machen. Der Händler rief einen Jungen herbei, der mit uns zum Wirt, unserem Vermieter, ging. Der Junge redete mit dem Wirt. Ich verstand kein Wort, offenbar war es Dialekt. Dann sagte unser Vermieter zu mir: "Ich habe leider kein anderes Ferienhaus frei, doch bis heute Abend habe ich die Fenster abgedichtet." Aber in der Nacht zog es für mein Empfinden immer noch. Schließlich tauschten Anne und ich die Betten, und wir beide schliefen ausgezeichnet im jeweils anderen Bett.

Einige Tage später schien mir nachts der Vollmond ins Gesicht. Offenbar hatte ich die Vorhänge aufgelassen. Ich stand auf und ging zum Fenster, um sie zuzuziehen. Plötzlich stieß ich mit dem Kopf gegen etwas Hartes und wachte auf. Ich hatte geträumt und schlafgewandelt. Der Raum war in Wirklichkeit ziemlich dunkel. Die Vorhänge waren alle zugezogen. Anne fuhr auf und fragte schläfrig: "Was ist los?" "Ich bin gegen die Wand zum Bad gelaufen" antwortete ich. Darauf drehte Anne sich im Bett geräuschvoll auf die andere Seite und schlief weiter. Ich selbst konnte nicht mehr einschlafen und ging ins Bad. Das Bad war hell erleuchtet vom Vollmond. Glücklicherweise war am nächsten Morgen keine Beule zu sehen – sonst hätte der Dorfklatz womöglich mir und Anne noch einen Streit angedichtet.

Offenbar hat die Sache mit dem Isolierstoff die Runde im Dorf gemacht, denn als wir am Frühstückstisch im Gasthaus saßen, fragte uns einer der Männer dort, wie ich jetzt schlafen würde. "Prima", antwortete Anne für mich, "nur, dass Chris nachts gegen die Wände läuft, um mich aufzuwecken." Ich warf ihr einen bösen Blick zu. Doch da der Fremde ernsthaft interessiert schien, erzählte ich ihm von dem Vollmond und der Wand. Er wollte alles ganz genau wissen. Das kam mir merkwürdig vor, aber ich erzählte ihm dann doch alles. Als ich vom monderhellsten Bad erzählte, nickte er plötzlich: "Das ist kein Zufall. Dieses Fischerhaus hatte früher kein Bad, die Innenwände verliefen anders und der Mond hätte dann das Wohnzimmer

¹ Richtiger Ausdruck: "Draught proofing tape". Tesa-Moll war damals das einzige mir bekannte Abdichtklebeband.

erleuchtet." Er bat mich, ihm weiterhin Empfindungen oder Träume aus dem Fischerhaus zu erzählen. Es solle da nämlich spuken. Dann lud er uns für den Abend zum Essen ein und beschrieb uns, wo er wohnte. Er war ein Einheimischer.

Der Abend war für mich das Schlimmste vom ganzen Urlaub. Es gab nämlich einen Fisch, der mir absolut nicht schmeckte, und ich durfte ja keine Miene verziehen. Der Gastgeber war ein alleinstehender Geschichtslehrer, wie er uns erzählte, und verbrachte stets die Ferien zuhause im Dorf im Hause seiner Mutter, wo auch seine Schwester lebte. Letztere hatte übrigens diesen Abend das Essen für uns gekocht. Ich fand den Lehrer übrigens ziemlich verschroben. Kein Wunder, dass er nie eine Frau gefunden hatte! Ich fragte die Mutter des Lehrers nach dem Spuk. Aber der Mann unterbrach sie, indem er uns ein Glas selbstgebrauten Schnaps anbot. Der Schnaps war sehr scharf, aber er vertrieb mir wenigstens den Fischgeschmack im Mund. "Ich hoffe, Sie sehen jetzt besser mit dem Schnaps im Bauch" rief er als Trinkspruch aus. Diese Nacht schlief ich wieder ausgezeichnet.

Am nächsten Morgen tauchte der Lehrer wieder beim Frühstück auf und fragte mich nach einigem Zaudern, ob ich diese Nacht wieder etwas gesehen hätte. "Nein", sagte ich, "nichts. Ich habe bloß von einem alten Lehrer von mir geträumt, der etwas seltsam war." Der Mann bemerkte die Anspielung nicht und bohrte weiter. Schließlich fiel mir auch tatsächlich etwas ein: "Ach ja, ich sah im Traum eine alte Frau am Herd hantieren. Ich glaube, sie schüttete Blätter in einen dampfenden Topf und trug ein rot gemustertes Kopftuch. Das Haar von ihr war weiß." – "Oh, Sie träumen in Farbe!" "Nein, nie, nur schwarz-weiß, wieso?" Jetzt musste Anne lachen und das "Verhör" war beendet. Im Gehen sagte der Lehrer noch zu mir: "Sie haben die alte Fischersfrau gesehen, eigentlich hätte ich auf andere Spukgestalten gehofft. Na, mal sehen, vielleicht ein andermal." Und so befragte er uns fast jeden Tag, aber die ganzen nächsten zwei Wochen sah ich nichts mehr im Traum und lief auch nicht mehr gegen Wände im Schlaf.

Einige Tage vor unserer Abreise wachte ich mitten in der Nacht nach einem Traum auf: "Ein Mann auf einem Schiff, wohl ein Matrose, schaute zur Küste in der Nacht und sah zu den Lichtern des

Fischerhauses hin, desselben Hauses, in dem Anne und ich schliefen. Ich spürte seine Gedanken: Er dachte an seine Mutter, die alte Frau, die ich in dem anderen Traum gesehen hatte, und an ein totes Mädchen im Fischerhaus. Er hatte Angst, an Land zu gehen, er hatte Angst vor der Polizei."

Während ich noch liegenblieb, hob ich den Kopf: Draußen tobte ein Sturm, es war außerdem noch Flut und man hörte die Brandung an den Felsen. Anne war auch wach: "Hörst Du, wie der Wind heult? Ich kann nicht schlafen. Das hört sich ja draußen furchtbar an, nicht?" Ich erzählte ihr meinen Traum. Schließlich meinte sie nach einigem Überlegen: "Jetzt hast Du die Lösung des Spuks. Der Matrose hat das Mädchen umgebracht und muss dafür hier herumspuken!" Langsam schlief ich wieder ein. Doch später wachte ich noch einmal auf; ich hatte dasselbe nochmals geträumt. Der Sturm hingegen hatte etwas nachgelassen.

Plötzlich wurde ich wachgerüttelt. "Du hast im Schlaf geschrien, was ist los?" rief Anne. Ich wusste von nichts. "Kannst Du Dich an nichts erinnern?" "Nein", sagte ich, "ich fühle mich nur schrecklich müde und erschöpft. Lass mich schlafen!" Draußen klopfte es an die Tür. Ein Mann mit einer Petroleumlampe trat ein und fragte: "Ist was passiert? Ich habe einen Schrei gehört." Es war der Lehrer aus dem Dorf. Hatte er etwa vor unserem Fischerhaus auf etwas Bestimmtes gewartet? Ich erwiderte, es sei alles in Ordnung. Als er wieder draußen war, verriegelte ich die Tür. Sonst verriegelten wir dort nie die Tür. Dann erzählte mir Anne: "Du hast im Schlaf geredet – in zwei verschiedenen Stimmen! Etwa so: "... wo sind die Rettungsboote...? Mutter, ich ertrinke, das Schiff sinkt!" Wo bist Du?" "Hier, Mutter, im Atlantik!" "Komm nach Hause, Junge, niemand verfolgt Dich mehr!" – "Und was ist mit Cindy?" – "Ich habe es nicht tun wollen, ich wollte Dich nur für eine Weile zurückhalten." "Und die Polizei?" – "Die weiß von nichts, komm heim!" – "Ich ertrinke, Hilfe!" Und dann hast Du geschrien. Deshalb habe ich Dich wachgerüttelt."

Ich war sehr beeindruckt. Das war kein normaler Traum. Das musste ich dem Lehrer erzählen. Am nächsten Morgen war wieder schönes Wetter. Im Hafen waren ziemlich viele Schäden zu sehen, einige Boote waren ans Ufer geworfen und zertrümmert worden.

Wir frühstückten, aber der Lehrer tauchte nicht auf. Also ging ich später am Morgen zu seinem Haus. Er schlief noch, aber seine Schwester weckte ihn auf und wir traten ein. Sein Zimmer war übersät mit technischen Geräten. Ein Tonband hier und ein Mikrofon dort und viele andere Gerätschaften, die ich nicht kannte. Ich erzählte dem Lehrer von dem seltsamen Traum und meinem Reden im Schlaf. Dann meinte er: "Ihren Schrei habe ich auf Tonband aufgenommen, aber die Worte vorher waren zu leise. Elf Jahre mache ich das schon jedes Mal in den Sommerferien, wenn ich zuhause im Dorf bin! Aber Ihr Schrei ist das Beste, was ich hierbei je erlebt habe! Vor einigen Jahren war einmal eine Familie hier, von der die Tochter eine tote junge Frau in der Fischerhütte gesehen hatte – leider hat sie dann der Wirt in einem anderen Haus untergebracht. Aber ich glaube, ich weiß jetzt alles. Nur eines – waren Sie 'mal Wünschelrutengänger?" - "Nein," antwortete ich, "aber erklären Sie mir doch bitte endlich die ganze Geschichte!"

"Noch nicht", erwiderte der Lehrer, "es fehlen mir noch ein paar Stücke im Puzzle. Probieren wir es doch einmal mit einer Wünschelrute." Ich fand es sehr schmeichelhaft, ein besonderes Talent zu haben, deshalb probierte ich es. Den ganzen Nachmittag übten wir. Anne verzog sich schmollend, sie hätte sich einen Urlaub zu zweit anders vorgestellt. Die Wünschelrute schlug nur ein einziges Mal aus, neben unserem Fischerhaus. Aber da konnte kein Wasser sein, wie der Lehrer sagte. Danach gingen wir zu seinem Haus zurück, wo er mit mir Kartentricks probierte. Hellseher-Tests nannte er das. Aber ich hatte keinen Erfolg damit.

Die letzten Tage schwammen und ruderten wir noch ausgiebig. Dann mussten wir Abschied nehmen. Zum Schluss kam noch der Lehrer und bat mich um eine schriftliche Erklärung, dass ich von niemandem etwas über die Geschichte des Ortes oder der Fischerhütte vorher gehört hatte, und meine Träume nicht auf Erzählungen von Dorfbewohnern beruhen können. Zögernd unterschrieb ich. Ich unterschreibe nur ungern etwas, aber wenn es für die Wissenschaft ist, muss es halt sein. Ich hatte gehofft, jetzt zu hören, was er herausgefunden hatte. Aber er lehnte es ab. "Später", sagte er nur.

Fast ein ganzes Jahr war vergangen, als wir einen Brief von ihm bekamen. Sofort kam mir der ganze Urlaub wieder in Erinnerung.

Während draußen Aprilschauer niedergingen, dachte ich an den schönen sonnigen Urlaub am Meer zurück. Im Brief stand unter anderem folgendes:

In dem alten Fischerhaus lebte eine alte Witwe mit ihrem Sohn. Dieser wollte mit seiner Verlobten, Cindy, auswandern. Eines nachts sind die beiden spurlos verschwunden. Die alte Frau war seitdem sehr seltsam. Die Ältesten unter den Dorfbewohner erinnern sich, sie als Kinder noch gekannt zu haben. Das mit dem roten Kopftuch stimmte übrigens. Nach dem Tod der alten Frau stand das Haus lange leer, es galt als Spukhaus, obwohl niemand etwas gesehen hatte. Erst seitdem dort laufend Touristen schlafen, gibt es hin und wieder Berichte von Spukerlebnissen." Aus meinen Träumen folgte der Lehrer, dass die alte Frau mit einem Schlaftrunk ihren Sohn und dessen Verlobte, Cindy, von ihren Auswanderungsplänen abhalten wollte – es gibt zwar keine Augenzeugen mehr, aber es pflegten damals nicht oft Schiffe von der Gegend wegzugehen, und wenn die beiden ihr Schiff verschlafen hätten, hätten sie wohl ein halbes Jahr länger warten müssen. Und ob sie dann noch ausgewandert wären, ist fraglich. Dann wäre die Braut nämlich vielleicht schon schwanger gewesen. Es gab ja damals noch keine Verhütungsmittel. Unglücklicherweise war dieser Trank aber für das Mädchen tödlich, und der junge Mann floh heimlich auf das Schiff, in der Meinung, man würde ihm den Mord anhängen. Er hat dann nie erfahren, dass seine Mutter die Leiche vergraben hatte und niemand davon wusste. Deshalb kam er wohl nie zurück. Und die Leiche der Verlobten (bzw. die Knochen) wurden genau an der Stelle ausgegraben, wo meine Wünschelrute ausgeschlagen hatte.

Ich zeigte den Brief Anne. Sie schien sehr beeindruckt zu sein: "Das muss gefeiert werden!" sagte sie. Ich stimmte ihr zu: "Das finde ich auch. Ich hole gleich Wein aus dem Keller. Ich hätte ja nie gedacht, dass ich eine Wünschelrute so erfolgreich benutzen kann und Psi-Talent habe." – "Das habe ich nicht gemeint!" protestierte Anne. "Erzähle lieber niemandem davon, sonst hält man uns für verrückt. Es ist bloß, dass die Geister der Toten nicht mehr zu spuken brauchen, weil das Verbrechen aufgeklärt worden ist, und dass sie endlich Ruhe haben. Das sollten wir feiern." Wortlos ging ich den Wein holen.



Foto: Chris, 1991 bei La Rochelle in Frankreich

Anmerkung

Die Idee zu dieser Geschichte bekam ich, als ich den alten Schlager "Cindy, ach Cindy" hörte, ich schrieb sie dann im März 1983 beim Sprachkurs in Norwich zuerst auf Englisch nieder. Häuser und Landschaft genau wie in meiner Geschichte entdeckte ich dann 1992 in Irland.

Chris

Der geheimnisvolle Seemann

Wenn ich in meinem Fotoalbum die Bilder meiner Irlandreisen ansehe, könnte man meinen, ich hätte ausschließlich gutes Wetter gehabt. Wenn ich aber darüber nachdenke, fallen mir wieder meine Stiefel an, die auch nach mehreren Tagen mit Zeitungspapier ausgestopft nicht mehr richtig trocken wurden, sondern sogar anfangen zu schimmeln. Auch war da die Jugendherberge, wo ich nachts die Trainingshose anzog, weil es so feuchtkalt war, und die Tageswanderung, die ich nicht mitmachte, weil es den ganzen Tag regnete. Dicken Nebel wie in der folgenden (erfundenen) Erzählung erlebte ich allerdings in Wirklichkeit nicht.

An einem der letzten Tage meiner Irlandwanderung saßen wir abends zusammen mit dem einheimischen Wanderführer in einer überfüllten Hafenkneipe. Draußen war es nass und regnerisch, und etwas Nebel zog vom Meer auf. Eine Musikantengruppe spielte irische Musik, aber die Gäste beachteten sie nicht weiter. Die anderen aus unserer Wandergruppe tranken das typische irische dunkle Bier. Ich hatte es einmal probiert, und mich dann entschieden, bei Bitter-Lemon oder Tee zu bleiben. Ich selber versuchte, der Musik zu lauschen, die von dem Gebrabbel der einheimischen Gäste leider ziemlich übertönt wurde. Ich wäre lieber in eine weniger volle Kneipe gegangen, aber ich konnte meine Mitwanderer nicht dazu überreden. Diese Kneipe galt als etwas Besonderes, dass man als Tourist in dieser Stadt unbedingt erlebt haben sollte. Auch der viele Rauch machte mir zu schaffen¹.

Da kam auf einmal ein recht junger Seemann im Matrosenanzug in das Lokal. Die Musik und die anderen Gäste verstummten. Der Nebel hatte draußen zugenommen, und durch die offene Tür zog dicke Nebelschwaden herein und mischten sich mit den Rauchschwaden der Gäste, so dass ich das Gesicht des Seemanns kaum erkennen konnte. Der Seemann steuerte den Bar-Tresen an und rief in die plötzliche Stille: "*A Guinness, please!*" Dann fuhr er fort: "*Oh, es ist prima, wieder in Irland zu sein und ein richtiges Bier zu trinken, und nicht das Abwaschwasser, was die Amerikaner Bier nennen*"². Nachdem er das Bier getrunken hatte, sah er sich in der Kneipe um. Sein Blick fiel

¹ Damals (1992) war in Europa das Rauchen in Kneipen noch erlaubt.

² "Oh, it's fine being in Ireland again 'n having real beer, not this washing-up-water the Americans dare call beer!"

auf uns: "*Hey*, was haben die Frauen hier zu suchen? Ich denke, dies ist eine Kneipe und kein Kindergarten!"¹. Einer unserer Männer erklärte ruhig, natürlich ebenfalls auf Englisch: "Wir sind Touristen aus Deutschland, und mögen Irland sehr. Wir sind auf einer Rundreise durch dieses wunderschöne Land." Dem Seemann schien unser Lob auf sein Land zu gefallen, und seine Stimmung hob sich: "Die Deutschen versenkten mein Schiff, aber wer ein Feind von England ist, der ist mein Freund."² Er winkte dem Kellner und bestellte für unsere Wandergruppe Bier. Dann stieß er mit den Männern unserer Gruppe an: "Auf die Freiheit von Irland!"

Einer der anderen Gäste, der offenbar schon etwas angetrunken war, hatte dagegen etwas einzuwenden: "Irland ist frei, und wer hier ein Wort über den Norden redet, der wird mit mir Probleme bekommen." Der Matrose reagierte auf diese Nachricht völlig erstaunt: "Oh, ist Irland wirklich frei, dann hatte der Aufstand von Patrick Pearson zu guter Letzt doch noch Erfolg?"³

Der Kellner hielt demonstrativ einen Finger vor den Mund, um uns zu bitten, keinerlei Antwort zu geben. Nach einem zweiten Glas Bier verließ der fremde Seemann wieder das Lokal. In der Tür wandte er sich noch mal zu uns um: "Gute Nacht, Jungs, Gute Nacht, Deutsche Ladys, es war nett, Euch kennenzulernen, aber meine Kameraden warten auf mich auf dem Schiff".⁴

Kaum hatte er die Kneipe verlassen, fingen die Gäste wieder an zu reden. Der Nebel lichtete sich wieder etwas, auch wenn der Rauch weiterhin wie eine Wolke das Lokal füllte. Der Kellner kam zu uns und erklärte: "Dieser Seemann kommt hier jedes Jahr um diese Zeit in diese Kneipe. Und das war hier schon so eine alte Tradition, als mein Großvater 1930 dieses Lokal übernahm."

¹ "Hey, what are the women doing here? I think this is a pub, not a nursery!"

² "The Germans sank my ship, but whoever is an enemy of England is a friend of mine. Come, let's have a beer with me!"

³ "Oh, Ireland is free at last - so Patrick Pearson has had success in the end?"
Pearson war der Anführer des erfolglosen Aufstands gegen die Engländer zu Ostern 1916.

⁴ "Good by, guys, Good by, German Ladies, nice to meet you, but my comrades are waiting for me on the ship."

Wir waren sprachlos. Unser irischer Wanderführer schmunzelte. War das nun ein Schauspiel für Touristen, oder haben wir jetzt wirklich eine echte Geistererscheinung erlebt? Ich persönlich tendiere zu letzterem.

Hanna-Chris, 1992 in Dublin



Killari-Harbor in Irland, August 1992

Die Waisenkinder im Raumschiff

Kapitel 1: Beim Autogenen Training

Wenn ich Kopfschmerzen habe, mache ich manchmal autogenes Training. Ich war gerade in der vollkommenen Schwere des autogenen Trainings auf meinem Sofa, als mich plötzlich jemand an der Hand zupfte. Als ich die Augen öffnete, sah ich schemenhaft ein kleines Mädchen neben mir stehen. Ihr Gesicht war bleich und die Haare in einem ordentlichen Zopf geflochten. Sie bewegte ihren Mund, aber ich hörte nichts. Sie zog mich an der Hand und ich stand auf. Ein paar Schritte gingen wir wie durch Nebel, dann sah ich eine Reihe weiterer Kinder, alle noch kleiner als das Mädchen, das mich an der Hand hielt. Sie schienen mich nicht zu bemerken. Das Mädchen präsentierte mich einem Jungen, der fast so groß war wie sie. Aber der konnte mich nicht sehen und wandte sich kopfschüttelnd ab. Da packte sie ihn und schubste ihn zu mir hin. Als er mich berührte, erschrak er. Er tastete erst meinen Arm ab, dann mein Gesicht - aber sehen konnte er mich immer noch nicht. Dann weinte er. Überhaupt wirkten die Kinder alle traurig, wie ein verlassenes Häuflein. Ich nahm den Jungen in den Arm. Die kleineren Kinder hockten sich eng aneinandergeschmiegt in eine Ecke. Sie empfanden meine Anwesenheit wohl als zu gespenstisch.

Ich sah mich um. Der Raum wirkte auf mich wie eine Höhle, aber für eine Höhle war er zu regelmäßig geformt, er war fünf- oder sechseckig. Die Wände waren etwas schräg nach innen geneigt und mit Blumen und Tieren bemalt. Zum Teil sahen diese aus wie die Malerei von kleinen Kindern und zum Teil erinnerten sie mich an die Höhlenmalereien der Steinzeit, einige Tiere und Blumen waren aber so perfekt gemacht, dass sie fast wie Fotografien wirkten. Die Decke leuchtete schwach weißblau wie ein Himmel. An zwei der Wände lagen eine Art Matratzen, wo die Kinder offenbar nachts schliefen. Ansonsten war der Fußboden mit Spielzeug übersät, wie es in einem Kinderzimmer nun mal so üblich ist. (Nicht nur in meiner Welt also).

Das Mädchen zupfte wieder an meiner Hand und zog mich zu der Tür. Sie sah zwar nicht aus wie eine Tür, so wie ich Türen kannte. Es war

eine glatte Wandfläche, die sich von der übrigen Wand nur dadurch unterschied, dass sie keinerlei Bemalung hatte. Daneben war eine markante Fläche in Ellbogenhöhe an der Wand. Mit einem Blick deutete mir das Mädchen an, dass ich darauf drücken solle, dann würde die Tür sich öffnen - denn Türen gehen nur auf, wenn Erwachsene auf diese Tastfläche fassen.

Ich zögerte: Vielleicht sind die Eltern der Kinder dagegen? Aber das Mädchen drängte, indem sie an meiner Hand zog. Ich musste an eine Katze denken, die an einer Tür entlang streicht, um zu zeigen, dass sie dringend raus muss. Der Blick des Mädchens war so flehentlich und verzweifelt, dass ich nachgab. Ich drückte auf die Tastfläche - aber mein Arm ging durch die Wand hindurch. Und wenn das Mädchen mich nicht festgehalten hätte, wäre ich in dem Nebel verschwunden, der ihre Welt von meiner trennte.

Ratlos kehrten wir in die Raummitte zurück. Dann schaute ich mir die Kinder näher an. Inzwischen sah ich sie nicht bloß schemenhaft wie am Anfang. Die Gesichter waren alle ziemlich bleich. Die Haare schimmerten rötlich und waren recht grob geschnitten, bei einigen sogar schief. Das große Mädchen sah mich intensiv an, mir war, als hörte ich sie sprechen, obwohl sie diesmal nicht den Mund bewegte: "Im Haareschneiden bin ich leider nicht so gut", erklärte sie mir. Die Kleidung der Kinder bestand aus einem kurzärmeligen T-Shirt-artigen Hemd und einer kurzen Hose, die wohl ursprünglich bis zu den Knien ging. Es war deutlich zu sehen, dass die Kinder aus den Kleidern fast herausgewachsen waren. Das große Mädchen trug Kleidung, die aus lauter kleinen Stücken zusammengeklebt war. Wieder schaute sie mich intensiv an und sagte mir ohne Worte: "Neue Kleidung gibt es nur im ... Raum jenseits der Tür. Da musste ich mir selbst welche basteln. Meine richtigen Kleider hat er da." Sie deutete auf den Jungen, der mich tasten, aber nicht sehen konnte. "Und seine Kleidung hat die da und so weiter", fuhr sie fort und deutete auf die kleineren Kinder.

"Wie heißt Du?" fragte ich das große Mädchen, indem ich mir Mühe gab, ihr in die Augen zu blicken und deutlich zu sprechen. "Ich heiße..., ich bin die Große, die auf die Kleinen aufpassen muss." Ich sah sie stirnrunzelnd an. "Ach so, weißt du das nicht? Mit

Gedankensprache kann man doch keine Namen sagen, wie wenn man normal redet." entgegnete sie kopfschüttelnd, und obwohl der Blickkontakt dadurch unterbrochen wurde, "hörte" ich sie in meinem Kopf weiterreden: "Deshalb nennt man mich die Große und ihn hier", sie deutete auf den Jungen, "den Neugierigen. Die anderen Kinder haben noch keine Gedankennamen, sie sind noch zu klein für Gedankensprache." Ich sah, wie 'der Neugierige' zu uns hinschaute, als ob er unserem Gespräch zuhörte. Er sagte aber nichts.

Schließlich schlug mir 'die Große' vor, mit ihnen etwas zu spielen. Ich setzte mich auf den Boden zu den Kindern in der Ecke und spielte ein Klötzchenspiel mit, das ähnlich wie Domino war, aber statt Zahlen Bilder wie Memory hatte. Dabei mussten 'die Große' und 'der Neugierige' für mich setzen, da ich ja sonst durch die Spielklötze hindurch gegriffen hätte. 'die Große' und 'der Neugierige' schmiegteten sich links und rechts an mich. Die kleineren Kinder nahmen mich weiterhin nicht wahr und hockten uns gegenüber. Irgendwie musste ich dabei an Mary Poppins denken.

Nach einer Weile erklärte 'die Große', dass sie jetzt zu müde sei, um mich länger zu "halten", und mit den Worten in meinem Kopf: "Wir melden uns wieder bei Dir" erwachte ich auf meinem Sofa.

Ich bin gespannt, ob sich die Kinder aus der anderen Welt wieder melden werden. Jetzt mache ich öfters autogenes Training als vorher, auch wenn ich keine Kopfschmerzen habe. Vielleicht warten die Kinder ja auf mich?

Kapitel 2: Nachts in Wannsee

Erst einige Wochen später sah ich die Kinder wieder. Ich war gerade bei meinen Eltern übers Wochenende, als ich im Morgengrauen durch ein Klopfen auf die Schulter geweckt wurde. Es war 'die Große'. Sie erklärte: "Es kommt leider nicht oft vor, dass ich noch munter genug bin für Gedankenreden, wenn die Kleinen endlich mal alle gleichzeitig schlafen. Immer wieder wacht eines der Kleinen zwischendurch auf, und allein lassen kann ich sie ja schlecht, nicht wahr? Und dann schläfst du gerade zu tief oder bist zu wach und nicht ansprechbar. So,

jetzt zeige uns doch mal deine Welt, komm!" Sie zog mich quasi aus dem Bett. Der "Neugierige" war an ihrer anderen Hand. Er schien mich nicht zu sehen.

Ich hatte Hemmungen. Meine Eltern würden mich für verrückt halten, wenn ich mit zwei nicht realen Kindern durchs Haus und durch den Garten laufe. Denn ich war mir sicher, dass keiner außer mir die beiden Kinder wahrnehmen würde. Der "Neugierige" klagte, dass er nur grauen Nebel sehe, und hielt weiterhin die Hand 'der Großen' umklammert. Aber als ich seufzend aufstand, schien er mich zu hören und drehte den Kopf in meine Richtung.

Ich beschloss, mit den beiden Kindern in den Garten zu gehen. Vor der Tür, die vom Wohnzimmer auf die Terrasse führte, blieb 'der Neugierige' plötzlich stehen. Gebannt schaute er auf unseren Kater, der auf dem Sofa schlief. Er heißt Plüschi wegen seines weichen Felles. Der Kater erwachte und blickte auf den Jungen. "Ein zahmer Luchs!" rief 'der Neugierige' aus, "Sieh' mal!" Er machte einen Schritt auf den Kater zu, lief dabei sogar durch einen - für ihn weder sichtbaren noch spürbaren - Sessel hindurch, traute sich aber doch nicht, 'die Große' loszulassen. 'Die Große' ließ sich von ihm aber zum Kater hinführen. "Du da!" sagte der Junge zum Kater. "Hallo!" antwortete der Kater. Ich hörte die Gedankenstimme des Katers quasi als Echo aus dem Kopf der Kinder. Der Kater fuhr fort: "Ich weiß zwar nicht, was ein Luchs ist, aber wenn Du, wie ich aus Deiner Vorstellung sehe, so jemand wie mich meinst, der auf Bäumen sitzt, dann bin ich es nicht. Ich sitze auf Sofas oder wo es bequem ist, aber nicht auf Bäumen." Der Kater streckte sich gähnend. "Mir scheint, du bist ein Junges, das noch Zärtlichkeit braucht." fuhr er fort. Dann stieß er einen beruhigenden M-Laut aus, der (zumindest telepathisch) dem Laut ähnelt, den eine Mutterkatze ausstößt, wenn ein kleines Kätzchen miaut, und sprang in die Arme des Jungen (der dabei 'die Große' losließ) und schnurrte. Gleichzeitig war auf dem Sofa weiterhin ein schlafender Kater Plüschi zu sehen.

Eine Weile blieb ich wie angewurzelt stehen. Ich sah das gedankenverlorene Gesicht des Jungen, der wohl zum ersten Mal seit Monaten wieder so etwas wie Freude (oder Entspannung?) erlebte, das fassungslose Gesicht des Mädchens, die von dem schlafenden Kater

auf dem Sofa zum schnurrenden Kater in den Armen des Jungen blickte. Leise schluchzend sagte sie zu mir: "Mama machte das auch immer so. Sie hat uns nachts mittels Gedankenreise getröstet, ohne extra aufstehen zu müssen. Und jetzt ist sie nirgendwo mehr da ..." Ich legte meinen Arm um das Mädchen und wusste nicht so recht, was ich sagen sollte.

Schließlich sprach mich der Kater an, wobei er in meine Richtung blinzelte: "Du, zeige den beiden den Garten. Ich will auch raus." Er sprang aus den Armen des Jungen, wurde wieder eins mit seinem Körper auf dem Sofa und begab sich gemächlich zur Terrassentür. Als ich die Tür geöffnet hatte, trennte er sich von uns und gab mir noch den Rat: "Zeige den beiden doch den Teich, wo die Vögel sind. So einen schönen verlockenden Anblick gibt es sonst nirgends. Da kann man nicht widerstehen..."

Ich zeigte nun den beiden Kindern den Garten. Die blühenden Zierpflanzen fand "die Große" sehr fremdartig, vor allem die Tulpen. Aber die Gänseblümchen auf dem Rasen und die Bäume schienen ihr vertraut zu sein. 'der Neugierige' hingegen klagte wieder, dass er außer dem Kater nur grauen Nebel sehe. 'die Große' beschrieb ihm daraufhin, was sie sah, mit allen Farben. Plötzlich rief 'die Große' aus: "Die Kleinen werden wach!" Sie zog "den Neugierigen" eng an sich heran, dann verschwanden die beiden.

Ich wartete nun darauf, dass ich in meinem Bett aufwachen würde, aber ich befand mich unverändert im Garten, ohne dass etwas geschah. "Einen Traum, in dem nichts passiert, gibt es nicht - also befinde ich mich wohl wirklich im Garten," dachte ich und ging ins Haus zurück. Im Wohnzimmer begegnete mir meine Mutter. Sie war noch im Nachthemd. "Komisch", sagte sie, "mir war, als hätte ich Kinderstimmen hier unten gehört. Hast du jemanden gesehen?" Ehe ich etwas sagen konnte, tauchte der Kater auf und machte meiner Mutter durch sein Verhalten klar, dass er Futter wolle, indem er ihr um die Beine strich und sich dann auffällig vor die Küchentür stellte. Und mir war dabei, als sagte er: "Aber bitte das richtige Futter, nicht das olle Aldi-Zeugs." Letzteres wird jedoch meine Einbildung gewesen sein.

In den nächsten Tagen ging eine Veränderung mit Kater Plüschi vor. Die meiste Zeit lag er apathisch auf dem Sofa, und er fraß doppelt so viel wie früher. Sogar Aldi-Futter akzeptierte er jetzt! Wenn Kater Plüschi nicht gerade auf dem Sofa schlief, war er neuerdings in der Lage, Türen zu öffnen. Bisher hatte er nur die Katzenklappe nach draußen öffnen können. Meine Mutter erzählte mir, Plüschi habe jetzt sogar einmal Minne, unsere andere Katze, durch Öffnen der Tür befreit, als diese versehentlich im Obergeschoss eingesperrt war! Minne selbst aber blieb relativ unverändert seit dem Besuch der fremden Kinder, nur dass sie jetzt zufriedener wirkte, so als ob sie jetzt öfters gestreichelt würde. Meine Mutter hingegen war sehr besorgt. Sie höre jetzt öfters Kinderstimmen, obwohl außer ihr und meinem Vater kein Mensch im Hause sei. Offenbar wäre sie nervlich überreizt von dem Ärger mit . . . (sie nannte Namen, die ich aber nicht weitersagen will).

Kapitel 3: Kater Plüschi

Als mich 'die Große' das nächste Mal in ihre Welt abholte, war es wieder nachts, als ich gerade kurz aufgewacht und wieder im Einschlafen war. Es überraschte mich nicht, in der Welt dieser Kinder in dem merkwürdigen verschlossenen Kinderzimmer Kater Plüschi anzutreffen. Deshalb war er also immer so müde! Plüschi saß auf dem Schoß des "Neugierigen". Er begrüßte mich mit einem kurzen Blick, jedoch blieb er ruhig sitzen und beachtete mich dann nicht weiter. 'der Neugierige' erklärte mir: "Die andere Katze kann leider keine Gedankenreisen, da müssen wir halt immer in Deine Welt, wenn wir sie streicheln wollen." Der Junge fügte hinzu, dass er mich jetzt auch sehen kann wie seine große Schwester, wenn auch nur schattenhaft. Er werde wohl bald erwachsen. Inzwischen wisse er auch den Unterschied zwischen Luchs und Katze, der "Flauschige" (er meinte Kater Plüschi) habe es ihm erklärt. Der Junge redete noch eine ganze Weile wie ein Wasserfall auf mich ein.

Die kleineren Kinder sahen weder mich noch den Kater. Trotzdem spielten wir zusammen wieder ein Spiel, diesmal eine Art Brettspiel. Es ähnelte in den Regeln einem Hüpfspiel, das man bei uns draußen spielt, nur dass hier ein Klötzchen auf einem bemalten Tuch gesetzt

wurde. 'die Große' setzte für mich nach meiner Anweisung. Ich hätte ja durch Klotz und Tuch hindurch gegriffen, weil ich nicht real anwesend war. Obwohl die kleineren Kinder mich nicht sahen, spielten sie eifrig mit. Ob sie meine Existenz für eine Erfindung ihrer großen Schwester hielten? Eine Frage, die mich zum Lächeln brachte.

'der Neugierige' führte zwischendurch, wenn er nicht gerade im Spiel mit Setzen dran war, intensive Gespräche mit dem Kater, aber nur er konnte die Antworten des Katers verstehen, und nur über ihn als Vermittler vernahmen wir die Gedanken des Katers. Sie waren für mich recht ungewöhnlich und originell. Ich hätte nie gedacht, dass eine Katze in dieser Art denkt. Am nächsten Morgen erwachte ich in meinem Bett, aber viel zu spät. Nur sehr knapp kam ich ein paar Minuten nach 9 Uhr, dem Ende der Gleitzeit, im Büro an. Sonst bin ich da immer so gegen 8 Uhr.

Als ich einige Tage später in meiner Wohnung in Steglitz schlief, wachte ich davon auf, dass mich der Kater Plüschi im Bett anstupste. Schlaftrunken stand ich auf, um ihm die Terrassentür zu öffnen, ohne zu bedenken, dass ich ja gar nicht in Wannsee war, sondern in meiner Wohnung eine Stunde entfernt vom Haus meiner Eltern. Ehe ich mich versah, befand ich mich wieder in der Welt der Kinder in diesem seltsamen verschlossenen Raum. Die Kinder waren diesmal sehr apathisch. Sie wirkten irgendwie schockiert.

Der Kater erklärte mir: "Die Große hat einen Zahn verloren nach einer spielerischen Rauferei. Ob sie jetzt stirbt? Ihre Mutter habe gesagt, es gäbe eine Krankheit, bei der man Haare und Zähne verliert und dann sterbe." Ich tröstete die Große und sagte ihr: "Vielleicht ist es ein Milchzahn. Die müssen raus. Das ist keine Krankheit." Dann dachte ich wieder, es müsse ein Traum sein, denn in Wirklichkeit können doch Katzen gar nicht reden. 'der Neugierige' hatte meinen Gedanken mitbekommen und klärte mich auf: "Ich habe dem Kater das Gedankenreden nach Menschenart beigebracht und er mir das Gedanken-Sehen. Ich sehe Dich jetzt genausogut wie die Große und der Kater." Nur die kleineren Kinder nahmen mich noch immer nicht wahr. Ich wollte nun mit dem Kater ein Gespräch anfangen, aber Plüschi hatte keine Lust. Mit erhobenem Kopf spazierte er durch die Wand davon. 'der Neugierige' und die Große zeigten mir dann

ihren Essensautomat und den Müllschlucker, dann spielten wir wieder das Dominospiel-artige Spiel, das ich bei meinem ersten Besuch bei den Kindern kennen gelernt hatte.

In der nächsten Zeit holte mich der Kater öfters ab und führte mich zu den Kindern. Ich spielte mit ihnen verschiedene Spiele und erklärte ihnen welche, die ich selber kannte. Die Verständigung war aber sehr mühsam, und ich redete insgesamt nur wenig. Tagsüber war ich jetzt häufig müde. Als ich eines Sonntags Nachmittags bei meinen Eltern auf dem Sofa schlief, während der Kater auf meinem Bauch schlummerte, meinte meine Mutter hinterher: "Ihr beide passt ja gut zusammen..." Ich verzichtete lieber auf eine Erklärung.

Als ich wieder eines Nachts mit den Kindern in deren Welt diese Art Domino spielte, wollte der Kater Plüschi mir etwas zeigen und ließ mir keine Ruhe. Er stupste mich, bis ich aufstand und ihm durch die Wand mit der verschlossenen Tür folgte, durch welche die Kinder nicht hatten durchgehen können. Hinter dieser Wand befanden sich Korridore und Räume wie in einem Bunker oder wie in einem Raumschiff, fand ich. Alle Räume waren menschenleer und staubig. Schließlich kam eine Wand mit einer Tür, durch die wir nicht hindurchgehen konnten. "Mach auf!" forderte mich Kater Plüschi auf und strich an meinen Beinen entlang. "Wie denn?" fragte ich. "Ganz einfach, mit nichtrealer Pfote nichtrealen Riegel schieben wie zuhause mit realer Pfote reale Katzenpfote, nur dass bei dieser Tür hier Riegel nur durch Menschen bewegbar ist - sonst hätte ich die Tür schon längst selber aufgemacht." Kater Plüschi machte es mir in Gedanken vor, ich sah es vor dem inneren Auge wie einen Zeichentrickfilm. Nach ein paar vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, den mentalen Riegel der Tür zu lösen. Eine fremde Kraft tastete meine Gedanken ab, schien mich für In-Ordnung zu befinden, und die Tür öffnete sich wie eine Fahrstuhltür, oder soll ich sagen, wie eine Tür bei Raumschiff Enterprise, nur dass kein Geräusch zu hören war.

Aber ich konnte den Raum trotzdem nicht betreten. Bei dem Versuch, einzutreten, lief ich wie gegen eine unsichtbare Gumm wand. In meinem Kopf vernahm ich telepathisch eine Automatenstimme: "Zutritt nur für reale Personen, nicht für Mental-Reisende." Immerhin konnte ich in den Raum hineinsehen. Beim Anblick von Leichen auf

dem Boden und auf einigen Sesseln wurde mir aber übel und ich erwachte in meinem Bett. Ich schaffte es gerade noch bis zum Klo.



Foto: Kater Plüschi

Kapitel 4: Auf der Suche nach Rat

In den nächsten Tagen grübelte ich viel, wie ich den Kindern helfen könnte. Die Kinder waren real und existierten nicht nur in meiner Einbildung, aber sie waren in einer anderen Welt gefangen und elternlos. Für irgendeinen Ort auf der Erde war der Raum, in dem die Kinder eingesperrt waren, zu ungewöhnlich. Ich redete mit meiner Freundin Anne darüber, sie glaubte mir und tat meine Erzählung nicht bloß als Spinnerei ab. Die Frage war, ob diese Kinder sich im Bunker einer Parallelwelt befanden oder in einem Raumschiff irgendwo in der Milchstraße. Für Telepathie soll ja angeblich Entfernung keine Rolle spielen, auch die Lichtgeschwindigkeit nicht. Offenbar waren die Eltern der Kinder, das heißt die Toten in dem anderen Raum, den ich mit Plüschi's Hilfe geöffnet hatte, einem Unfall oder einer Krankheit zum Opfer gefallen. Am besten war wohl, diesen Raum nicht zu betreten, überlegten Anne und ich, und ihn den Kindern nicht zu zeigen. Aber wenn es der Steuerraum war, von dem aus das Raumschiff zu lenken war, oder das Kontrollzentrum des Bunkers, falls es ein Bunker war? Dann müsste man zuerst die Leichen

entfernen und mit einem Geigerzähler prüfen, ob der Raum verseucht war, meinte Anne.

Ich hätte es nicht erwartet, aber als ich das nächste Mal bei meinen Eltern in Wannsee war, versuchte ich telepathischen Kontakt zu Kater Plüschi, und es gelang tatsächlich! Also funktionierte Telepathie nicht nur im Halbschlaf oder in einer Art Trance oder in der Welt der Kinder, wie ich zuerst gedacht hatte! Ich versuchte Plüschi zu erklären, dass die Leichen wegmüssten, damit ich oder die Kinder an die eventuell vorhandenen Steuergeräte könnten, falls der Ort der Kinder ein Raumschiff sei. Plüschi konnte den Begriff "Raumschiff" und somit das Problem nicht verstehen. Davon, dass er sich jetzt telepathisch mit mir verständigen konnte, bekam er noch lange nicht das Denkvermögen eines Menschen. Und ich war sowieso nicht pädagogisch begabt. Ich konnte Plüschi weder den Begriff "Raumschiff" noch die Begriffe "landen" und "Vakuum" erklären. Dass ich die Leichen aus dem Raum entfernt haben wollte, verstand er einfach nicht. Plüschi erklärte lapidar: "Die Leichen sind tot, denen kannst Du nicht helfen. Und wozu den Raum betreten, wenn darin Leichen sind? Es gibt genug andere Räume ohne Leichen, die man genüsslich erforschen könne . . ." Dass aber die Kinder nun Waisenkinder seien und Ersatzeltern bräuchten, und nicht nur mich und ihn als geisterhafte Besucher, das verstand Plüschi hingegen sofort: "Wir brauchen jemanden, der die Kinder mitsamt Körper durch die Wand zu uns transportiert." Dabei sendete Plüschi mir das Bild einer Katze, die ihr Junges am Nackenfell im Maul transportierte. Bei der Vorstellung, Kinder mit dem Mund an den Haaren zu schleppen, musste ich lächeln, aber das Problem war klar: Falls wir das Raumschiff nicht zur Landung bringen können, oder falls es ein Bunker war, keinen Ausgang ins Freie fänden, musste man die Kinder per Teleportation auf die Erde holen. Plüschi schnurrte zustimmend und verlangte gekrault zu werden. Er erklärte weiter, dass nach seiner Ansicht meine Mutter, auch wenn sie schon recht alt sei, gerne noch ein paar Waisenkinder aufnehmen würde. Mich hingegen würde Kater Plüschi für weniger geeignet halten.

Als ich Anne davon erzählte, schlug sie mir vor, die Kinder direkt zu fragen, ob sie in einem Raumschiff oder in einem Bunker wären. mittlerweile sei ich ja in Telepathie genug geübt, und leichter als mit

einer Katze sei das "Gespräch" mit den Kindern sicher. Außerdem könne ich ja auch an den Leichen erkennen, ob sie etwa durch einen Vakuum-Einbruch, an Radioaktivität oder einer Krankheit gestorben seien. Und danach erst könne entschieden werden, ob es gefahrlos sei, die Tür des "Kinderzimmers" zu öffnen. Diese Tür könne ich gewiss in der gleichen Art öffnen wie die Tür, bei der mir Kater Plüschi den Mechanismus erklärt hatte.

Ich wartete ab, bis 'die Große' mich wieder abholte. Kaum war ich in ihrer Welt in dem merkwürdigen Kinderzimmer, fing ich auch schon an, Fragen zu stellen. Diesmal war ich didaktisch besser vorbereitet als beim Kater Plüschi. Die Große und 'der Neugierige' übermittelten mir Erinnerungsbilder. Sie befanden sich tatsächlich in einem Raumschiff, und zwar waren sie im Anflug auf die Erde. Der Raum mit den Leichen war der Steuerraum, von dem aus die Erwachsenen des Schiffes die Landung vorbereiten wollten und mit Leuten von der Erde telepathisch über einen geeigneten Landeplatz diskutiert hätten. Aber das sei schon schrecklich lang her, schon "viele, viele Tage". Und seitdem hätten die Erwachsenen sie nicht mehr aus dem Kinderzimmer herausgelassen."

Die Große schrie auf. Sie hatte in meinen Gedanken das Bild der Toten entdeckt. Die Kinder fingen an zu weinen. Ich wollte sie in den Arm nehmen, aber ich griff durch sie hindurch, ich war ja nur mental anwesend. Kater Plüschi tauchte auf, aber auch das tröstete sie nur wenig. Um die Kinder abzulenken, beschloss ich, ihnen die Kinderzimmertür zu öffnen. Aus einem Vergleich mit einem medizinischen Fachbuch hatte ich festgestellt, dass die Toten weder nach Vakuum-Dekompression noch nach Radioaktivitäts-Tod aussahen, eher nach Herzschlag. Also konnte ich ohne Gefahr für die Kinder die Türen öffnen. Wie vom Kater Plüschi an der Steuerraumtür gelernt, entriegelte ich nun die Tür des Kinderzimmers. Die Automatik überprüfte meinen Geist telepathisch, ob ich "eine erwachsene Person" war, dann glitt die Tür auf. Es war doch nicht nur ein einfacher Sensortaster, wie ich beim ersten Mal gedacht hatte!

Die Kinder sahen auf und gingen vorsichtig durch die offene Tür. Nur der Jüngste, der schätzungsweise drei Jahre alt war, rannte los und brüllte etwas, was ich aber nur indirekt über die beiden ältesten Kinder

mitbekam. Mit den jüngeren Kindern bekam ich keinen telepathischen Kontakt zustande. Die Kinder erkundeten nun mit mir und Kater Plüschi alle Räume außer dem Steuerraum, den ich verschlossen ließ. Die meisten Türen konnten auch von den Kindern und von Kater Plüschi geöffnet werden. Bei den anderen Türen sah ich erst nach, ob dahinter nicht Vakuum oder eine andere Gefahr lauerte, bevor ich sie aufmachte. Als Geist konnte ich ja durch alle Wände bis auf die des Steuerraums gehen.

Das Interessanteste im Raumschiff war eine Art kleiner Turnhalle mit beweglichen Klettergerüsten und anderen Sportgeräten, die mich an ein Fitness-Studio denken ließen. Die Kinder schienen in dem Raum eine Art Rund-um-Kino zu erleben, was für mich aber unsichtbar war. Nur durch telepathischen Bildkontakt mit der Großen konnte ich sehen, dass der Raum mit beweglichen Holographien gefüllt war. Er erlaubte den Kindern Wandern, Bergsteigen, Reiten und sogar Schwimmen, was für mich, der ich die Holographien nicht sah, sondern nur die Kinder an den Sportgeräten, recht ulkig wirkte.

"Das ist der Planet, wo wir landen sollen", erklärte 'der Neugierige'. Mit den Augen der Großen sah ich - Mammuts und Säbelzähntiger!

Kapitel 5: Der Polarfuchs

Als ich am nächsten Morgen verschlafen in meinem Bett erwachte, fiel mir mit Erschrecken ein, dass ich mich gar nicht um den Steuerraum des Raumschiffs der Kinder gekümmert hatte und darum, ob es vielleicht einen Ersatz-Steuerraum ohne Leichen darin gebe, um das Raumschiff auf der Erde landen zu lassen.

Diesmal dauerte es mehrere Wochen, bis ich wieder etwas von den Kindern sah. Von Kater Plüschi erfuhr ich, als ich bei meinen Eltern war, dass die Kinder jetzt nach jemanden mit Teleportier-Fähigkeiten suchten. Meine Idee, das Raumschiff auf der Erde landen zu lassen, begriff Kater Plüschi immer noch nicht. Mich zu den Kindern zu bringen, lehnte er ab: Die Große und 'der Neugierige' seien jetzt zu sehr mit der Suche nach einem Teleporter beschäftigt.

Einige Tage später lagen die Große und 'der Neugierige' (als Geister) eng an mich angekuschelt in meinem Bett, als ich am Morgen erwachte. Vor meinem Bett lag ein Polarfuchs auf dem Teppich, aber nicht nur als Geist, sondern real!

Kaum hatte ich mich etwas bewegt, als 'die Große' die Augen aufschlug und gähnend bemerkte: "Das hat aber lange gedauert! Entweder schiefst Du zu tief oder Du warst zu sehr wach! Jetzt haben wir einfach bei Dir gewartet, bist Du ansprechbar bist." Ich schaute auf den Polarfuchs. Die Große sah meinen Blick und erklärte: "Das ist 'der Weiße aus der Kälte', der den Körper durch die Wände mitnehmen kann.'der Neugierige' hat ihn vor ein paar Tagen gefunden." Der Polarfuchs sah mich intensiv an und stellte Telepathie-Verbindung her: "Reden kann ich auch, und ich kümmere mich gerne um verlassenen Kinder, wenn sie die Gedankensprache können, aber Menschenkinder sind zu schwer, um sie zu teleportieren." Der Fuchs sah auf mein Bücherregal: "Gib mir eines dieser Dinger für die kleineren Kinder mit, aber eins mit richtigen Bildern!" Nach einigem Nachdenken gab ich ihm Brehms Tierleben. Der Polarfuchs nahm es in die Schnauze und verschwand. Es gab übrigens kein Geräusch dabei, wie ich gedacht hätte. Ich hätte irgendwie ein "Plopp" erwartet:

Die Große nahm meine Hand, und ich fand mich im Raumschiff bei den Kinder und dem Polarfuchs wieder. "Lies vor!" kommandierte der Fuchs, aber ich griff durch das Buch hindurch. Jetzt waren das Buch und der Fuchs real im Raumschiff, aber ich nicht. An Telepathie und Geistreisen beziehungsweise Mentalreisen hatte ich bisher ja geglaubt, vielleicht auch Telekinese, aber Teleportation in der Art des Beamens auf Raumschiff Enterprise hatte ich immer für unmöglich gehalten! Die Große nahm also das Buch in die Hand, schlug es nach meiner Anweisung auf, und ich las vor. 'Der Neugierige' übertrug dann meine Gedanken in normale Sprache, welche die kleineren Kinder verstehen konnten.

Ich sah, dass eines der kleineren Kinder des Raumschiffs eine Art Kaninchen auf dem Schoß sitzen hatte. "'s hab ich aus der Wüste geholt, meine Jungen haben auch gerne mit so 'was gespielt." erklärte der Polarfuchs. Offenbar musste ich mir daraufhin mit Schaudern

vorge stellt haben, wie ein junger Fuchs so ein niedliches Kaninchen totbiss, denn der Fuchs erklärte mir nämlich: "Das macht doch nichts, es gibt genug davon. Und Geist wie wir hier haben diese dummen Tiere auch nicht."

Was mir beim Kater Plüschi nicht gelungen war, hatte die Große beim Polarfuchs geschafft, nämlich ihm klarzumachen, dass das Raumschiff auf der Erde landen sollte, dass der Steuerraum voller Toten war und erst die Leichen beseitigt werden müssten, bevor die Kinder gefahrlos diesen Raum betreten könnten. "Komm", sagte der Fuchs zu mir, "das machen wir jetzt. Mach Du mir die Tür auf, die nur auf erwachsene Personen, aber nicht auf Tiere reagiert, ich mache den Rest." Die Wand des Steuerraums war nämlich auch für den Fuchs undurchdringlich.

Ich öffnete die Tür des Steuerraums des Raumschiffs, wie ich es von Kater Plüschi gelernt hatte. Die Automatik tastete wieder meinen Geist ab und prüfte, ob ich ein "erwachsene Person" war, dann ging die Tür auf. Eintreten konnte ich nicht, nur der Fuchs. Das Sperrfeld ließ ja nur reale Wesen durch, keine Geistreisende. "Ob der Fuchs jetzt die Leichen zu einem Friedhof auf der Erde teleportiert oder sie jetzt auffrisst oder gar Aasgeier aus der Sahara herbei teleportiert?" überlegte ich halb unbewusst. Aber nichts dergleichen geschah. Der Fuchs schleppte die erste Tote, eine rothaarige Frau mit grauen Strähnen und der gleichen Art Zopf, wie ihn die Große trug, zu einer anderen Tür des Steuerraums. "Öffne diese Tür!" befahl mir der Fuchs. Ich tat dies mit meinen Gedanken. Eine Entfernung von etwa acht Metern störte dabei gar nicht. Ich stand ja wegen des Geister-Schirmfeldes immer noch im Korridor vor der offenen Tür des Steuerraums. Der Fuchs schleppte also die Leichen nacheinander in diesen kleinen, leeren Nebenraum, der sich hinter dieser zweiten Tür befand. Als der letzte Tote in die Kammer gebracht war, ließ mich der Polarfuchs die Tür wieder schließen. Ich war unzufrieden: Einfach die Leichen in einer Kammer wegzuschließen, war nicht meine Art, so ein Problem zu lösen. So lagert man höchstens Atommüll zwischen!

"Für was hältst Du mich!" schimpfte mich der Fuchs aus, der meine Gedanken verfolgt hatte, "Jetzt schalte gefälligst den Konverter ein! Noch nie 'was von Müllverbrennung gehört?" Ich nahm geistig

Kontakt zur Automatik des Raumschiffes auf, indem ich in Gedanken auf die Sensortaste neben der Kammertür drückte. "Bitte die Leichen entsorgen", bat ich. "Wird erledigt", sagte die automatische Gedankenstimme und fuhr fort: "Die Todesursache wird im Logbuch festgehalten." - "Was war denn die Todesursache?" fragte ich zurück. "Ihr seid nicht befugt, dies zu erfahren. Nur die legitimierte Besatzung des Raumschiffes hat Recht auf Einblick in das Logbuch." war die Antwort. Ich war empört. Machte sich der Bordcomputer etwa über mich lustig? Ich war doch der einzige erwachsenen Mensch im Raumschiff! Oder sind die Computer einer raumfahrenden Rasse immer noch genauso stupide wie die Computer bei uns auf der Erde des 20. Jahrhunderts?

Der Polarfuchs unterbrach mich: "Frage die Schiffsautomatik, ob es für die Kinder gefährlich ist, wenn sie diesen Raum betreten?" Die Antwort kam prompt: "In diesem Raum sind keine Krankheitskeime, wie Ihr befürchtet, auch keine Strahlung und so weiter. Aber Kinder dürfen den Steuerraum nur in Begleitung Erwachsener betreten." Aber die waren doch tot! Ich dachte wieder an die Leichen und erwachte mit etwas Übelkeit in meinem Bett in meiner Wohnung. Aber diesmal war es nicht mehr so schlimm wie beim ersten Mal. Ich war nur etwas bleich den Tag über bei der Arbeit.

Beim nächsten Mal im Raumschiff, es war wohl eine Woche später, gelang es uns schließlich, zusammen den Steuerraum zu betreten. Erst wollte die Automatik weder mich noch die Kinder durch das Schirmfeld an der Tür des Raumes lassen, aber der Fuchs stellte eine telepathische Direktverbindung zu mir her, so dass er und ich zusammen auf die Raumschiffs-Automatik wie ein erwachsener real-anwesender Mensch wirkten. Wie der Polarfuchs das im Einzelnen schaffte, blieb mir rätselhaft. Der Polarfuchs erklärte lapidar, bis jetzt sei er noch überall hineingekommen, wo er hineingewollt hatte.

Wir nahmen nun Platz in den Sesseln des Steuerraumes und versuchten, mit der Raumschiffs-Steuerung Kontakt aufzunehmen. Ich vermutete, dass der Bordcomputer eine Art Benutzerführung haben müsse, die auch Laien ohne Vorkenntnisse eine Bedienung erlaube. Denn dieses Raumschiff musste ein Mehrgenerationen-Schiff sein, da die Aufzeichnung des Fitnessraums die Erde noch mit

Mammuts und Säbelzähntigern zeigte. Also durfte die Steuerung des Schiffes nicht allzu kompliziert sein. Ich dachte an einen Science-Fiction-Roman, in dem die Besatzung eines Raumschiffs auf Steinzeitniveau abgesunken war.

Diesbezüglich hatte ich mich aber gründlich getäuscht: Es gelang uns zwar, in Kontakt mit der Steuerung zu kommen, aber es gab weder eine Benutzerführung noch überhaupt einen zentralen Bordcomputer, wie ich es erwartet hatte. Das Raumschiff hatte nicht einmal ein Cockpit mit einer Schalttafel und Steuerkabeln, sondern nur dezentrale Elemente, die telekinetisch betätigt werden mussten. Als Bordgehirn mussten, außer bei den Türriegeln, die Menschen an Bord selber dienen, indem sie sich telepathisch vereinten! Immerhin konnten wir feststellen, dass das Raumschiff einen Defekt hatte. Das Logbuch enthielt folgenden Eintrag: "Der Dimensions-Assimilator funktioniert nur im Virtuellen Gelb-Bereich. Das Schiff muss zur Reparatur auf unter ein viertel Lichtgeschwindigkeit abgebremst werden." Aber wir fanden keine Bremsdüsen an Bord! Ob das Schiff telekinetisch verlangsamt werden musste?

Es war uns nun völlig klar, dass der Fuchs und ich mit den beiden Psi-begabten ältesten Kindern nicht schaffen konnten, woran ein halbes Dutzend erwachsener Psi-Talente gescheitert und dabei umgekommen waren. Wir waren ratlos.

Der Fitnessraum mit den Holos funktioniere auch als Schule, erklärte 'der Neugierige'. Wir gingen dorthin. Wir sahen uns dort einen Lehr-Holo-Film an über die Funktionsweise des Schiffs-Antriebes. Mit den Augen der Großen konnte ich telepathisch zusehen, da ich auf direktem Wege ja die Holographien nicht sehen konnte. Wir verstanden vom Film aber absolut nichts. Immerhin hieß es im Film, eine Reparatur der Steuerung im Realbereich sei ohne XYZ-Absorber lebensgefährlich, und für den Aufbau dieses Absorbers benötige man einen Kreis von mindestens sechs starken Telekinetikern, die sie an den mit blauen Sternen markierten Punkten im Schiff verteilen müssten. Kurzum - an eine Landung des Raumschiffes war nicht zu denken.

Vielleicht bestand ja die Möglichkeit, dass die NASA eine Sonde zu dem Raumschiff schickt, um die Kinder zu bergen, vorausgesetzt, das

Raumschiff befindet sich in unserem Sonnensystem und wir wüssten die Koordinaten! Ich war verzweifelt. Und wie tröstet man telepathisch begabte Kinder, denen man keine Zuversicht vorheucheln kann?

Kapitel 6: Der alte Farmer

Der Polarfuchs ließ sich nicht unterkriegen: "Ich kenne viele Wesen, welche die Gedankensprache verstehen, auch einen Menschen, der mehr Erfahrung hat als Du - aber Du solltest erst Mal schlafen gehen. Dann sehen wir weiter. " Und plötzlich fand ich mich in meinem Bett wieder. "Schlaf!" befahl der Fuchs, der auf meinem Schlafzimmer-Teppich hockte.

Am nächsten Morgen fand ich einige weiße Tierhaare auf meinem Teppich, was mir bewies, dass ich nicht bloß geträumt hatte, übrigens der erste richtige Beweis für die ganze Sache. Schon in der nächsten Nacht, und nicht erst nach einer halben Woche, wie es bei den Kindern des Raumschiffes und Kater Plüschi üblich war, holte mich der Fuchs wieder ab. Er brauchte nicht auf eine Halbschlafphase bei mir zu warten, bis ich für Psi ansprechbar war. Er weckte mich mit einem unsanften Anstuber: "Wach auf!" Er nahm mich mit auf Geistreise zu einer Farm, die für mich typisch amerikanisch aussah. Vielleicht war es auch Australien oder Neuseeland. Es war dort Tag, während es in meiner Wohnung Nacht gewesen war. Ich hätte erwartet, dass der Polarfuchs auch die zwei telepathischen ältesten Kinder vom Raumschiff zu dieser Farm gebracht hätte. "Die Kinder müssen noch schlafen. Bei ihnen ist die Zeit langsamer." erklärte der Fuchs, der offenbar meine Gedanken las. Ich war erstaunt. Verstand etwa der Fuchs die Einstein'schen Zeitverschiebungen? "Ich kenne Deinen Einstein nicht, aber ich sehe, was ich sehe", beantwortete der Fuchs meine nicht ausgesprochene Frage.

Der Fuchs gab ein Geräusch von sich, wohl eine Art Bellen, das ich aber nicht hörte, da ich ja nur als Geist anwesend war. Von verschiedenen Seiten kamen einige Hunde und Katzen sowie eine Ziege und andere Tiere. Zuletzt kam auch noch ein grauhaariger alter Mann aus dem Farmhaus. Ich sah an der Gestik und den

Mundbewegungen des Farmers, dass dieser den Polarfuchs freudig begrüßte, aber ich verstand nur die telepathischen Antworten des Fuchses.

"- - -"

"Ja, den Jungen vom letzten Jahr geht es gut. Aber keiner kann die Gedankensprache richtig."

"- - -"

"Ja, dem geht es auch gut. Aber er teleportiert nur noch in Sichtweite. Es reicht so grade für die Jagd, aber im Winter/in der Polarnacht/ hat er arge Langweile. Da erzähle ich ihm Märchen, die ich bei den Menschenkindern erlauscht habe..."

"- - -"

"Dieses Dosenfutter bietest Du mir doch nur an, um mich vom Jagen abzuhalten! Sei doch froh, wenn Du ein paar von diesen geistlosen Viechern los bist!"

Ich wurde ungeduldig. Der Fuchs spürte meine Unruhe und unterbrach den Farmer: "Ich habe hier jemanden, der Hilfe sucht." Der Farmer blickte in meine Richtung, sah mich aber nicht. Ich erzählte von dem Raumschiff und den Kindern, und der Fuchs leitete meine Gedanken umgeformt an den Farmer weiter. Kaum hatte ich die Situation auf dem Raumschiff geschildert, erschrak der alte Mann aufs heftigste. Völlig verstört erzählte er dann, dass seine verstorbene Frau eine starke Telepathin gewesen war. Aber als sie vor etwa 50 Jahren erzählte, dass sie Kontakt mit der Besatzung eines UFOs hätte, habe man sie in die Psychiatrie gesperrt. Niemand, auch nicht er selber, habe seiner Frau die Sache mit dem UFO geglaubt." Der Farmer schlug sich die Hand an die Stirn: "Ach hätte ich ihr doch bloß geglaubt! Aber man glaubte ja damals allgemein, dass Telepathen in Wirklichkeit Geisteskranke wären." Der alte Mann führte uns ins Haus und zeigte uns ein Ölbild. Es zeigte die UFO-Kommandantin im Steuerraum des Raumschiffes. Das war genau die rothaarige Frau, die ich als Leiche gesehen und die der Fuchs als erste weggeschafft hatte! Sie war die Mutter der 'Großen' und des 'Neugierigen'! Der Schock war für mich zu groß, so dass ich den telepathischen Kontakt verlor und mich in meinem Bett wiederfand.

Der Polarfuchs kam aber sofort hinterher, tauchte in meinem Schlafzimmer neben meinem Bett auf und packte mich mit der

Schnauze am Arm, dass es fast blutete. Sogleich befand ich mich geistig wieder auf der Farm auf der anderen Seite der Erde. Ich erzählte noch einmal in Ruhe das Problem, während der Fuchs die Gedanken an den Farmer weiterleitete: "Die Kinder im Raumschiff sind seit einiger Zeit Waisenkinder¹. Wie können wir diese Kinder auf die Erde holen? Ob wir uns an die NASA wenden sollten?"

Der Farmer winkte ab. Dann würden wir alle in der Psychiatrie landen wie seine Frau. Ob ich übrigens wüsste, dass fast alle menschlichen Telepathen verrückt wurden und nur solche, die wie er ausschließlich mit Tieren Telepathie pflegten, einigermaßen geistig gesund blieben?² Aber im Notfall riskiere er schon mal seine geistige Gesundheit. Der Farmer öffnete einen Schrank, nahm eine Whiskey-Flasche heraus und goss sich ein Glas ein. Dann stürzte er den Inhalt in einem Schluck hinunter und goss sich ein zweites und schließlich ein drittes Glas ein.

Nun konnte mich der alte Farmer endlich einigermaßen sehen und meine Gedanken ohne Vermittlung des Polarfuchses wahrnehmen. Er sah mich musternd an und sagte kritisierend zum Fuchs:

"Das hier ist aber keines der Kinder aus dem Raumschiff, 's scheint eher eine erwachsene Person zu sein - Mhm, Haarfarbe kann ich nicht erkennen - ob ich vielleicht noch ein Glas Whiskey nehme - lieber nicht."

"Was ist Ihr Lösungsvorschlag?" fragte ich ihn ungeduldig.

"Ganz einfach! Wenn unser Freund Polarfuchs hungernde Eskimos mit meinen Hühnern füttert und seine eigenen Jungen im Polareis mit australischen Kaninchen ernährt, dann müsste er doch auch die Kinder vom Raumschiff hierher teleportieren können."

"Sie sind aber zu schwer für mich!" erwiderte der Fuchs. Der Farmer überlegte eine Weile, dann sagte er:

"Ich hab 's. Es könnte gehen, wenn wir dem Polarfuchs unsere Kraft geben."

"Unsere Kraft geben?" fragte ich verwundert.

¹ Aufgrund der Zeitverschiebung nach Einstein vergeht an Bord des Raumschiffes die Zeit viel langsamer als auf der Erde. Statt 50 Jahre waren es für die Waisenkinder an Bord vielleicht nur eins bis zwei Jahre!

² Hier irrt der Farmer möglicherweise.

"Ja, wir bilden einen Psi-Kreis und übertragen unsere Kraft auf den Fuchs." Der Farmer reichte dem Fuchs seine Whiskey-Flasche. "Bring das den Kindern. Wenn die Kleinen jeder ein halbes Glas trinken, ist ihr Geist offener für Psi, falls sie überhaupt die Begabung geerbt haben. Oder willst Du warten, bis sie ein paar Jahre älter sind und sich der Pubertät nähern?" Wir sagten nichts. Der Farmer ergänzte: " Na also!"

Der Farmer berührte den Fuchs: "Auf, führ mich!" und schon befanden der Farmer und ich uns mit dem Polarfuchs im Raumschiff. Der Farmer und ich waren als Geist dort, der Fuchs mit der Whiskey-Flasche im Maul aber real. Offenbar hatte der Farmer schon öfters die Fähigkeiten des Polarfuchses zu Geistreisen ausgenutzt. Bei den Kindern saß Kater Plüschi, der aber sofort einen Buckel machte und verschwand, als er den Polarfuchs sah. Er mochte ihn offenbar nicht. Der Fuchs weckte die Kinder, aber wesentlich sanfter, als er mich geweckt hatte. Nachdem die Kinder begriffen hatten, was wir beabsichtigten, bekamen die Kleineren etwas von dem Whiskey, dann bildeten der Farmer, ich und die beiden ältesten Kinder einen Kreis um die Kleineren und den Fuchs. Der Farmer stimmte ein Gemurmel an wie ein buddhistischer Mönch. Ich spürte, wie Energie von uns auf den Fuchs strömte.

Der Polarfuchs schnappte den Kleinsten am Arm und verschwand mit ihm, dann tauchte er allein wieder auf und wiederholte das Ganze mit dem nächsten Kind. Zum Schluss war außer dem Fuchs nur noch 'die Große' real auf dem Raumschiff. Nun verlagerten wir unseren Psi-Kreis auf die Farm. Im Wohnzimmer des Farmers bildeten der Farmer und 'der Neugierige' als real-anwesende und ich mit der 'Großen' als Geister erneut einen Kreis um den Fuchs. Der Fuchs verschwand kurz und tauchte sogleich mit 'der Großen' als bewusstlose reale Person auf. Die 'Große' als Geist schaute verwundert auf ihren leblosen Körper in der Kreismitte. "Los, zurück in den Körper!" befahl ihr der Fuchs. Ich verlor die Besinnung.

Ich erwachte spät am Morgen in meinem Bett. Diesmal schaffte ich es nicht mehr bis 9 Uhr ins Büro. Als ich abends heimkam, lag auf meinem Kopfkissen ein Zettel: "*We would be pleased to hear from you by real mail!*"

(auf Deutsch: "*Wir würden uns freuen, über reale Post von Ihnen zu hören*").

Darunter war eine Adresse in den USA angegeben. Ich schrieb gleich am nächsten Tag einen Brief dorthin. Und wo ich den nächsten Urlaub verbringen werde, ist mir jetzt auch klar.

Ende



Kater Plüschi auf dem Rasen in Berlin, Sommer 2002

Anmerkung

Das Grundgerüst dieser Geschichte hatte ich schon jahrelange im Kopf, als ich das erste Kapitel im April/Mai 1995 niederschrieb. Erst im Juli 1999 kam ich dann dazu, aus Stichwörtern den Rest der Geschichte niederzuschreiben.

Die Hexe von Göttingen *(Modernes Märchen)*

Nach der Trennung von Anne drehte ich durch und landete schließlich in einer Psychoklinik bei Göttingen. Gegen Ende der Klinikzeit musste ich mir eine neue Stelle suchen und ging zum Arbeitsamt. Ich war bereit, notfalls alles zu machen, wenn ich nur eine Stelle bekam. Es war sehr voll auf dem Arbeitsamt und man musste lange anstehen.

Als ich da nun im Arbeitsamt von Göttingen stundenlang warten musste, tippte mich plötzlich eine Frau von hinten an und fragte: "Du machst - äh Sie machen notfalls alles?" Ich war sehr erschrocken. Die Stimme klang wie die der Märchenhexe aus Hänsel und Gretel von der Schallplatte, die wir als Kinder hatten, wie die Stimme einer uralten Greisin. Wie ich mich umdrehte, sah ich aber, dass es eine Frau von etwa 40 Jahren war, die irgendwie etwas fremdländisch wirkte. "Ich brauche einen Privatlehrer für meine ältere Tochter. Sie sind doch Ingenieur, nicht wahr" "Ja", sagte ich erstaunt und fragte dann aber gleich: "Wie viele Stunden in der Woche soll ich unterrichten?" "Ich nehme Sie ganztags, kommen Sie gleich mit." Sie führte mich auf die Straße, wo ihr Auto stand. Am Steuer saß ein junges Mädchen von vielleicht 24 Jahren, und hinten im Fond saßen zwei Kinder. "Das ist Natascha, meine Dienstmagd - äh Chauffeurin, und hinten sitzen meine Töchter, Sonja, die ältere, und Kerstin, die jüngere;" sagte die Frau zu mir, "und dies ist unser künftiger Hauslehrer!" wurde ich vorgestellt. Sie nahmen mich gleich zu ihrem Haus mit. Es lag ziemlich weit außerhalb allein im Wald. Meine Aufgabe war nur, die ältere Tochter der Frau zu unterrichten, damit sie ab Herbst eine deutsche Schule besuchen könne. Sie war etwa 10 Jahre alt. Sie kämen als Spätaussiedler aus einem rückständigen Land, sagte die Mutter, und ich solle Sonja vor allem die hiesige Technik erklären, z. B. was ein Fernseher ist. Natürlich sollte ich auch Landeskunde und Politik unterrichten. Schon am selben Tag hielt ich meine erste Lehrstunde. Sonja war ein ernstes und stilles Mädchen. Aufmerksam hörte sie mir zu und spielte mir nie Streiche wie andere Kinder, die ich früher unterrichtet hatte.

Von ihrer bisherigen Heimat erzählte mir Sonja wenig. Offenbar hatte die Mutter ihr es verboten, davon zu reden. Von ihrem altertümlichen

Deutsch her vermute ich, dass sie aus Russland oder Siebenbürgen kamen. Außer Pferdewagen und Ziehbrunnen kannte Sonja keinerlei Technik. Es war ein schweres Stück Arbeit, sie vom Glauben an Zauberei abzubringen und ihr die Technik als etwas Natürliches zu erklären. So demonstrierte ich ihr in der Küche, wie sich bei einem Topf mit kochendem Wasser der Deckel hebt, und ließ sie versuchen, den Deckel zuzuhalten (was natürlich kein Mensch schafft). Damit überzeugte ich sie davon, dass es sich bei Kraftmaschinen und auch bei Automotoren um normale physikalische Vorgänge und nicht um übernatürliche Dinge handelt. Als ich endgültig aus der Klinik entlassen wurde, zog ich ganz zu der Frau ins Haus im Wald. Ich freundete mich mit Natascha an, die Chauffeurin, Dienstmädchen und Kindermädchen für Kerstin zugleich war. Sie stammte aus Sibirien und hatte einige Wochen im Aussiedlerlager Friedland gelebt. Dann war sie, wie ich, von der alten Frau ganz unerwartet von hinten angesprochen worden, als sie Arbeit suchte.

Natascha wusste auch nicht, woher unsere Dienstherrin stammt. Sie wusste zwar, dass diese alte Frau nur kurz im Aussiedlerlager Friedland gewesen war, aber sie zweifelte daran, dass die Frau auch aus dem Osten gekommen sei. Selbst Rumänien könne nicht so primitiv gewesen sein wie das Herkunftsland der alten Frau. Als Natascha zum ersten Mal in das abgelegene Haus kam, hätten sie dort noch ein Plumpsklo im Garten gehabt, weil die Frau nichts mit dem Wasserklosett im Haus anzufangen gewusst hatte. Nachdem Natascha aber der Mutter und den Mädchen die Benutzung des WC erklärt hatte, sei das Plumpsklo über Nacht spurlos verschwunden. Überhaupt gehe hier einiges nicht mit rechten Dingen zu, meinte Natascha zu mir: entweder die Alte ist eine Hexe (bzw. ein Psi-Talent, wie wir heute sagen würden) oder sie müsse an Sinnestäuschungen leiden.

"Nun", sagte ich, "was mich betrifft, so weiß ich zumindest, dass ich etwas verrückt bin." Auch ich hatte merkwürdige Dinge im Waldhaus erlebt, hütete mich aber, angesichts meiner Psychoklinik-Vergangenheit irgendetwas zu sagen. So waren wir einmal bei der Burg Plesse bei Göttingen spazieren gegangen und waren ungefähr eine Stunde in den Wald hineingewandert. Aber als es plötzlich zu regnen anfang und wir auf demselben Weg umkehrten, waren wir nach etwa fünf Minuten wieder am Auto. Und derlei geschah viel. Wenn

die Mutter schnell Milch für Kerstin warm machen wollte, so wurde die Milch im Nu warm. Wenn Natascha dies machen sollte, dauerte es auf demselben Herd mindestens fünf Minuten. Dies können wir beide bezeugen, sowohl Natascha als auch ich. Bei Sonja, die ich unterrichtete, hatte ich das Gefühl, als könne sie hellsehen: Als ich ihr einmal vom Grundgesetz erzählte, war ihr das noch völlig unbekannt, und sie hörte aufmerksam zu. Als ich sie anschließend einen Aufsatz darüber schreiben ließ, zitierte sie wörtlich ganze Passagen daraus, als hätte sie es abgeschrieben. Sie behauptete hinterher, sie hätte das Grundgesetz mal gelesen, es stünde ja in meinem Zimmer im Regal - aber dann hätte sie ja vorher anders reagiert, als ich ihr vom Grundgesetz erzählt hatte.

Ich berichtete ihrer Mutter davon und erzählte ihr von Parapsychologie, und dass man daran forsche. Sie aber meinte, die Psi-Forscher sollten ihr vom Halse bleiben mit ihrer lächerlichen Parapsychologie. Dann ging sie zu ihrer Tochter, um mit ihr ein ernstes Wort darüber zu reden. Die Hellsehphänomene bei Sonja wiederholten sich danach nicht mehr. Schließlich kam Sonja in die Schule, in die 4. Klasse einer Grundschule in Göttingen. Sie fand gleich Anschluss an den Unterricht und an ihre Mitschülerinnen im Gegensatz zu vielen anderen Spätaussiedlerkindern an derselben Schule. Dies machte mich nicht wenig auf meinen Nachhilfeunterricht stolz. Es war nun Zeit, dass ich mich wieder nach einer neuen Stelle umsah. Da geschah ein Unglück -- Sonja war weg!

Pünktlich um halb Acht hatte Sonja das Haus mit Ranzen und Schulbrot verlassen. Aber in der Schule kam sie nie an. "Der alte Zauberer hat sie entführt!" schrie die Mutter hysterisch, "ich bin mir da ganz sicher!" Natascha und ich versuchten, sie zu beruhigen. Ich gab Natascha ein paar Beruhigungstabletten, die ich noch aus der Psychoklinik aufgehoben hatte, damit sie sie der alten Frau eingebe. Natascha blieb bei der alten Frau, während ich wegging, um mich an der Suchaktion der Polizei und der Nachbarn (sofern man bei 10 Minuten Fußweg zum nächsten Haus noch von Nachbarschaft reden kann) zu beteiligen. Wir suchten den Wald mit Taschenlampen die ganze Nacht Streifen für Streifen ab - ohne Erfolg. Gegen Morgen kehrte ich völlig erschöpft ins Haus zurück. Auch die Suchmeldung im Radio hatte nichts ergeben. Leise trat ich ins Haus ein. Die Alte -

jetzt sah die Frau wirklich sehr alt aus - stand am Herd und rührte in einem Topf. "Trink!" sagte sie zu mir und schöpfte mit der Kelle etwas aus dem Kochtopf. "Das wird Dich wieder munter machen." Ich nahm einen Schluck, wenn auch widerstrebend. Sofort verflog meine Müdigkeit und ich war wieder hellwach und ausgeruht. "So", sagte sie, "und jetzt jagen wir selber dem Entführer hinterher!" Wir stiegen alle ins Auto. Natascha mit Kerstin hinten, die Frau und ich vorne. Die Frau bestand darauf, selbst am Steuer zu sitzen. Kaum saßen wir alle im Auto, erhob sich das Fahrzeug wie ein Flugzeug in die Luft. Die Frau war tatsächlich eine Hexe! Während das Auto durch die Luft raste, fing sie an zu erzählen: "Es gibt viele Zauberer und Hexen, aber nicht hier in Eurer Welt mit dieser Technik. Ich selber bin eine ganz normale Hexe, etwa ein paar hundert Jahre alt. Meinen Namen kann ich Euch nicht sagen. Es ist für Magier zu gefährlich, wenn andere Magier seinen Namen erfahren. Im Gegensatz zu mir ist Sonja ein Wunderkind. Sie hat eine Spezialbegabung für Hellseherei, wie sie selbst unter Magiern außergewöhnlich ist. Dafür hat sie aber eine sehr schwache Gesundheit, und Magie ist sehr anstrengend, mehr als Euer Leistungssport. Würde Sonja ihre Begabung entdecken und nutzen, würde sie mit ihrer Konstitution in wenigen Jahren, also noch als Kind, sterben. In Deutschland dagegen könnte Sonja mindestens 80 Jahre werden; für uns ist das zwar noch ein zartes Jugendalter, aber bei Euch wäre das für sie - da sie es nicht anders kennen würde - ein komplettes Leben. Sie könnte Kinder haben und sogar noch ihre Enkel erleben. Versteht Ihr nun, warum ich nach Deutschland gekommen bin und Sonja von jeder Zauberei fernhielt?"

Nun klärten sich alle die seltsamen Erlebnisse, die Natascha und ich bei der Frau hatten. Deshalb sollte ich also Sonja alles naturwissenschaftlich erklären. Denn wenn sie nicht mehr an Hexerei glaubt, kann sie ihre paranormalen Fähigkeiten nicht entdecken oder zumindest nicht nutzen!

Die Wolken rasten am Auto vorbei wie sonst die Straßenbäume. Wir waren sicherlich schneller als jedes Flugzeug. Die Landschaft unten war mir unbekannt. Plötzlich verlor ich das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, saß ich in einem Sessel in einer großen Halle einem älteren Mann gegenüber. "Ich bin der Entführer;" sagte er, "ich nehme an, als Wissenschaftler können Sie meine Motive verstehen,

wenn ich Ihnen alles erkläre: Das Mädchen ist ein Genie. Es wäre ein riesiger Verlust für die Wissenschaft der Magie, wenn sie uns verloren ginge." - "Aber dann stirbt sie, bevor sie erwachsen wird!" rief ich aus. "Nur wenn sie ihre Fähigkeiten voll nutzt", erwiderte der Alte, "man kann ja einen Kompromiss machen: Sie setzt unter meiner Aufsicht ihre Fähigkeiten nur beschränkt ein. Dann wird sie für unsere magische Wissenschaft trotzdem noch, was für Eure Physik Einstein war, und wird etwa 40 Jahre leben. Das reicht für Kinderkriegen und so." - "Und sonst wird sie 80 Jahre leben", erwiderte ich. "Man muss halt Opfer für die Wissenschaft bringen", erklärte der Zauberer mit Überzeugung. "Ich glaube, da hat Sonja selbst ein Wörtchen mitzureden!" rief ich aus. Als hätte sie ihren Namen gehört, kam Sonja zur Tür herein. Um ihren Kopf trug sie einen dicken Verband. "Ich habe wieder Kopfweg, Opi!" sagte sie klagend zum alten Mann. Dann entdeckte sie mich und lief freudig auf mich zu: "Frag mich mal was! Egal was, irgendetwas!" Ich schwieg lieber, um ihre Hellseherei nicht noch zu fördern. Enttäuscht zog sie sich wieder zurück. In diesem Augenblick kam ihre Mutter hereingestürmt. "Das war ein Fehler von Dir", rief sie dem Zauberer zu, "den Hauslehrer zu Dir zu holen", und wies dabei auf mich, "so habe ich deine Spur gefunden." - "Ich habe ihn hergeholt, um einen Vermittler zu haben zwischen uns beiden. Es muss doch eine friedliche Einigung geben!" Aber die Frau griff ihn schreiend an. Als mir der Kampf zu viel wurde, rief ich ihnen zu, dass bei uns selbst Amis und Russen zivilisiert miteinander verhandeln, und wandte mich zur Tür. Draußen vor dem Haus des Zauberers stand das Auto in einer Schneelandschaft. Natascha war gerade dabei, mit Kerstin einen Schneemann zu bauen, um sie abzulenken. Aus dem Haus hörte man, wie sich der Zauberer und die Hexe beim Kämpfen anschrien. "Ich wünschte, der Boden würde die beiden verschlingen", rief ich wütend zu Natascha, "solche Schreierei kann ich nicht aushalten." Wie auf Kommando setzte sich der Schneemann in Bewegung und zog einen Holzpfahl aus dem Boden. Das Loch vom Pfahl wuchs zusehends zum Spalt, der alles verschlang, den Schneemann, den Pfahl und das Haus des Zauberers. Übrig blieben Natascha, Kerstin und ich sowie das Auto. "Lasst uns schnell von dem Spalt weiter weg fahren, sonst verschlingt er uns auch noch!" rief ich voller Angst und Schrecken. Wir stiegen schnell ins Auto und fuhren ein Stück weit. Dann kamen wir allmählich zur Besinnung. "Offenbar gehen hier alle Wünsche in Erfüllung", stellte

ich entsetzt fest. "Tja", meinte Natascha, "aber Tote kann man nicht wieder herbeiwünschen." Wir trauerten um Sonja und ihre Mutter. Ich hatte Schuldgefühle, dass ich an ihrem Tod schuld sei. Natascha versuchte, mich zu trösten: "Die hätten sich da drin sowieso gegenseitig umgebracht." Wir schwiegen eine ganze Weile. Die sonst so lebhaft Kerstin saß apathisch auf der Rückbank. "Kerstin, Natascha und ich, das ergäbe eine kleine Familie", sagte ich sinnierend zu mir, als ich die beiden anschaute. "Ich wünschte, wir würden eine!" rief Natascha aus. Ohne es eigentlich zu wollen, wandte ich mich zu ihr und fragte sie: "Willst du mich heiraten?" Statt einer Antwort fiel sie mir um den Hals. Doch gleich neigte sie sich zurück und sagte ganz laut und deutlich: "Wenn noch Wünsche frei sind, wünsche ich, dass wir immer miteinander glücklich sind!" Daraufhin verspürte ich große Lust, sie zu küssen - dieser Wunsch war irgendwie so lieb von ihr gedacht. Als wir nach dem Kuss die Augen wieder aufmachten, saßen wir immer noch Arm in Arm im Auto, aber das Auto stand jetzt wieder vor der Haustür unserer Dienstherrin. "Was für ein seltsamer Traum, " sagte ich, "als ob Autos fliegen!" - "Das war kein Traum", erwiderte Natascha, "wir können nicht beide dasselbe einfach nur geträumt haben." Da erwachte Kerstin aus ihrer Apathie und reichte Natascha einen Brief: "Den soll ich Euch geben, wenn wir wieder zuhause sind. Mutti gab ihn mir kurz vor der Abfahrt." Natascha öffnete den Briefumschlag. Darin waren ein Brief, ein Dokument und zwei Ringe. Natascha las den Brief der Hexe vor:

"Liebe Natascha!

Dies ist mein letzter Wille. Höchstwahrscheinlich wird mich der Zauberer besiegen, wenn es zum Kampf mit ihm kommt. Aber wenn ich Sonja mit in den Tod nehmen kann, so habe ich wenigstens das Ziel erreicht, sie vor einem schmerzhaften Leben zwischen magischen Labors und Krankenbett zu bewahren. Bitte kümmert Ihr beiden Euch um Kerstin. Sie hat keinerlei magische Talente. Das beiliegende Dokument weist Dich, Natascha, als Mutter aus. Kein Mensch wird je seine Echtheit anzweifeln. Dafür hat meine Hexenkunst gesorgt. Die beiden Eheringe hier im Umschlag sind echt. Ich habe für Euch bereits das Aufgebot

bestellt. Wenn Ihr den Brief lest, habt Ihr gerade noch genug Zeit, pünktlich zum Standesamt zu kommen.

Eure Dienstherrin"

Verblüfft sahen wir uns an. Dann aber beeilten wir uns, zum Standesamt zu kommen. Sie warteten bereits auf uns.

Anmerkung

Dieses Märchen basiert auf einem Traum und enthält keinerlei Anspielungen auf tatsächliche Begebenheiten. Die Burg Plesse bei Göttingen besichtigte ich einmal in meiner Kindheit. Im Lager Friedland bei Göttingen wurden bis zur Wende (1989/1990) Flüchtlinge und Spätaussiedler aus dem damaligen Ostblock übergangsweise untergebracht.

April 1984

Tinas Flugobjekt (SF)

Eines Morgens rief Tina bei mir im Verlag an, wo ich arbeite. Sie fragte, ob wir im Archiv Literatur über kalte Kernfusion hätten. Sie hatte im Internet einen Artikel dazu gefunden und würde gerne mehr dazu wissen. Tina ist eine alte Freundin von mir. Sie hatte Physik studiert, dann aber mit Freunden einen Computerladen aufgemacht und das Studium abgebrochen.

Ich war etwas verwundert. Tina ist technisch sehr begabt und neigt eher zur Praxis als zu wilden Theorien. Ich erklärte ihr, dass wir ein seriöser Verlag seien. Sie solle mal bei den Verlagen der Regenbogenpresse fragen. Dort hatte mal gestanden, dass einem Amerikaner um das Jahr 2000 die kalte Kernfusion gelungen sei, was aber später widerlegt wurde. Kurz darauf zog Tina zu ihrer Freundin Lilofé aufs Land, die einen Bauernhof geerbt hatte. Jetzt hatte sie viel Platz zum Basteln und Konstruieren. Leider sahen wir uns seitdem nur noch selten.

Ein paar Jahre später kam eine esoterisch angehauchte Freundin, Kiki, mit einem klobigen Helm zu mir und fragte mich, ob ich ihren Anti-Psi-Helm reparieren könne. Ich hätte doch mal E Technik studiert. Kiki hatte den Helm über das Internet gekauft für teures Geld. Sie hatte darunter gelitten, nachts im Traum mitzuerleben, was ihre Nachbarn im Fernsehen sahen. Es gab mehrere Möglichkeiten für die Funktionsweise, überlegte ich:

Magnetische Störung der Funktion des Temporallappens im Gehirn oder eine Verstärkung der Tiefschlafphase durch langwellige elektromagnetische Wellen zwischen 0,1 Hertz und ein paar Hertz. Dann würde Kiki sich nicht mehr an ihre Träume erinnern.

Da der Helm nicht allzu schwer war, enthielt er wohl statt analoger Schwingkreise mit Eisenkernen eine digitale Schaltung mit Mikroprozessoren. Ich prüfte, ob die Batterie im Helm okay war. Ich sah, dass die Kontrolllampe funktionierte, aber vor Mikroprozessoren habe ich Horror. Damit hatte ich schon im Studium der Elektrotechnik Probleme. Ich versuchte gar nicht erst, das verklebte Plastikgehäuse zu öffnen. Ich hatte zwar mein Studium mit recht guten Noten abgeschlossen, aber für die Praxis war ich einfach zu theoretisch. Da

fühlte ich mich eher wie die Müllerstocher bei Rumpelstilzchen, die Stroh zu Geld spinnen sollte. Da nutzt mir auch ein Diplom in E-Technik nichts.

Ich verwies Kiki an meine Freundin Tina, die praktisch alles reparieren kann. Ich hatte sowieso vor, Tina in den nächsten Tagen zu ihrem Geburtstag zu besuchen, da könnte ich den Helm mitnehmen. Am Bahnhof der Kleinstadt bei Tinas Bauernhof erwartete mich statt Tinas altem Citroen ein Taxifahrer mit Grüßen von Tinas Freundin. Sie seien verhindert. Der Taxifahrer fuhr mich zum Bauernhof. Dort war kein Mensch zu sehen, aber aus dem Traktorschuppen hörte ich die Stimme von Tinas Freundin Lilofé laut rufen:

"Mehr rechts, höher, nein, nicht so hoch ... Das ist doch ein 11er Schlüssel, Mädels, ich brauche aber den 13er ..."

Als ich dort reinging, stand da Tinas alter Citroen mit offener Motorhaube. Darüber baumelte an einem Flaschenzug der Motor, und Lilofé war mit zwei jungen Mädchen dabei, einen neuen Motor einzubauen. Sie schaute nur kurz zu mir rüber und rief:

"Hallo Chris, Geduld, wir sind gleich fertig!"

Nach einer Weile entließ Lilofé die beiden Mädels und führte mich ins Wohnhaus in ihr Zimmer. Sie schloss die Tür, dann erklärte sie mir:

"Du weißt ja, ich bin Sozialarbeiterin, und wir betreuen hier junge Mädels, bis sie tauglich sind für eine Lehrstelle. Das mit dem Motor heute war eigentlich Tinas Unterrichtseinheit. Die Mädels müssen lernen, dass es noch andere Berufe gibt als nur Friseurin oder Verkäuferin." Dann fuhr sie leise fort:

"Tina ist heute Morgen kurzfristig nach Spanien geflogen, an die Atlantikküste. Ihr Freund Charly hat dort heute Nacht mit der Flugmaschine eine Bruchlandung gemacht und liegt im Krankenhaus von ... äh, jetzt habe ich den Namen vergessen. Naja, ich habe es ja gleich geahnt, dass der Antriebs-Reaktor für kalte Kernfusion noch nicht ganz ausgereift ist, aber die beiden wollten ja nicht auf mich hören."

Lilofé lud mich ein, ein paar Tage zu bleiben, bis Tina wiederkam, aber das musste ich ablehnen. Ich hatte nur zwei Tage Urlaub. Mittags wurden wir von den zwei Mädels bewirtet. Es schmeckte sehr gut. Lilofé erklärte: "Diesen Eintopf hatte Tina gestern Abend vorgekocht. Sie weiß, dass du das magst."

Nach dem Mittagessen zeigte ich Lilofé den Anti-Psi-Helm von Kiki. "Ich verstehe nicht viel von Technik", erklärte Lilofé, "aber das heißt noch lang nicht, dass 'Frau' sich nicht zu helfen weiß."

Im Nu hatte sie den Helm zerlegt und sogar die Verklebungen mit einem Teppichmesser aufgetrennt. Was ich für gekapselte Elektronik mit Mikroprozessoren gehalten hatte, war nur ein leerer Plastikbehälter mit einem Schalter, einer grünen Leuchtdiode und einem Widerstand. Lilofé grinste:

"Mit Ohropax würdest du das Gleiche erreichen."

Sie zeigte auf die Auspolsterung des Helms, die im Bereich der Ohren verstärkt war.

"Weißt du, die Wohnungen in Berlin sind extrem hellhörig. Da hörst du alles mit. Sag deiner Kiki, sie soll sich Ohrstöpsel kaufen, dann hat sie den gleichen Effekt."

Lilofé schüttelte den Kopf:

"Dass man bei den Esoterik-Junkies mit so etwas so viel Geld machen kann!"

Abends erreichte ich endlich Tina auf dem Handy. Charly hat den Unfall schwerverletzt überlebt, aber es wird noch eine Weile dauern, bis er wieder auf zwei Beinen laufen kann. Und ein Auge hat er eingebüßt.

"Was ist passiert?", fragte ich.

"Ach, Charly ist mit unserem selbstgebauten Flugobjekt über den Azoren abgestürzt. Irgendeiner hat ihn wohl mit Raketen beschossen. Dann hat er noch eine Notlandung an der spanischen Atlantikküste geschafft, aber dabei ist alles zu Bruch gegangen."

Ich war skeptisch: "Erzähl mir keine Märchen, Tina! Was ist wirklich passiert?"

Tina erwiderte: "Aber ja! Du weißt doch, Bernd, mein Nachbar in Berlin, der Entrümpelungen macht, hatte da vor zwei Jahren beim Ausräumen der Villa eines Nazi-Enkels ein paar alte Maschinenteile und ein paar Ordner gefunden, wo "Streng geheim" draufstand. Und weil er die alte Sütterlin-Schrift nicht lesen konnte, aber wusste, dass ich mal Physik studiert hatte, gab er mir das Zeug als Bezahlung dafür, dass ich ihm seinen Laptop repariert hatte. Und Lilofé, die mal Geschichte studiert hatte, bevor sie Sozialarbeiterin wurde, hat mir den Inhalt der Ordner in die heutige, lateinische Schrift übertragen,

und dann haben Charly und ich das Nazi-Gerät nachgebaut. Es ist eine recht gute UFO-Bauanleitung. Ich denke, dass dies die Wunderwaffe war, von der die Nazis in ihrer Kriegspropaganda immer geredet hatten. Aber ich muss jetzt aufhören, das Roaming-Guthaben ist aufgebraucht ..."

Die Verbindung bracht ab, und es gelang mir in den Wochen danach kein neuer Kontakt.

Ein halbes Jahr später erzählte mir Lilofé am Telefon, dass Tinas UFO nicht abgeschossen worden war, sondern nur Lochfraß am Treibstoffbehälter hatte. Tina und Charly hatten zu billigen Schrott verbaut. Außerdem habe sich Tina inzwischen am Rande eines Hafens bei Lübeck aus einem billigen Schrott-Segelboot heimlich ein neues Flugobjekt gebaut. Diesmal wohl mit besserer Qualität und ohne männliche Hilfe.

Und nun ist Tina mit dem verbesserten Flugobjekt fortgeflogen, und Lilofé und ich warten immer noch auf ein Lebenszeichen von ihr. Falls sie zum nächsten Fixstern (Alpha-Centauri) geflogen ist, werden wir wohl mindestens 8 bis 9 Jahre auf ihre Rückkehr warten müssen.

Chris, März 2015

Anmerkung: Den Anruf mit der Frage nach der Kalten Kernfusion habe ich bei meiner Arbeit tatsächlich einmal erhalten. Das reizte mich dann zu dieser Geschichte. Und technischen Humbug habe ich auch schon mehrmals erlebt, wenn auch keinen "Anti-Psi-Helm".

In der Vergangenheit

Der Untergang von Atlantis

Wie ich an diese Geschichte kam, braucht wohl niemanden zu interessieren. Eigenartig ist, dass keine Eigennamen vorkommen. Ob es sie in Atlantis gar nicht gab oder nur nicht öffentlich gebraucht wurden, ist nicht mehr festzustellen. Der Originaltext ist mir zwar halbwegs verständlich, aber von der Aussprache weiß ich nichts. Es können die Begriffe, für die unsere Zivilisation keine Entsprechung hat, nur angedeutet werden. Von den geographischen Begriffen ist nur der Name Gallien sicher. Der Erzähler scheint zum Zeitpunkt des Ereignisses noch ein Kind gewesen zu sein. Doch nun zur Geschichte:

Ein kleiner Junge spielte mit einem Schaf, seinem Spielgefährten, auf einer grünen, felsigen Wiese vor der Stadt eine Art Fangen-Spiel (Die Ausdrücke "Knabe" und "Lamm" sind zwar nicht mehr gebräuchlich, wären aber treffender.)

Plötzlich erschien die Mutter: "Ich muss das Schaf mitnehmen, du musst Abschied nehmen von deinem Spielkameraden -- für immer!" - "Aber es ist doch wie ich unsterblich!" - "Nicht mehr", erwiderte die Mutter, "Vater braucht das Schaf fürs Labor." und nahm das Schaf mit.

Weinend rannte der Junge zum Vater ins Labor. Allerlei Gerätschaften standen dort herum. Dazwischen hantierte der Vater, ein großer, stattlicher Mann mit langem schwarzem Bart. Während er von Apparat zu Apparat hastete, schimpfte er vor sich hin: "Diese Idioten, wie oft habe ich ihnen schon gesagt... aber nein, sie wollten nicht auf mich hören - und jetzt sitzen wir im Schlamassel." "Ich will mein Schaf wiederhaben!" rief der Junge. "Ich brauche es, damit ich überleben kann", entgegnete der Vater. Der Kleine war zutiefst schockiert. So egoistisch kannte er seinen Vater doch gar nicht. Wollte er seine Familie im Stich lassen? Er hätte doch zumindest "wir" sagen können.

Als hätte der Vater die Gedanken gehört, fuhr er fort: "Ich habe jetzt keine Zeit, ich muss fertig werden, bevor das XXX ausfällt, lies

meinen Bericht!" Sogleich flammte am Eingang des Labors ein Bildschirm auf. Der Junge musste sich etwas recken, da der Schirm über seiner Kopfhöhe war. Der Kopf des Vaters erschien im Schirm und sprach mit ernster Stimme, während der Vater in Natur eher noch schneller von Gerät zu Gerät eilte. Der Kleine wandte sich dem Schirm zu: "Immer wieder habe ich im Rat gefordert, dass das XXX dringend erneuert werden muss, aber die andern im Rat glaubten, es habe noch ein paar hundert Jahre Zeit und so wichtig sei das ja überhaupt nicht. Jetzt ist die ganze Maschinerie ("Maschinerie" umfasst, was bei uns Industrie und Stadtwerke sind. Das Wort "Maschinerie" ist so genau, als würde man "Kalif" mit "Bundeskanzler" übersetzen.) hin. Jetzt will ich mir aus Schafs-YYY ein Elixier brauen, das mir eine halbwegs normale Lebensspanne auf diesem Planeten ermöglicht, um eine neue Zivilisation aufzubauen. Ich schätze, dass ich etwa 500 Jahre dazu brauchen werde. Hoffentlich arbeitet das XXX noch so lange, bis ich das Elixier fertig habe. Der ZZZ ist schon unterbrochen..."

Das Abendessen der Familie verlief in gedrückter Stimmung. Warmes Essen gab der Automat schon nicht mehr her. Aber trotzdem war das Essen noch ziemlich reichhaltig. Der Vater erzählte, dass er sein Elixier noch rechtzeitig fertig bekommen hatte. Aber für die Familie konnte er keines mehr herstellen, und ohne die Versorgung aus der Maschinerie waren sie genauso sterblich wie die Eingeborenen. Einer der älteren Söhne erzählte, dass der ganze Rat abgeflogen sei. "Und mich haben sie dagelassen", brummte der Vater, "das sieht ihnen ähnlich, mich dazulassen, obwohl ich auch ein ursprünglicher Kolonist bin und so zum Rat gehöre." "Vielleicht wollen sie nur Hilfe holen aus deiner Heimat", versuchte die Mutter zu beschwichtigen (sie selbst war bereits auf der Erde geboren). "Das glaubst du doch wohl selbst nicht", erwiderte der Vater, "denn dann wären sie frühestens in 1400 Jahren vom YY (Sirius) zurück. Und mich haben sie dagelassen, damit dort keiner erfährt, wie es zum Unglück gekommen ist. Womöglich schieben sie mir noch zu Hause die Schuld in die Schuhe, das sähe ihnen ähnlich." Während die Kinder aufstanden und ins Bett gingen, redeten der Vater und die Mutter über Landwirtschaft und Fischfang, die sie betreiben wollten, wenn die Stadt nicht mehr funktionierte.

Am nächsten Morgen lag Schnee auf der Insel, und es herrschte Frost. Die Leute zogen sich Polarkleidung an wie für eine Nordlandreise und vergnügten sich im Schnee. Seit die Stadt existierte, hatte es weder Frost noch Schnee auf der Insel gegeben. Offenbar versagte jetzt auch die Klimasteuerung des Planeten (auch das war Teil der Maschinerie der Stadt). Entsprechend ungewohnt war somit auch der Anblick der Palmen im Schnee. Die Kinder aber schlitterten auf dem zugefrorenen Teich umher, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen. Auf einmal kamen die Eltern und riefen die Kinder: "Kommt, wir müssen von der Insel fliehen!" In großen Scharen strömten die Menschen zu den Flugbooten und flogen davon. Einige Stimmen schrien: "Schneller, sobald die Maschinerie ganz versagt, fliegt die Insel in die Luft!" (Wie das möglich war, ist schwer zu sagen. Heutzutage wäre naheliegend, einen außer Kontrolle geratenen Kernreaktor zu vermuten. Im vorigen Jahrhundert hätte man sicher an überhitzte Dampfkessel und defekte Sicherheitsventile gedacht. Ich jedenfalls will hier keine technische Deutung versuchen.)

Inzwischen fliegt eine Unzahl kleiner Boote über das Meer. In jedem sitzen fünf bis sechs Personen, obwohl sie nur für vier Passagiere gedacht waren. Gottlob, die Insel, die gefährlich gewordene Heimat, verschwindet hinter dem Horizont. Eigentlich sind diese Boote nur für den Küstenbereich gedacht. Die anderen Boote geraten außer Sichtweite. Das Boot fliegt niedrig. Immer wieder sieht es so aus, als ob einige der turmhohen Wellen nach dem Boot schnappen, aber die Wogen verfehlen es um Haaresbreite. Keiner der Passagiere sagt ein Wort. Der Gefahr der Explosion ist man entronnen, aber wie lange wird der Energiesender noch arbeiten? Sobald auch dieser mit in die Luft fliegt, wird kein Boot mehr fliegen können. Es vergehen bange Minuten. Unten tobt der Ozean. Da gibt es kein Überleben, und die Festlandküste ist noch nicht in Sicht. Das Schweigen der Passagiere hält an. Die Kinder klammern sich an die Mütter. Wenigstens entsteht keine Panik. Da -- die Küste taucht auf. Noch fliegen die Boote. Jetzt erkennt man die Uferfelsen. Was für eine Brandung! Noch einmal versucht die See, die Boote zu verschlingen. Jetzt senkt sich das Boot der Küste zu, die Gischt hüllt es ein. Links und rechts tauchen scharfe Felsen auf, das Boot schwankt in der Brandung. Schließlich setzt es oben auf dem Steilufer in sicherem Abstand vom Wasser sanft auf. Immer noch verschreckt, eilen die Menschen zum Urwald, der wenige

Schritte weiter anfängt. Die anderen Boote setzen nacheinander ebenfalls mit einer meisterhaften Eleganz auf der Steilküste auf. Einige der Boote fliegen jedoch weiter ins Landesinnere, obwohl doch jeden Augenblick die Energie ausfallen könnte.

Jetzt waren die Menschen ratlos. Einige wollten an der Küste bleiben und sich dort Hütten bauen, andere dagegen wollten lieber ins Landesinnere ziehen, zu einer Höhle, die sie von früheren Ausflügen kannten. Ein paar hatten sich schon auf der Insel überlegt, dass dies der beste Zufluchtsort sei. Schließlich machten sich alle auf den Weg und ließen die inzwischen nutzlosen Flugboote an der Küste zurück. Die Wanderung durch den Urwald Galliens war ziemlich eintönig; Nichts als Bäume und Gestrüpp, wo man sich die Kleider zerriss. Es war nur gut, dass einige sich in diesem Wald auskannten, sonst hätten sie den Weg zur Höhle nie gefunden. Die Ankunft am Ziel war überraschend. Der "Alte", der Vater des kleinen Jungen, das Ratsmitglied, saß neben einem Berg technischen Geräts und war gerade dabei, zwei Roboter in Betrieb zu nehmen. Er hatte wohl ein Boot für sich alleine genommen, nach der Menge der Gerätschaften zu urteilen. Irgendwie wirkte das Ganze etwas grotesk; ringsum die Eichen und das Gestrüpp des Urwalds, und dazwischen der vornehm wirkende Mann, der an den Robotern hantierte und zwischendurch mit der Hand immer wieder nach Stechmücken und Wespen schlug. Daneben standen nun die Flüchtlinge, zerkratzt und mit zerrissener Kleidung. Von denen aber, die nicht an der Küste gelandet, sondern weitergeflogen waren, war nichts zu sehen.

Es schien sich nun alles wieder zum Guten zu wenden, doch der Schein trog. Wenige Tage später trug man den "Alten" zu Grabe. Er war von einem der Roboter erschossen worden. Wie es hieß, war der Roboter von einem gallischen Zauberer verhext worden. Ich selber glaube, dass daran was Wahres sein muss. Denn dass die ehemaligen Bewohner einer so zivilisierten Stadt grundlos dem Aberglauben verfallen, halte ich für unwahrscheinlich. Das Grab wurde mit Eichenbohlen abgedeckt. Der kleine Sohn des Alten mokierte sich, dass so etwas doch nicht lange hält (was ja für die Inselbewohner mit ihrer künstlichen Langlebigkeit gestimmt hätte). Und doch haben diese Eichenbretter länger gehalten als alles Übrige. Keine Spur wurde von der atlantischen Zivilisation mehr gefunden. Die Überlebenden

verschwanden aus der Geschichte. Ob sie in den Galliern aufgingen, ist ungewiss. Aber ausgerechnet diese "vergänglichen" Eichenbohlen hat man jetzt vor kurzem ausgegraben.

Was wohl von unserer Zivilisation dereinst mal gefunden wird?

April 1979

Anmerkung:

Diese Geschichte ist die ziemlich genaue Wiedergabe eines Traumes.

Keltische Feuerbestattung

Vom Meer wehte eine leichte Brise. Die Sonne trat zwischen den Wolken hervor. Der Scheiterhaufen mit der Leiche war über und über mit Blumen bedeckt. Rings um den Scheiterhaufen wurde ein Krug mit Met auf die Erde geschüttet. Dazu sangen die Priester in ihren bunten Gewändern:

Erde, nimm das Opfer an
nimm den Met und nimm die Asche
gib uns wieder Fruchtbarkeit,
Korn den Menschen, Gras dem Vieh,
junges Grün dem Walde.

Dann streckten sie ihre Hände zum Himmel:

Wesen, die ihr in den Lüften
über allem herrschend schwebt,
nehmt die Seele dieses Menschen,
der uns lieb und teuer war,
auf mit Eurer Liebe.

Anschließend sangen sie zum Meer:

Wasser, das die Welt umschließt,
Lass die Seele friedlich reisen
zu den ewigen Gefilden,
hin zu jenen sel'gen Inseln,
wo die Bäume allzeit blühn.

Zum Schluss besangen die Priester das Feuer, wobei sie vier Fackeln an den Scheiterhaufen hielten und ihn in Brand steckten:

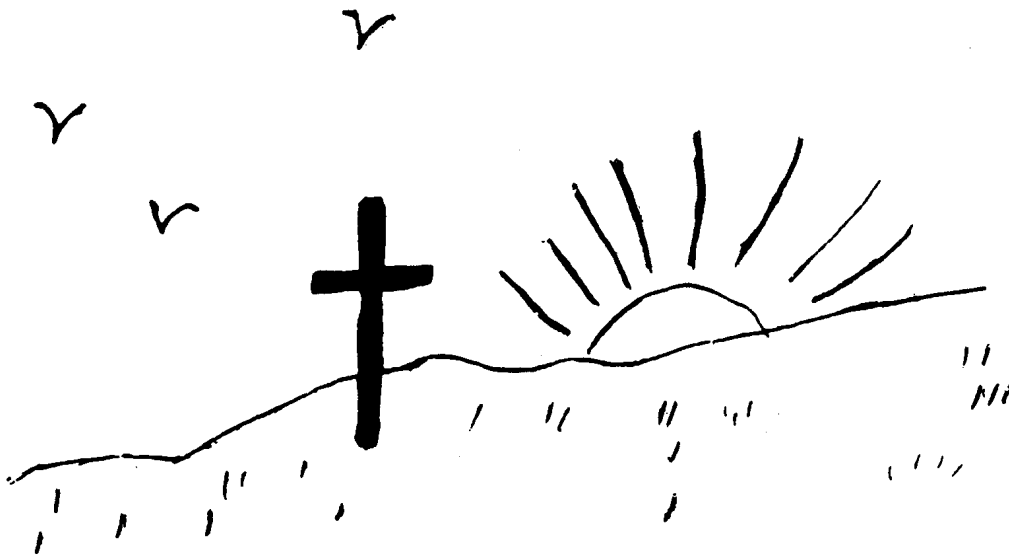
Feuer, das uns Wärme gibt,
hülle diesen Leichnam ein,
und verzehr' die sterblich' Hülle,
mache frei vom Leib die Seele.

Diene uns auch weiterhin,
Feuer unsrer Herde,
und verschone unsre Dächer!
Darum wir Dich bitten.

Als der Haufen niedergebrannt war, kam ein Wind auf. Ich aber schrie verzweifelt:

"Nimm mich mit, fort von hier, nimm mich mit!"

denn nun war ich **ganz allein** auf der Welt.



März 1994

Die Last der Erinnerung

Ich bin die alte Hanna,
die Elfe mit dem schweren Schritt,
und wo ich geh', da wird es laut.

Ich bin dreitausend Jahr' fast alt,
und sehne mich nach Frieden,
ich habe so viel Leid geseh'n,
und möchte gern nach Hause,
dem Ort des Anderswo.

Ein kleines Kind war ich gar noch
vor fünf mal fünf mal hundert Jahren,
da hat das Volk den König g'stürzt,
Tarquinius Superbus,
den letzten der Etrusker,¹
es freute sich das Römervolk,
das "Populus Romanus",
doch Frieden gab's dann nicht sehr oft,
nur selten "Pax Romana".
Man sehnte sich nach Macht und Geld,
und für das Volk gab's Spiele
und Löwen für die Christen.

Ich bin die Elfe Hanna,
Zweitausend Jahre ist's nun her,
als ohne es zu wissen,
die Römer ich naiv verriet,
an Hermann, den Cherusker.
Nun bin ich schuldbeladen
und hasse die Germanen.

Ich bin die Hexe Hanna,
fast tausend Jahre ist es her,
da führte ich als "Heilige"
das falsche Volk bis hin zum Sieg,
weil Stimmen von Dämonen,
ich für den Engel Gottes hielt.
Nun siegten die Franzosen,
und mir bracht' es Verderben:
Denn lieber wählt' ich Feuertod
als dunklen finstern Kerker.

Ich bin die Jungfer Hanna,
man redete von Renaissance,
und heller, klarer Neuzeit.
Doch loderten die Scheiterhaufen
auch bei den Protestanten.
Und Menschen, die mir lieb und teuer,
sie wurden Opfer dieses Wahns,
und ich war wie versteinert!

Ich weiß nicht, was ich damals war,
im achtzehnten Jahrhundert,
Es herrschten Krieg und Not im Land,
und als ich kam ins Heimatdorf,
da war es völlig abgebrannt,
und nur verkohlte Pfosten steh'n,
wo einst mein Elternhaus.
Und keiner, der mehr lebte!

¹ 553 bis 509 vor Christus

Und wenn jetzt Bomben fallen
auf Stadt und Festung Belg(e)rad¹
dann packt mich die Erinnerung
an böse dunkle Zeiten,
als deutsche Bomben fielen
wohl auf die halbe Welt.
So manche lange Weltkriegsnacht
hab' ich im Keller zugebracht,
wenn die Sirenen heulten.
Die Angst war damals riesengroß,
die Angst, wie wird es enden;
Von Endsieg keine Spur!

Ich bin die Elfe Hanna,
ich fühle mich entsetzlich alt,
doch wurd' ich nie erwachsen.
Die Liebe blieb mir unbekannt,
die Menschen fremd und seltsam.

Ich hab das Leben ziemlich satt
und sehne mich nach Frieden,
nach Wärme und Geborgenheit,
in dieser kalten Frühlingszeit.

Hanna-Chris

Anmerkung:

Dieses Gedicht entstand aus einer Reihe von Träumen, die ich hierfür allerdings etwas veränderte. Vor allem während des Kosovo-Krieges im April/Mai 1999 träumte ich wieder vom 2. Weltkrieg, den ich in Wirklichkeit nicht miterlebt hatte. Ich bin froh, dass dort nun endlich Frieden ist.

Mai 1999

¹ Luftangriffe auf Belgrad im April 1999

Kriegsende

Auf, auf, geschwind nach Hause,
der lange schwere Krieg ist aus,
nun kann ich endlich wieder heim,
Mama, wart', ich komme!

Kein Brot gibt's hier, kein Essen mehr,
und niemand hat noch Geld
doch leben wir und Frieden ist's,
Mama, wart', ich komme!

Da ist der Bach, dort geht's hinan,
ins Tal hinein zum Dorfe,
was wird dort für 'ne Freude sein,
Mama wart', ich komme!

Doch ach, ich find' nur Brennnesseln,
und dorniges Gestrüpp,
und nur verkohlte Pfosten stehn,
wo einst mein Heimatdorf.

Mama sag', wo bist du?

Entsetzt blieb ich stehen und starrte auf die Stelle, wo das Dorf gewesen war. Zwischen den verkohlten Pfosten wuchsen bereits junge Birkensprösslinge. Ich schrie auf. Ich stand wohl eine Ewigkeit, als ich ein Pfeifen hörte, aber ich achtete nicht darauf. Das Tal war ansonsten totenstill.

Plötzlich klopfte mir jemand auf die rechte Schulter. "Hörst Du nichts?" fragte jemand hinter mir. Ich drehte mich um. Ein Mann wie ein Eremiten-Mönch mit zerzausten Haaren und struppigem Bart sah mich an. Er war in grob zusammengenähte Felle gekleidet, was für diese Jahreszeit sicherlich günstiger war als mein Wollmantel. Ich war sprachlos. "Es hat keinen Sinn, hier zu bleiben" sagte der Mann zu mir. "Hier sind alle tot. Es kann jetzt jeden Tag der Winter einbrechen.

Hast Du sonst niemanden, wo Du unterkommen kannst?" Ich nickte geistesabwesend und sah ihn eine Weile ausdruckslos an. Dann erwachte ich aus dem Schock und nach einigem Nachdenken fiel mit ein: "Ja, die Verwandten meiner Mutter in Schannebach, da könnte ich vielleicht hingehen." Er entgegnete: "Schannebach ist ebenfalls verwüstet, da lebt auch keiner mehr". Fragend sah ich ihn an, brachte aber keinen Ton heraus. "Kennst Du mich nicht? Ich bin der Wiesenhof-Rainer!" sagte er. Ich schüttelte den Kopf. Nein, den hätte ich, so wie er da stand, niemals wiedererkannt. "Komm mit", murmelte er, "hier kannst du nicht bleiben".

Zögernd folgte ich ihm. Wo sollte ich auch sonst hingehen. Rainer schlug den Weg in Richtung Ober-Hambach ein. Ich folgte ihm schweigend, immer wieder von Weinkrämpfen unterbrochen. Rainer sprach auf mich ein, aber ich hörte ihn nicht. Wir kamen in den Wald, dann verließ Rainer den Weg und schlug einen schmalen Pfad ein. Schließlich erreichten wir eine aus Reisig geflochtene Hütte, wie sie auch meine Brüder als Kinder sich früher zum Spielen gebaut hatten.

Drinne lagen Felle auf dem Boden. Nach all' den Ereignissen wirkten sie auf mich irgendwie behaglich. Ich setzte mich vor die Hütte auf einen Holzklötz, der wohl als Hackklötz diente, während Rainer einige Holzstücke auf das schwelende Feuer neben der Hütte legte. Während er am Feuer hantierte, fragte er mich: "Sag mal, du warst doch zu diesem schwedischen General in Dienst gegangen, der damals in Bensheim Quartier genommen hatte, als dein ältester Bruder heiratete und den Hof übernahm. Brauchen Dich die Schweden nicht mehr?"

Ich erwachte aus der Lethargie und erzählte Rainer, dass der Krieg zuende sei. Der General und seine Landsleute sind nach Schweden zurückgekehrt, konnten aber mich und die anderen Deutschen leider nicht mitnehmen. Ich wäre sonst mitgegangen. Ich hatte sogar schon angefangen, etwas Schwedisch zu lernen.

Dann, nach kurzem Überlegen, fragte ich Rainer: "Wie lange ist das Dorf schon zerstört?" Er antwortete: "So vier oder fünf Jahre, schätze ich. Ich habe die Jahre nicht gezählt." Darauf fuhr ich in sachlichem Ton, zu erschöpft für starke Emotionen, fort: "Dann ist der Krämer-

Sepp aus Bensheim ein ziemlicher Gauner. Die ganzen Jahre, die ich mit den Schweden von Quartier zu Quartier zog, gab ich jedes Mal dem Sepp, wenn er mit seinen Handelswaren ins Lager kam, etwas für meine Familie mit, mal ein buntes Tuch, mal einige gesparte Münzen - und jedes Mal sagte er mir, er hätte es ihnen am Markttag in Bensheim übergeben, wenn mein Bruder oder meine Schwägerin in die Stadt kamen, und die hätten sich immer sehr gefreut, und es ginge ihnen gut. Zuletzt traf ich den Krämer-Sepp kurz nach Pfingsten, also vor nicht einmal einem halben Jahr. Da hätte er mir ja die Wahrheit sagen müssen, anstatt wieder ein Geschenk für meine Familie entgegenzunehmen und mir Neuigkeiten von ihr vorzuphantasieren. Weißt du, Rainer, außer Unterkunft und Essen gab es ja kaum Entlohnung. Aber besser als zuhause hatte ich es schon. Wir haben als Dienstboten beim schwedischen General weniger hungern müssen als wie früher als Kinder im Dorf, wenn die Ernte schlecht war. Die Arbeit war zwar anstrengend, aber sie war auszuhalten. Ein ganz passables Leben. Das hätte ich bis ans Lebensende ausgehalten. Wenigstens gab es nicht so viel Gezänk wie hier im Dorf ..."

Ich musste erneut weinen, weil ich wieder an den Anblick des verwüsteten Dorfes dachte und daran, dass alle tot waren. Rainer reichte mir etwas zu essen: "Hier, iss!" Ich sah, dass es frisch gebratenes Fleisch war, auch wenn es außen etwas vom Feuer verkohlt war. Jedoch schmeckte ich nichts: Es hätte genauso gut altes Brot oder ein Stück Baumrinde sein können. Aber der Drang zum Weinen ließ nach. Rainer nahm sich auch ein Stück Fleisch aus dem Feuer und setzte sich neben mich. Nachdem er etwas davon gegessen hatte, begann er zu erzählen.

Er lebe davon, dass er Fallen stellt und kleine Wildtiere fängt. Damit habe er sich die letzten Jahre vor dem Verhungern bewahrt. Früher habe er auch einmal Rehe und andere größere Tiere erlegt, daher die Felle in der Hütte. Aber jetzt seien die Wälder leergejagt, erst von den Soldaten damals und danach von den Leuten des Grafen. Er habe den Überfall auf das Dorf nur überlebt, weil er gerade im Wald war, um nach seinen Fallen zu sehen. Und dann war er der einzige Überlebende vom ganzen Tal. Jetzt sei er froh, zum ersten Mal seit Jahren wieder Gesellschaft zu haben, abgesehen vom Markttag in der

Stadt, wo er Kaninchenfelle gegen anderes zum Leben Notwendige tauschte.

Bensheim sei übrigens als einziger Ort der Gegend unzerstört geblieben. Eine Frau habe nachts die Belagerer heimlich durch eine Pforte in der Stadtmauer hereingelassen, und so ging es ohne große Kämpfe und Plünderungen ab. Als Rainer und ich uns das Wichtigste erzählt hatten, schwiegen wir wieder und lauschten dem Rauschen des Windes in den Bäumen und dem Klopfen eines Spechtes in der Nähe.

"Ich kann es irgendwie noch nicht fassen, dass Frieden ist." sagte Rainer. Dann legte er plötzlich seinen Arm um meine Taille. Ich zuckte erschrocken zusammen und rückte etwas zur Seite. "Keine Angst!" sagte Rainer halb entrüstet, halb entschuldigend. "Ich falle schon nicht über Dich her - hast du bei den Soldaten so Schlimmes erlebt? Ich bin nicht wie manche Soldateska, denen es egal ist, ob sie Frauen oder junge Männer vergewaltigen. Aber was ist schon Schlimmes daran, sich zu umarmen, wenn man jahrelang allein war? Du wirst es kaum glauben: Obwohl ich mich mit Resi, meiner Frau, oft gestritten hatte und mich dann manchmal tagelang in den Wald zurückgezogen hatte, habe ich sie doch auf eine gewisse Art schon geliebt. Wie du ja weißt, hatten uns unsere Eltern verkuppelt, weil ich den Hof übernehmen sollte."

Nachdenklich brach er ab und fing an zu schluchzen. "Die Resi ist auch unter den Toten, und meine beiden Buben!" Ich erschrak. Ich hatte - außer bei jungen Soldaten, die von der Schlacht zurückkamen und gerade ihren besten Kameraden verloren hatten - noch nie einen Mann weinen gesehen. Es musste ja schrecklich für ihn sein, seine Frau und die Kinder verloren zu haben! Mitleidsvoll verspürte ich den Impuls, Rainer tröstend zu umarmen, aber irgendwie hatte ich Hemmungen. Ich fasste seine Hand und hielt sie.

Mir fiel ein, was ich auf dem Heimweg von den Schweden unterwegs gehört hatte, nämlich dass sie anfangen, Dörfer wieder aufzubauen und dass die Landesherren dies unterstützten und neue Siedler suchten. Als Rainer sich wieder gefasst hatte, schlug ich ihm vor, den Grafen von Schönberg zu fragen, ob er uns mit Werkzeug, Saatgut und Jungvieh aushelfen mag, damit wir beide das Dorf wieder aufbauen - oder mit

Überlebenden von anderen Ortschaften zusammen ein neues Dorf an anderer Stelle. Rainer war recht angetan von dieser Idee, hatte aber Bedenken: "Ich hätte das schon gleich nach der Zerstörung des Dorfes getan, aber soviel ich weiß, sucht mich der Graf, weil er weiß, dass ich wildere. Da habe ich nichts Gutes zu erwarten, wenn er meiner habhaft wird."

Es fing an, dunkel und kalt zu werden. Rainer gab mir ein paar Felle, und bevor er sich auf der einen Seite der Hütte zum Schlafen legte, richtete er in gebührendem Abstand auf der anderen Seite einen Platz für mich her.

Als ich mich auch hingelegt hatte, kam mir eine neue Idee: "Weißt du was, Rainer? Du begleitest mich bis an den Waldrand vor dem Schloss des Grafen, dann gehe ich allein hinein und bitte für Dich um Begnadigung. Neue Dörfer sind dem gnädigen Herrn bestimmt wichtiger als diese alten Geschichten. Und wenn er nicht zustimmt, versuchen wir es halt im Badischen, wo Dich keiner kennt. Was meinst du?"

Rainer schien erleichtert: "Das wäre wunderbar!" sagte er leise. "Komm, dann gehen wir gleich morgen früh zum Grafen!" Beim Einschlafen malte ich mir aus, wie wir einen neuen Bauernhof aufbauen und dachte daran, dass ich nun endlich einen festen Platz auf dieser Welt gefunden hatte.

Anmerkung:

Das Gedicht basiert auf einem meiner schlimmsten Albträume, den ich hier etwas abwandelte. Die zugehörige Geschichte spielt im 30-jährigen Krieg in Süddeutschland (1618 bis 1648). Diese Geschichte veröffentlichte ich zuerst im Siebener-Kurier als Darkover-Story.

Februar 1994

In der Zukunft

Abschied von Terra

Eine Schar Kinder in geflickter und verblichener Kleidung, aber bunter Hautfarbe, stürmte aus der Schule. Ein Mädchen mit schwarzen Zöpfen, brauner Hautfarbe und rotem Kopftuch war von Mitschülern umringt, die ihr die Hand schüttelten: "Leb wohl, Eva!" riefen sie.

Es war Evas letzter Schultag. Morgen würde das Raumschiff "Roter Adler" starten. Ihre Mutter war Antriebstechnikerin und nahm natürlich ihre Tochter mit.

Die eigentlichen Passagiere waren überwiegend Deutsche weißer Hautfarbe, die im fernen Weltraum ihren Traum vom Sozialismus verwirklichen wollten, daneben auch Christen, Muslims und Buddhisten, die diesem industriebeherrschten Planeten den Rücken kehren wollten.

Zum Schluss war nur noch ein Kind bei Eva, ein Junge, ebenfalls mit brauner Haut und schwarzem Haar. Seine Kleidung war die zerlumpteste von allen, aber sein Gesicht strahlte normalerweise einen Schalk mit Humor aus, dass es fast schade ist, dass er dem Benetton-Fotografen nie über den Weg gelaufen ist. Jetzt aber war er traurig: "Musst Du wirklich gehen, Eva? Du hast mir doch versprochen, dass wir für immer zusammenbleiben!" Eva seufzend: "Ich muss. Ich kann doch meine Mutter nicht im Stich lassen!" Und nach einer Weile ergänzte sie, wobei sich ihre Miene aufhellte: "Du kannst ja mitkommen, Tom. Du bist ja ein ausgesetztes Heimkind; Du hast niemand, bei dem du bleiben musst."

Tom: "Du spinnst ja. Wie soll ich an Bord kommen? Außerdem habe ich meine Hühner zu versorgen." Eva trotzig: "Die Hühner oder ich! Was ist Dir wichtiger? Außerdem habe ich bereits Pussy mit ihren Jungen an Bord geschmuggelt, und ich habe auch eine Idee, wie ich Dich an der Kontrolle vorbeischleuse." Tom: "Was soll ich denn auf einem Raumschiff!" Eva: "Macho! Außerdem hast auch Du

versprochen, dass wir zusammenbleiben, also musst Du mitkommen, wenn ich nicht hier bleiben kann." Tom: "Na ja, wenn du meinst."

Sie gingen beide los in Richtung Bushaltestelle. Sie kamen an einer Robottaxi-Haltestelle vorbei.

Eva: "Ach Lass uns ein Taxi nehmen. Du hast doch sicher noch ein paar geklaute Kreditkarten." Tom verärgert: "Ich klaue nicht, ich borge sie nur kurz aus, bis der alte Gerald sie auf seiner Anlage kopiert hat!" Eva: "Ich möchte noch einmal Berlin sehen, und ich schmuggele dann auch Deine Lieblingshenne mit an Bord." Tom: "Ist das versprochen?" Eva: "Versprochen." Tom zog eine Kreditkarte aus seiner Unterhose und schob sie in den Schlitz der Robottaxi-Haltestellensäule. Dann sprach er eine Nummer in das Mikrofon. "Stimme identifiziert, ein Taxi kommt in acht Minuten", kam eine elektronische Stimme aus der Säule. Auf Evas staunenden Blick erklärte er: "Gerald modifiziert immer die Kopien der Kreditkarten etwas, damit sie auf seine bzw. meine Stimme kodiert sind. Und von einem Freund bei einer Bank kriegt er dann über Internet eine passende Geheimnummer. Dann wird das Geld von irgendwelchen Geheimkonten abgebucht, wo die Besitzer sich nicht trauen, Gerald und seinem Kumpel bei der Bank die Polizei auf den Hals zu hetzen..."

Das Taxi kam. Aufgrund gesetzlicher Bestimmungen hatte es noch pro forma einen Fahrer, aber der verstand weder Deutsch noch Hindi, aber das ist ja heutzutage gar nicht mehr nötig. Eva sprach ins Bordmikrofon: "Zum Berliner Zoo, bitte" und das Fahrzeug fuhr los. Vollautomatisch fand es seinen Weg nach Berlin. Auf der Avus fragte der Bordcomputer: "Der Zoo in Charlottenburg oder der Tierpark in Friedrichsfelde?" Nach kurzem Zögern entschied sich Eva für den Tierpark.

Tom hatte schon Sorge, dass Eva von ihm wollte, dass er dort noch ein paar Tiere klaue für das Raumschiff, aber die Sorge war unbegründet. Genüsslich schlenderten sie durch den Tierpark. Tom stibitzte bei einem fliegenden Händler ein paar belegte Brötchen, ohne dass dieser es bemerkte, dazu tranken sie Leitungswasser. "Manchmal hat es was für sich, als Straßenkind aufgewachsen zu sein", dachte er.

Nach dem Tierparkbesuch holten sie - wieder per Robottaxi - aus dem Garten des Kinderheimes Toms beide Lieblingshennen und den Hahn. Tom packte sie in einen Rucksack, wo sie sofort in Schlaf zu versinken schienen. "Wenn ich sie nicht dressiert hätte, mucksmäuschenstill zu sein, wenn ich sie verstecke, wären sie mir schon längst von einer fremden Straßenkinder-Gang geraubt worden", erklärte er Eva.

Vor der Landefähre (das eigentliche Raumschiff befindet sich ja in einer Umlaufbahn im Weltraum) blieben sie stehen. Tom war gespannt: "Ich kann mir nicht vorstellen, wie Du die Kontrolle austrickst - oder hast Du auch einen erwachsenen Freund, der Karten 'modifiziert'?" Tom sprach das Wort 'modifiziert' so aus, dass es ironisch wie 'fälschen' klang.

"Viel einfacher", sagte Eva, "ich muss mich für zuhause sowieso umziehen, Mama mag nicht, wenn ich europäische Hosen trage." Dann packte sie ein langes Kleid, eine Art Sarong, aus der Schultasche und zog es über ihr T-Shirt und die Hose, ja es schlapperte sogar am Boden.

"So, jetzt gib mir Deinen Rucksack mit den Hühnern, und die Schultaschen mit den schweren Computern lassen wir hier draußen!" Sie warf ihre Schultasche in einen Papierkorb. "Du Deine auch!" forderte sie ihn auf. Schweren Herzens legte Tom seine Tasche zu Evas Tasche und gab ihr seinen Rucksack.

"Und nun nimm mich huckepack wie beim Reiterkampf." Sie hob ihr Kleid bis unter die Achseln hoch, kletterte auf Toms Rücken und ließ das Kleid über ihn fallen, dass nur noch oben ihr Kopf und unten seine Füße herausragten.

Dann kommandierte sie ihn zur Schleuse des Raumschiffes. ("Links, Rechts, Geradeaus, Stop!") Dort sagte sie ihren vollständigen Namen (Eva Roshan), und die Computerkontrolle antwortete: "Sie sind identifiziert, Frau Eva Roshan, aber Sie haben Übergewicht im Gepäck. Was haben Sie im Rucksack?"

Nach kurzem Erschrecken fasste Eva sich und sagte: "Eine Schulfreundin hat mir ihre geologische Sammlung geschenkt. Das ist sehr wichtig, dass wir unterwegs daran üben, damit wir auf unserem Zielplaneten geologische Kenntnisse haben."

Der Computer: "Das Motiv leuchtet ein, aber ohne Genehmigung des zuständigen Offiziers ist Übergewicht nicht erlaubt." Eva: "Und wenn ich nachher dafür etwas anderes von meinem persönlichen Gepäck hinausbringe?" Der Computer schien nachzudenken. "In Ordnung, aber in spätestens 15 Minuten müssen Sie 3,478 Kilogramm Ihres Gepäcks wieder nach draußen bringen. Sonst gibt es eine Meldung." Dankbar huschte die Gestalt (oben Eva, unten Tom) ins Innere des Raumschiffes.

Nachwort: Und so kam es, dass zu den wenigen terranischen Tieren, welche die Siedler auf den Planeten Boruthia mitgebracht hatten, auch Hühner gehörten.

Juli 1996

Ein Weltraummärchen mit einem Kinderlied

Vor langer, langer Zeit gab es am Rande der Milchstraße einen Planeten, der hieß Erde, auch Terra genannt. Die Bewohner dieses Planeten waren sehr rückständig. Sie hatten nicht wie andere vernunftbegabte Wesen eine Regierung für den ganzen Planeten, auch nicht zwei oder drei, sondern ganz, ganz viele. Die einzelnen Länder waren teilweise so klein, dass manchmal sogar der S-Bahnhof zu dem einen Land und die S-Bahn-Gleise selbst zu dem anderen Land gehörten. So rückständig waren sie! Aber schließlich erfanden sie Raumschiffe, um Kontakt zu den zivilisierten Völkern des Weltalls aufzunehmen. Denn die Terraner ahnten schon lange, dass es vernunftbegabte Wesen im Weltraum gäbe. Nur ob es solche in ihren Regierungen gab, war für sie fraglich.

So kurz vor dem Jahre 2000, im Jahre 1999 terranischer Zeitrechnung, wurde das erste interstellare Raumschiff fertig. Und um einen guten Eindruck bei den Bewohnern der Milchstraße zu machen, wählten sie als Pilotin die schönste Frau des Planeten und machten die Pilotenkanzel des Raumschiffes aus Glas.

Natürlich dauert so eine Weltraumreise sehr lange; viele, viele Jahre. Und damit die Pilotin unterwegs nicht zu sehr altert und vor Erreichen des Ziels stirbt, beschlossen die Terraner, sie den größten Teil der Reise im Kälteschlaf tiefgefroren fliegen zu lassen, wenigstens bis Alpha-Zentauri.

So weit, so gut, liebe Kinder. Aber die Terraner hatten damals noch entsetzlich primitive Computer, Windows genannt, die zählten Jahre nur zweistellig. Und als das Raumschiff gerade zwischen Jupiter und Saturn war, kam das Jahr 2000, und der Bordcomputer fing wieder bei 1900 an zu zählen. Und immer, wenn 100 Jahre um waren, wiederholte sich das Ganze. Deshalb wurde die Pilotin des Raumschiffs auch nicht aufgeweckt, als das Raumschiff die Milchstraße erreicht hatte. Und wenn kein Weltraumprinz sie gefunden und geweckt hat, so fliegt sie noch heute im Kälteschlaf durch den Weltraum.

Dezember 1998

Ein Kinderlied des 28. Jahrhunderts

Melodie und Text:
H.Chris Gast 28.08.1998

1. Ein Raum - schiff fliegt durch das kal - te All, und es
fliegt, fliegt, fliegt, und es fliegt, fliegt, fliegt.

- | | |
|--|---|
| 1) Ein Raumschiff fliegt durch das kalte All und es fliegt, fliegt, fliegt, und es fliegt, fliegt, fliegt. | 5) Doch wird kein Prinz je sie küssen wach, denn sie fliegt, fliegt, fliegt, denn sie fliegt, fliegt, fliegt. |
| 2) Im Cockpit sitzt eine schöne Frau, und sie fliegt, fliegt, fliegt, und sie fliegt, fliegt, fliegt. | 6) Der Bordcomputer ist defekt, und er weckt sie nicht, und er weckt sie nicht. |
| 3) Sie schläft und träumet von Ruhm und Ehr, und sie fliegt, fliegt, fliegt, und sie fliegt, fliegt, fliegt. | 7) Denn statt der Hundert zählt er die Null, und er weckt sie nicht, und er weckt sie nicht. |
| 4) So fliegt sie schon viel' hundert Jahr', und sie fliegt, fliegt, fliegt, und sie fliegt, fliegt, fliegt. | 8) So fliegt sie nun bis in Ewigkeit und sie fliegt, fliegt, fliegt, und sie fliegt, fliegt, fliegt.... |

Anmerkung:

Das Weltraummärchen schrieb ich für einen Schreibaufruf "Das neue Jahrtausend" passend zu dem Lied, das mir einige Monate zuvor eingefallen war. Die befürchtete Computerkatastrophe, nämlich dass alle Computer zum Jahreswechsel 2000 abstürzen, hielt sich aber in Grenzen. In Berlin hatte wohl nur die Feuerwehr in der Neujahrsnacht einige Probleme mit ihrem Computer.

Am 15. Januar 2003 hatte ich dann Gelegenheit, dieses Märchen zusammen mit dem zugehörigen Lied und einem Erlebnisbericht über eine Sonnenfinsternis in der Archenhold-Sternwarte in Berlin-Treptow vorzutragen.

2003

Der Wolf von Tschernobyl

“Tut mir leid, dass ich Euch alleine lassen muss!” sagte Margareta, als sie die sieben Kinder allein im Bunker zurückließ, aber sie musste es tun. Die anderen Erwachsenen des Bunkers waren alle unterwegs, um Block 7 des Kernkraftwerks zu reparieren. Der Block 7 war das Modernste, was es im Jahre 2015 gegeben hatte. Aber inzwischen hatte der Block 70 Jahre auf dem Buckel, und die Leute aus der Bunker-Siedlung mussten sich alle paar Monate auf dem Weg machen, um ihn zu reparieren.

Und da es im Bunker schon drei Tage keinen Strom für die hydroponischen Tanks gegeben hatte, musste Margareta nach draußen gehen, um im Freien Futter für die Kaninchen und Essbares für die Kinder zu finden. Margareta hatte Glück. Es war draußen bloß Windstärke 7. Der Sturm in der Nacht hatte nur wenig Gerümpel von der nahen Ruinenstadt vor die Bunkertür und die Panzerglasfenster geweht. In einer Viertelstunde war alles geräumt.

An manchen Tagen wehte der Sturm so viel Gerümpel und tote Bäume vor den Eingang, dass die Menschen des Bunkers den halben Tag mit Äxten und Sägen zugange waren, bis der Weg wieder frei war. Vor der Klimakatastrophe soll es sogar Tage völlig ohne Wind und Sturm gegeben haben, aber daran konnte sich Margareta nicht mehr erinnern. Margareta machte sich also auf den Weg. “Und Lasst niemand Fremdes rein!” ermahnte sie noch mal die Kinder. “Ja!” versprachen die Kinder unisono und schoben den Riegel vor. Das Schloss und der Türspion mit der Videokamera hatten schon in Margaretas Kindheit nicht mehr funktioniert.

Die Kinder waren sich der Gefahr bewusst, die ihnen von Räubern und Wölfen drohte. Nur in Begleitung bewaffneter Erwachsener konnten sie mit nach draußen gehen. Und selbst dann bestand noch immer die Gefahr, von einer Ratte gebissen zu werden. Schon von frühester Kindheit lernten die Bewohner der Bunker Armbrüste zu bauen und damit zu schießen. Und selbst bewaffneten Erwachsenen konnte es draußen passieren, dass sie das Opfer hungriger Wölfe wurden. Denn man kann ja nur auf einen Wolf auf einmal schießen.

Und das hilft wenig, wenn Hunderte von Wölfen gleichzeitig angreifen. Gegen ganze Wolfsrudel auf einmal halfen nur die massiven Bunkertüren aus Stahl.

Es wird sogar gemunkelt, dass einige der Wölfe sich telepathisch verständigen können bei der Jagd auf Beute. Nun, bei der starken Radioaktivität infolge des verunglückten Block 4 des Kernkraftwerks ist es durchaus denkbar, dass unter den zahlreichen Mutationen bei Tier und Mensch auch so etwas wie Telepathie gelegentlich auftaucht.

Die Kinder blieben also allein zu Hause. Im Bunker waren sie sicher. Nach einer Weile klopfte es an der Bunkertür: “Macht auf, Kinderchen, Eure Mutter ist wieder da!”

Die Kinder waren verunsichert. Hatten sie wirklich eine Stimme gehört? Es klang wie die Stimme von Margareta. “Margareta ist aber unsere Tante, nicht unsere Mutter!” rief eines der Kinder laut.

Für einige Zeit war nichts mehr zu hören. Dann klopfte es wieder und dieselbe Stimme rief: “Macht auf, Kinder, Eure Tante ist da! Ich habe Euch leckere fette Ratten mitgebracht!” “Iih!” schrien die Kinder angewidert.

Wieder verschwand die Stimme für einige Zeit. Dann klopfte es ein drittes Mal: “Macht auf, Kinder, ich habe Euch frische Äpfel mitgebracht!”

“Au fein!” riefen einige der Kinder und rannten zur Tür. Nur der kleine Nikolai, der etwas begriffsstutzig war, hatte nichts gehört und fragte, was los sei. “Tante Margareta ist wieder zurück und hat frische Äpfel mitgebracht”, erklärten die anderen. Nikolai runzelte die Stirn, was aber in dem Dämmerlicht des Bunkers kaum zu sehen war: “Ich denke, die Äpfel sollen erst in vier Wochen reif werden!”

Aber inzwischen hatten ein paar Kinder den Riegel beiseitegeschoben. Die Tür flog krachend auf und ein Wolf stürzte herein. Kreischend liefen die Kinder in das Innere des Bunkers, um sich zu verstecken. Nikolai sprang in das Algenbecken der hydroponischen Anlage. Er

hatte mal gehört, dass Katzen wasserscheu seien. Vielleicht galt das ja auch für Wölfe und Hunde?¹

Möglicherweise wäre Nikolai der einzig Überlebende von den Kindern geblieben, aber da ging plötzlich das elektrische Licht wieder an. Der Block 7 des Kraftwerkes lief wieder. Der Wolf erschrak vor dem künstlichen grellen Licht und verließ fluchtartig den Bunker.

Als Margareta wiederkam, fand sie die Tür des Bunkers offen vor und dahinter lagen drei der Kinder tot. Die anderen vier Kinder kamen zitternd vor Angst aus ihren Verstecken.

Anders als im Märchen gab es keinen schlafenden Wolf, dem man den Bauch aufschlitzen konnte, um die verschlungenen Kinder zu befreien. Die drei Kinder, die dem Wolf die Tür geöffnet hatten, blieben tot. Es waren ausgerechnet die begabtesten Kinder, von denen ihre Eltern gehofft hatten, sie würden vielleicht sogar etwas telepathisch!

Anmerkung

Ich wurde von einer Freundin, die eine Zeitlang in Kiew arbeitete, gefragt, ob mir zum Thema "Wölfe / wilde Hunde" in Kiew und "Mutationen infolge Tschernobyl" etwas einfällt. Der Block 4 des Kernkraftwerks von Tschernobyl war ja 1986 explodierte, einige Jahre vor dem Zerfall der Sowjetunion. Hier nun meine Geschichte, die auch an das deutsche Märchen vom Wolf und den Sieben Geißlein anspielt.

Oktober 1997

¹ Nein, hier irrt sich Nikolai. Aber zwischen den Algen des Tanks war er trotzdem gut versteckt.

Tobias und Jenni (SF)

Kap. 1: Das Ende der Tonu

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als das erste Morgengrau des Pueblo sich aus der Dunkelheit abheben ließ. Die Bewohner, der Stamm der Tonu, schliefen noch alle. Selbst der geübteste Beobachter hätte nicht bemerkt, wie sich jetzt dunkle Gestalten dem pyramidenartigen Bauwerk näherten, dessen Eingang auf der Spitze lag. Diese dunklen Gestalten waren Gekas, der gefürchtetste Stamm weit und breit. In Wirklichkeit sind sie hellhäutig und blond, aber auf Kriegszügen färben sie sich zur Tarnung mit Asche dunkel.

Es gelang den Gekas, unbemerkt bis zum Eingang zu schleichen und die schlafenden Wächter zu überrumpeln. Danach hatten sie leichtes Spiel. Die Tonu waren schlechte Kämpfer, und so hatte diesmal auch Tobias, ein junger Geka, die Gelegenheit, sich die Anerkennung als "erwachsener Krieger" zu verschaffen.

Tobias war schon fast erwachsen. Wie viel Jahre er alt war, wusste er allerdings nicht. Er musste aber zehn Feinde töten, bis er als Erwachsener galt und heiraten durfte. Wie schon gesagt, waren die Gekas ein sehr kriegerischer Stamm. Sie betrieben auch keinerlei Ackerbau, sondern lebten von der Jagd und von ihren Beutezügen im Krieg.

Nur wenn Tobias Mediziner würde, bräuchte er nicht an den Kriegszügen seines Stammes teilzunehmen und seine "zehn Feinde" zu töten. Auch das Jagen gefiel ihm nicht so recht, nur selten gelang es ihm, ein Tier zu erlegen. Da Tobias oft stolperte oder beim Anschleichen an ein Tier nicht leise genug auftrat, mochten ihn die anderen nicht dabei haben. Viel lieber schaute Tobias dem Mediziner zu, wie er die Krankheiten heilte oder Wunden zunähte. Mit Kräutern kannte er sich schon fast so gut aus wie der Mediziner. Dieser war aber noch recht jung, und um zweiter Mediziner zu werden, bevor der andere starb, müsste Tobias sich ein wirklich außergewöhnliches Wissen aneignen.

Auch mit dem Heilsschwein wusste Tobias gut umzugehen. Das Heilsschwein war von den Vorfahren vor langer, langer Zeit einmal gezüchtet worden. Äußerlich unterschied es sich nur durch ein Kreuz aus rotem Fell am Bauch von gewöhnlichen Schweinen, aber wer sich auskannte, konnte mit dem Fett des Heilsschweins Arme und Beine nachwachsen lassen, wenn jemand im Kampf verstümmelt worden war, und vieles andere mehr. Tobias hatte sich auch alle Geschichten gemerkt, die die Alten seines Stammes erzählten, und warum die Gekas stolz auf ihre blonden Haare waren, die nur ihr Stamm hatte.

Im Gegensatz zu den Tonu hatte bei den Gekas jede Familie ihre eigene Hütte mit nur einem Raum. So war es für Tobias ein neuartiges Erlebnis, als er hinter den anderen Krieger im Pueblo der Tonu einen Korridor entlang stürmte, von dem lauter einzelne Zimmer abgingen. Plötzlich hörte er eine Stimme aus einem der Räume. Da ihm das große Kampfgetümmel nicht behagte, beschloss Tobias, dort sein Kampfglück zu versuchen. Weil er am Boden Licht unter der Tür durchschimmern sah, setzte er dort seine Streitaxt als Hebel an, um den Spalt aufzuweiten. Türen kannten die Gekas nicht, und mit der Türklinke wusste Tobias nichts anzufangen. Dabei hob er die Tür aus den Angeln, wobei er mit der Tür ins Zimmer fiel. Als er sich wieder aufgerappelt hatte, sah er im Lichte einer Kerze einen alten Mann verletzt auf einem Bett liegen und ein kleines Mädchen, das ihm einen Verband anlegte, wobei sie der alte Mann mit schwacher Stimme in einer fremden Sprache anleitete.

Auf einem Tisch lagen einige Bücher. Interessiert schaute Tobias sie sich an. Ein paar Buchstaben kannte er und las sie laut. Dann besann er sich auf seine Pflicht und hob die Streitaxt, um die beiden zu töten. Auch Verletzte und Kinder der Feinde zählen. Da aber sprach ihn der alte Mann in seiner, der Geka-Sprache: "He Du, ich sterbe sowieso gleich, Du kannst Dir ruhig etwas Zeit damit lassen. Hättest Du nicht Lust, lesen zu lernen? Dann wärest Du der weiseste Mann Deines Stammes. Du scheinst mir übrigens intelligenter zu sein als Deine Stammesgenossen, so, wie Du die verriegelte Tür ohne Gewalt aufgehebelt hast. Du solltest lieber Mediziner werden statt Krieger. Ein gesunder Tonu hätte Dich eben leicht töten können, wie Du mit der Tür ins Zimmer gefallen bist. - Ach, noch etwas, wenn Du Jenni,

die Kleine da, leben lässt, verrate ich Dir ein Schatzversteck, dann wärest Du auch der reichste Mann Deines Stammes."

Tobias überlegte. Das Töten machte ihm eh keinen Spaß, und Lesen lernen wäre auch nicht schlecht. In seinem Stamm konnte das sonst niemand. Die Gelegenheit, Feinde zu töten, würde sich auch ein andermal finden. Der Alte sprach weiter: "Jenni, meine Enkelin, hat einen Spruch in der Sawi-Sprache gelernt, der das Schatzversteck verrät. Sie selbst kann nur Tonu, unsere Sprache. Wenn Du sie zu Doktor Emilio bei den Sawis bringst, kannst Du dort die Sawi-Sprache lernen, Dir den Spruch von Jenni aufsagen lassen und den Schatz dann ausgraben. Du kannst bei Doktor Emilio auch das Lesen lernen."

Der Alte beabsichtigte so, Jenni, seine Enkelin zu retten. Obwohl er vom Tonu-Stamm war, hatte er seine Enkelin das Schatzversteck auf Sawi lernen lassen, damit sie es nicht im Stamm ausplaudere. Und für den Fall seines Todes hatte er Doktor Emilio den Schatz versprochen. Wäre nicht Tobias, sondern ein anderer der Gekas in das Zimmer eingedrungen, der sofort mit der Streitaxt losgeschlagen hätte, wäre der Schatz für immer verloren gewesen. Der Alte sprach nun ein paar Worte in Tonu zu dem Mädchen, wobei er öfters auf Tobias wies. Das Mädchen machte verzweifelt Einwände, aber der Alte sprach zu ihr mit einer Stimme weiter, die keinen Widerspruch duldete, und Jenni verstummte. Dann sprach der Alte wieder zu Tobias in dessen Sprache: "Die Sawis wohnen..." er hatte Mühe zu sprechen, Tobias musste fast sein Ohr an seinen Mund legen, "drei Tagesreisen östlich von hier an einem großen See. Du kannst sie nicht verfeh..." weiter kam der alte Mann nicht mehr, dann war er tot.

Jenni hatte inzwischen eine Falltür im Boden geöffnet, die zu einem unterirdischen Gang führte. Tobias nahm schnell noch die Bücher vom Tisch und folgte dem Mädchen in den Geheimgang. Es war völlig dunkel dort, so dass man sich mit den Händen vorwärts tasten musste. Von beiden Seiten kamen Gänge dazu. Den Rückweg würde er allein niemals finden. Tobias hörte Jenni vor sich gehen. Sie schien keine Angst zu haben. Auf einmal stieß Jenni im Dunkeln gegen etwas. Daraufhin stürzte hinter ihnen polternd der Gang ein. Ein Balken hätte dabei Tobias fast noch den Fuß eingeklemmt. Sie konnten nun beide nicht mehr zurück und gingen also weiter.

Plötzlich stieß Tobias gegen Jennis Rücken. Der Gang war auf einmal zuende. Ein paar Stufen führten nach oben, aber der Weg war mit Brettern versperrt. Tobias zog die Bretter weg, da brach ein Haufen Erde herunter, aber über ihnen kam Tageslicht durch. Sie krochen durch die enge Öffnung hinaus und befanden sich nun mitten in einem Gebüsch. Tobias schaute vorsichtig hinaus, aber es war niemand zu sehen, nur das Pueblo stand da in einiger Entfernung, und die Kämpfe fanden ja da drinnen statt auf dem Korridor und in den Zimmern. Mit Handzeichen machte Tobias dem Mädchen klar, dass er gleich losgehen wolle. Dann nahm er sie bei der Hand und marschierte los. Das erste Wegstück musste er sehr Acht geben, nicht gesehen zu werden, denn inzwischen hörte man die Krieger seines Stammes mit Siegesgeschrei aus dem Pueblo herauslaufen. Von ferne sahen sie noch, wie die Gekas anfangen, das ganze Gebäude zu zerstören.

So liefen sie den ganzen Tag nach Osten. Als Jenni nicht mehr konnte, zog Tobias sie einfach an der Hand weiter. Erst gegen Abend machten sie halt. Tobias fand ein paar essbare Pflanzen, die zwar bitter schmeckten, aber gegen den größten Hunger halfen. Jenni, die bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, fing an zu weinen. Erst jetzt löste sich der Schreck, und ihr wurde klar, dass nun alle von ihrem Stamm außer ihr selbst tot waren. Die Gekas haben alle Tönu umgebracht, und doch hat ausgerechnet ein Geka sie gerettet, nämlich Tobias, der nicht viel älter war als sie.

Kap. 2: Bei den Sawi

Am nächsten Morgen wanderten sie weiter. Tobias dachte über die Sawis nach. Er hatte diesen Namen noch nie gehört. Ob die Sawis umgekehrt auch noch nie etwas von den Gekas gehört haben? Sicherheitshalber beschloss Tobias, sich dort erst einmal als Jennis Bruder auszugeben. Beim Gehen ließ er sich von Jenni ein paar Wörter in ihrer Sprache beibringen. Als sie am dritten Tag an einem Teich vorbeikamen, sah Tobias sein Spiegelbild und erschrak. Er hatte nicht bedacht, dass Jenni schwarze Haare und fast schwarze Haut hatte, er aber blonde Haare und fast weiße Haut. So konnte er sich nicht als ihr Bruder ausgeben.

Er machte deshalb Feuer an, um Asche zu bekommen, und sammelte ein paar färbende Pflanzen und etwas Erde zusammen. Damit färbte er sich Haare und Haut dunkel, diesmal etwas gründlicher als beim Überfall auf die TONU. Jenni fand Spaß an der Sache, und da sie zufällig auch eine Schere dabei hatte, schnitt sie Tobias die Haare ganz kurz, wie sie die TONU trugen. Am vierten Tag erreichten sie die Stadt der Sawi. Sie war in ihren Augen riesengroß, denn sie hatten beide noch nie eine Stadt gesehen. Es gab eine Menge Häuser und Straßen, in denen Pferdewagen fuhren. Am Rande war ein großes hölzernes Tor, wo ein Wächter sie anhielt. Sie verstanden kein Wort von dem, was er sagte. Tobias sagte nur den Namen "Doktor Emilio", und als der Wächter nicht reagierte, wiederholte er ihn mehrmals. Schließlich schien der Wächter zu begreifen und schickte mit einem Wortschwall einen Kollegen los, der in der Stadt verschwand. Nach einigen endlosen Minuten tauchte er wieder auf mit einem großen, alten Mann und einer Erklärung, die zu bedeuten schien, dass dies Doktor Emilio sei. Doktor Emilio sagte etwas zu den beiden, aber weder Tobias noch Jenni verstanden es. Dann wiederholte er es in einer anderen Sprache - wieder ohne Erfolg. Schließlich sagte er etwas auf TONU, worauf Jenni antwortete.

Doktor Emilio gab den Torwächtern Zeichen, dass sie die beiden Fremden durchließen, und führte sie in sein Haus. Wie alle Häuser der Sawi war es aus Natursteinen gebaut. Das Dach war mit Holzschindeln gedeckt. Drinnen waren zwei Räume. Es stellte sich heraus, dass der Doktor weniger TONU konnte, als Tobias auf der Wanderung von Jenni gelernt hatte. So verstand er nicht, wer die beiden geschickt hatte, weil Jenni ihren Großvater nur als "Opa" kannte. Erst als Tobias die Bücher zeigte, die er den ganzen Weg mitgeschleppt hatte, wurde dem Doktor klar, woher sie kamen. Jenni erzählte daraufhin in ganz einfachen Worten, damit es der Doktor verstand, von dem Überfall der Gekas, wobei sie Tobias als ihren Bruder ausgab. Schließlich sagte der Doktor nachdenklich, auch die Sawi kennen einen Geka-Stamm, mit dem sie Krieg hatten. Die Torwächter würden jeden mit blonden Haaren ohne Anruf erschießen, den sie sich der Stadt nähern sahen. Tobias erschrak. Wie gut, dass er sich Haut und Haar dunkel gefärbt hatte! Ob Jennis Großvater das gewusst hatte? Dann hatte der ihm eine Falle stellen wollen.

Jenni sagte den Schatzverstecksspruch auf. Der Doktor verstand den Spruch, hatte aber noch Fragen dazu, die er aber Jenni mit seinen geringen Sprachkenntnissen nicht klarmachen konnte. Daraufhin beschloss Doktor Emilio, die beiden erst einmal Sawi lernen zu lassen, und quartierte sie in seinem Haus ein, indem er die beiden in dem Raum seines Hauses wohnen ließ, der als Küche diente. Er selber schlief im anderen Raum, den er sich als Arbeitszimmer eingerichtet hatte. Doktor unterrichtete die beiden in den nächsten Wochen selbst. Jenni lernte die Sprache etwas schneller sprechen, aber dafür lernte Tobias das Lesen und Schreiben leichter. Sobald sie sich den Sawi angepasst haben, erklärte der Doktor, wolle er sie adoptieren. Danach könne man den Schatz suchen gehen. Tobias sah zwar nicht ein, warum er und Jenni vorher adoptiert werden sollten, aber solange er etwas lernen konnte, war es ihm egal. Er malte sich oft aus, wie er zu Hause empfangen werde, wenn er schreiben und lesen könnte und ein größeres Wissen als der Mediziner hätte. Seine Karriere als Mediziner war so gut wie sicher. Von Woche zu Woche aber dachte er weniger an zu Hause.

Der Doktor widmete sich ihnen fast den ganzen Tag. Ab und zu kamen Patienten, und Tobias sah bei der Behandlung zu. Auch die Sawi kannten das Heilsschwein. Tobias lernte dabei noch eine Menge dazu. Zur Anpassung an die Sawis gehörte auch ein Braunfärben von Haut und Haaren. Der Farbton war zwar wesentlich heller als die Hautfarbe der Tonu, aber dunkler als die der Gekas. Schon am zweiten Tag bei den Sawi gab ihnen der Doktor einige Farben, mit denen sich Jenni und Tobias den Körper und die Haare färben mussten. Ferner gab ihnen der Doktor einige Spritzen, die das unterstützten. Für Tobias war das ein Glück, denn bei den Sawi war es üblich, sich täglich zu waschen, und die Asche und Erde, Tobias ursprüngliche Einfärbung, hätte das erste Bad nicht überstanden. Nicht nur das Waschen, auch die Art der Kleidung und das Essen mit Bestecken fanden Tobias und Jenni am Anfang recht strapaziös. Dafür gab es bei den Jugendlichen der Sawi weniger Raufereien - das hätte der Kleidung geschadet.

Neu war für sie auch das Geld. Beim ersten Mal wurde Tobias fast verprügelt, als er in einem Haus, einem Laden, Obst angeboten bekam

und es aß, ohne dafür zu bezahlen. Der Doktor besaß nicht viel Geld. Die meisten Kranken gingen lieber zum Priester, der sie mit Sprüchen heilte. Der Doktor nannte es abschätzig Psychosomatik. Tobias ließ sich vom Priester einiges erklären; dieser verriet ihm zwar keinen seiner Zaubersprüche, aber er erzählte ihm folgendes: "Einst schickte Gott seinen Sohn zur Erde, der dort heilte und dies seinen Schülern, den Aposteln, zeigte. Einer von diesen, Zwingli mit Namen, schrieb dies in dem Buch "Bibel" nieder, aber in einer Sprache, die kein Mensch mehr versteht. Aber die Sprüche daraus wirken trotzdem. Bei einigen Krankheiten wisse er jedoch nicht, welche Verse die dafür richtigen sind, und so müsse er diese Patienten an den Doktor verweisen. Er glaube aber, dass sein Urgroßvater jene Sprache noch beherrscht habe, er nannte sie "dütsch" oder so ähnlich." Da aber der Priester weder einige Sprüche verriet noch Tobias in die Bibel hineinsehen ließ - sie sah noch älter aus als die Bücher des Doktors - ging Tobias nicht mehr zum Priester hin.

Als Jenni eines Tages fragte, wieso die Farbe, mit der sie sich am zweiten Tag bei den Sawi eingefärbt hatten, noch nach Monaten trotz täglichen Waschens nicht abging, antwortete der Doktor, dass die Spritze dabei die Gene verändert habe, und so die braune Farbe bis zum Lebensende bleibe. Die Geschichte hätte jetzt fast zu Ende sein können, aber es kam alles plötzlich ganz anders. Doktor Emilio starb nämlich völlig unerwartet. Eines Morgens lag er im Bett und rührte sich nicht. Tobias stellte als erster den Tod fest. Wie ein Lauffeuer spricht sich die Nachricht im ganzen Ort herum. Ein paar Beamte kommen und tragen die Leiche aus der Stadt.

Am Nachmittag kommt ein höherer Beamter vorbei und teilt Tobias mit, dass sie beide die einzigen Erben seien, und am nächsten Tag solle posthum die "Adoption" stattfinden, damit sie das Erbe antreten können. Tobias beschloss, die Erbschaft abzuwarten und dann die Sawis zu verlassen. Auch Jenni wollte er dalassen. Den Schatzversteckspruch hatte er inzwischen von ihr gelernt. Außerdem schien es ihr bei den Sawi gut zu gefallen.

Aber plötzlich kam Jenni weinend angelaufen. Nachdem Tobias sie halbwegs beruhigt hatte, schluchzte sie, dass ihre Freundinnen nicht mehr mit ihr spielen dürften, weil sie jetzt ein "armes" Kind sei. "Ich

will nicht mehr hier bleiben!" schrie sie. Tobias musste Jenni dann halt doch mitnehmen. Er fragte die Frau, die für sie und den Doktor das Essen machte, ob sie irgendwo Jennis Ring gesehen habe, den sie auf dem Weg zu den Sawis angehabt hatte. "Den hat sicher der Doktor wegen seiner Schulden versetzt; ich habe übrigens auch noch Geld zu kriegen. Hoffentlich grabt Ihr bald Euren Schatz aus, von dem der Doktor immer erzählt hat."

Tobias und Jenni beschlossen daraufhin, jetzt gleich zu gehen und nicht erst die Erbschaft abzuwarten, die offenbar nur aus Schulden bestand. Ohne auch nur an Proviant oder sonst etwas zu denken, liefen sie los. Der Wächter wollte sie zuerst nicht zum Stadttor hinauslassen, da sie erst ihre Schulden abarbeiten müssten. Jenni erklärte aber kühn: "Die Adoption und die Erbschaft sind erst morgen!" Daraufhin wurden sie durchsucht, aber da sie nichts dabei hatten, was man als Diebstahl hätte auslegen können, musste der Torwächter sie ziehen lassen.

Kap. 3: Der Schatz

Als sie außer Sichtweite des Ortes waren, setzten sie sich aufatmend ins Gras. "Da haben wir ja großes Glück gehabt!" meinte Tobias erleichtert. "Ich glaube, ich nehme Dich mit nach Hause." und als Jenni auf ihre Haut- und Haarfarbe hinwies, meinte Tobias sorglos, er wisse mit dem Heilsschwein genügend Bescheid, das kriege er wohl hin. Im Übrigen sah Jenni schon längst nicht mehr wie eine TONU aus. Die Genmanipulation des Doktors hatte sich auch auf den Knochenbau ausgewirkt. Auch Tobias war Sawi-ähnlicher geworden, aber nicht so ausgeprägt, da er schon fast ausgewachsen gewesen war, als er zu den Sawi kam. Tobias beschloss, Jenni weiterhin als seine Schwester auszugeben. Zuerst wollten sie nun den Schatz bergen. Er war bei dem TONU-Dorf verborgen. Die beiden machten sich also auf den Weg. Diesmal brachte unterwegs Tobias der Jenni einige Worte seiner Sprache bei. Bei manchen Worten musste Tobias lange überlegen, weil sie ihm nicht mehr einfallen wollten. Am vierten Tag kamen sie beim TONU-Dorf an. Das Pueblo war nur noch eine Ruine, aber die Ecken waren noch erkennbar. Von der Südostecke, so besagte Jennis Spruch, musste man so viele Schritte nach Süden gehen, wie das Wort für eine tödliche Lungenkrankheit Buchstaben hat,

multipliziert mit der Zahl der Blutgruppen und dies zehnmal multipliziert mit der Zahl der Buchstaben der Lebewesen, gegen die ein Arzt manche Schimmelpilze einsetzt. Dies war ein Spruch, wie ihn wohl nur der Doktor Emilio hätte lösen können; aber glücklicherweise hatte Tobias viel bei ihm gelernt:

Die Krankheit ist 'Tuberkulose', das sind 11 Buchstaben. Es gibt 4 Blutgruppen. Gewisse Schimmelpilze wie Penizillin sind gut gegen 'Bakterien' (9 Buchstaben), dieses mal 10 ergibt 90. Und alles zusammen sind das 396 Schritte. In der Ruinenecke fand sich eine Markierung, die die Länge eines Schrittes bei den Tonu anzeigte. Die beiden maßen die Strecke ab und fingen an zu graben. Hacken und Spaten fanden sie in der Ruine. Sie gruben fast den ganzen Nachmittag, aber es fand sich kein Schatz. Sie waren sehr enttäuscht. Dann suchten sie die Umgebung ihres Loches ab und fanden 10 Schritte zur Seite einen viereckigen Stein. Darunter war dann schließlich der Schatz. Jenni und Tobias hatten offenbar die Richtung nicht genau eingehalten, als sie die 396 Schritte abmaßen.

Als Tobias die Schatzkiste aus der Erde heben wollte, brach sie auseinander, sie war schon sehr morsch gewesen. Soviel Gold hatten sie noch nie auf einmal gesehen. Aber es waren auch einige Aluminiumtöpfe dabei und eine Kristallkugel. Jenni wusste von ihrem Großvater, dass die Kristallkugel sprechen könne, aber trotz Anrufe in Geka, Tonu und Sawi gab die Kugel keinen Laut von sich. Da es aber schon zu dunkel war, um sie näher zu untersuchen, füllten sie das Gold in zwei der Aluminiumtöpfe, steckten den Rest des Schatzes wieder unter den Stein und gingen das letzte Stück des Weges zu den Gekas. Zum Schluss war es schon völlig finster, aber Tobias kannte sich hier ja gut aus. Es waren schon alle Leute schlafen gegangen, aber die Hunde bellten alle wach.

Tobias Familie war sehr überrascht, ihn wiederzusehen, man hatte ihn für tot gehalten. Wäre er tagsüber gekommen, so wäre er wegen seines Sawi-ähnlichen Aussehens ohne Anruf erschlagen worden, so aber erkannte man ihn an der Stimme. Auch die Hunde erkannten ihn wieder, sonst wäre er gar nicht lebend ins Geka-Dorf gekommen. Jenni stand bei der Begrüßung abseits dabei, bis Tobias' Mutter fragte, wer sie sei. Erst da fiel Tobias ein, dass er sie ihr gegenüber ja nicht

als seine Schwester ausgeben konnte. Jenni sagte schnell, sie sei von einem anderen Geka-Stamm weit im Osten, und wegen der gefährlichen Reise hätten sie sich dunkel eingefärbt, um nicht von Feinden gesehen zu werden. Das Gold stimmte die Männer versöhnlicher, die wissen wollten, wohin Tobias bei dem Angriff auf das Tonu-Dorf so plötzlich verschwunden war. Die Aluminiumtöpfe aber erregten den Neid aller Frauen im Dorf, denn Metalle außer Gold kannte man zu jener Zeit fast gar nicht mehr außer dem Eisen bei Waffen.

Am nächsten Morgen ging Tobias zum Medizinmann, um sich die Mittel zu verschaffen, sich und Jenni hell zu färben. Der Medizinmann staunte über Tobias' Wissen und erklärte, er habe genug gelernt, um sein Nachfolger zu werden. Man beschloss daraufhin, Tobias und Jenni heiraten zu lassen, sobald ihre Haare blond seien, und erkannte Tobias den Medizinmantel zu. In einer großen Feier wurde Tobias vom Kriegerrat als Mann aufgenommen. Feinde zu töten brauchte er nun nicht mehr.

Einige Tage später gingen Tobias und Jenni zum Schatzversteck, um sich die Kristallkugel bei Sonnenlicht zu besehen. Und siehe da, auf einmal sprach die Kugel. Unter ihrer Oberfläche bewegten sich plötzlich Schleier wie Wolken am Himmel, dann erschien in der Kugel eine weiße Frau mit schwarzen Haaren, die in einer fremden Sprache zu reden begann. "Ich verstehe nichts!" rief Tobias aus, "wenn sie wenigstens in Tonu sprechen würde!" Als hätte sie das gehört, sprach die Frau in der Kugel plötzlich in Tonu weiter: "Hier spricht der Satellit Infosat 22. Um das Wissen und die Bildung des Weißen Mannes zu erlangen, müsst Ihr zuerst die Sprache des Weißen Mannes lernen. Es folgt ein Sprachkurs für Indianer. Bitte sprechen Sie nach..." Jenni und Tobias sahen sich verblüfft an, dann fingen sie an, die neue Sprache zu lernen. Die Frau in der Kristallkugel richtete sich genau nach den Lernerfolgen der beiden. Es erschienen auch andere Gestalten in der Kugel. Jenni musste Tobias oft helfen, da die Kristallkugel außer der neuen Sprache nur das Tonu von Jennis Großvater beherrschte. Jenni war entzückt, wenn die Frau in der Kugel Redewendungen gebrauchte, die bei den Tonus nur Männer benutzen konnten. Der Großvater hatte der Glaskugel boshafterweise auch ein paar unanständige Ausdrücke beigebracht; so glaubte die

Frau in der Kugel, "großer Mistkerl" sei die Ehrenbezeichnung des Tonuhäuptlings gewesen. Im Laufe der Zeit machten sie gute Fortschritte in der neuen Sprache, während Jenni sich auch in der Gekasprache vervollkommnete. Inzwischen wurde die Haut von Jenni und Tobias heller, aber die Haare blieben weiterhin dunkel.

Kap. 4: Am Meer

Eines Tages sagte der alte Mediziner zu Tobias, wenn ihre Haare nicht bald wieder blond würden, müssten sie den Stamm verlassen. Die Gekas müssten reinrassig bleiben. Jenni und Tobias aßen nochmals von dem Fett des Heilschweins, das Haare heller macht, aber es half nichts. Traurig fragte Tobias am nächsten Tag die Kristallkugel, was er falsch gemacht habe. Die Kugel antwortete: "Ihr habt nichts falsch gemacht, aber man hat dem Heilschwein mit Absicht keine Genmanipulatoren für blonde Haare beigegeben, um zu verhindern, dass je wieder Rassenkriege entstehen. Die UNO hat entschieden, dass die Menschheit der Zukunft einheitlich dunkle Haare haben sollte und hellbraune Haut." "Das heißt, wir müssen für immer wie Sawis aussehen", sagte Tobias voller Schrecken. "Nein", erwiderte die Kristallkugel, in den Ländern des Nordens gilt diese UNO-Regel nicht, dort könnt Ihr Euch blond machen lassen."

Schweren Herzens verabschiedeten sie sich von den Gekas. Dann holten sie die Kugel aus dem Versteck und zogen los. Jenni war eigentlich recht froh, von den Gekas loszukommen, denn sie mochte sie nicht besonders mit ihrer rauen Art. Die Kugel zeigte ihnen den Weg und sagte ihnen auch das Wetter voraus für den nächsten Tag. Tobias weinte vor Heimweh am ersten Tag der Wanderung, denn die Länder des Nordens waren weit entfernt, und ob es ihnen gelänge, dahin zu kommen, war ungewiss. Jenni versuchte, Tobias zu trösten, aber ohne Erfolg. Wo sie bleiben könnten, wenn sie nicht zu den Gekas zurückdürfen, wusste auch Jenni nicht zu sagen. Schließlich weinten sie alle beide.

Die Kristallkugel wusste alles, was man vom Himmel aus sehen kann, wie sie selbst sagte, nur in den Ländern des Nordens wisse sie nicht Bescheid, denn dort gäbe es keine funktionierenden Satelliten mehr.

Was ein Satellit ist, wussten weder Tobias noch Jenni, aber es interessierte sie auch nicht. Nach einigen Wochen Wanderung kamen sie ans Meer. Die Kristallkugel hatte ihnen zwar schon Bilder vom Meer gezeigt, aber so groß hatten sie es sich nicht vorgestellt: Bis zum Horizont nichts als Wasser, Wasser und nochmals Wasser. Zu ihren Füßen, unten am Strand, war ein Fischerdorf. Es bestand aus Holzhütten, die einen seltsamen Kontrast bildeten zu den steinernen Turmruinen, die einen Kilometer weiter standen. Die Kristallkugel sagte ihnen, dass die Einwohner von jeher einen friedlichen Eindruck machten und sehr gastfreundlich seien (zumindest bei wolkenfreiem Himmel). Tobias vergrub sicherheitshalber die Kugel, bevor sie den Berg hinunterstiegen an den Strand.

Sie waren schon fast im Dorf angelangt, als man sie bemerkte. Sogleich wurden sie von einer Schar Kinder und Frauen umringt. Mit Handzeichen - denn sie konnten einander nicht verstehen - führte man sie zu einem der Häuser. Dort gab man Jenni und Tobias zu essen. Hoffentlich war das keine Falle. Schließlich kam ein älterer Mann mit einer Glatze mitten auf dem Kopf. Er sprach sie in verschiedenen Sprachen an, bis sie herausfanden, dass er die Sprache der Kristallkugel verstand. Er sprach sie sogar noch besser als Tobias, aber nicht so gut wie Jenni. Er stellte sich den beiden als der Priester des Ortes vor und sagte, dies sei die Sprache seiner Bibel, und umso herzlicher heiße er die beiden willkommen als seine Gäste.

Als Jenni und Tobias nach einem Schiff in den Norden fragten, wurde er sehr ernst. Gott habe die Länder des Nordens mit Feuer vom Himmel bestraft für ihre Gottlosigkeit. Die Jahre der Verfluchung seien zwar inzwischen wohl vorbei, aber noch sei die Erinnerung an die furchtbaren Krankheiten, die jene erlitten, die sich auf dem Meer zu weit nach Norden gewagt hatten, sehr stark. Er glaube nicht, dass einer der Fischer bereit sei, sie übers Meer zu fahren. Sie könnten aber hier bleiben, das Segeln lernen, sich ein Schiff bauen und selber fahren, wohin sie Lust hätten. Also blieben Jenni und Tobias bei den Fischern. Die Arbeit gefiel ihnen nicht schlecht, bloß an den Sonntagen mussten sie ziemlich viele biblische Geschichten lernen. Sonntags arbeitete hier niemand, selbst das Essen wurde schon am Tag vorher gekocht. Die Leute waren alle sehr nett, lachten gerne und man sah verschiedene Rassen im Dorf friedlich zusammenleben. Der

Priester, bei dem die beiden nun wohnten, wurde El Cardinale genannt. Als Tobias ihn fragte, ob das ein Eigenname sei, antwortete dieser ihm, dass es ein Titel sei, und dass es von seiner Art Priester nur einige Dutzend gäbe. Mit dem Priester der Sawi habe er nichts zu tun.

Es dauerte nicht lange, bis Jenni eines Abends erklärte, die Gekas können ihr gestohlen bleiben, sie bleibe hier. Die paar Bibelstunden sonntags könne sie ganz gut verkraften. Tobias sah sie daraufhin lange an, dann umarmte er sie. Arm in Arm spazierten sie zum Strand und sahen zu, wie über dem Meer die Sterne aufgingen. Was sie dabei miteinander im Einzelnen geredet haben, wurde niemandem verraten. Aber es muss eine ganze Menge gewesen sein. Am nächsten Morgen kamen sie zurück und erklärten, sie wollten dableiben und möglichst bald heiraten.

Ende

1980



Sonnenaufgang am Meer, 1999

SF: Die Transeuropa-Reise

Die Folge eines Atomkrieges wäre ein sogenannter atomarer Winter und möglicherweise eine kleine Eiszeit, von der die folgende Geschichte handelt.

Mailand, den 12. September 2881

Lieber Onkel Karl,

hier hast Du den Bericht von der ersten Transeuropa-Reise, damit Du Deine Reportage für den "Mailänder Boten" schreiben kannst. Ich bin Dir sehr dankbar, dass Du mir Deine Fahrkarte für den ersten Transeuropa-Zug gegeben hast, aber Deine Ausrede mit der Krankheit hat mir niemand abgenommen. Selbst Pierre R., der Reporter aus Cité-Giscard, der französischen Sommerhauptstadt am Mittelmeer, hat mich deshalb ausgelacht und gefragt, wie es Deiner Lucia geht, und ob Du immer noch bei ihrem Großvater Alt-Italienisch lernst. Pierre meinte, Dein "Alt-Italienisch" sei nur eine Ausrede, um in Lucias Nähe zu sein. Nach seiner Ansicht habe sich das Alt-Italienisch nicht im Geringsten vom Alt-Französischen unterschieden. Nach der Zerstörung Roms im 21. Jahrhundert sei die lateinische Sprache noch am besten in der Gegend von Cité-Giscard erhalten, die wohl nicht zu Unrecht heute noch "Provence" heißt.

Am 1. September versammelten wir uns am Bahnhof in Neu-Bozen (20 km südlich von Mailand). Neu-Bozen ist zwar seit der Zerstörung Roms die südlichste Stadt Europas, aber Mailand ist die südlichste Stadt Europas mit Wasser und Strom. Nach Ansicht der Mailänder machen erst funktionstüchtige Wasserleitungen eine echte Stadt aus, und somit seien sie die südlichste Stadt Europas. Nach Ansicht der Neu-Bozener ist es aber das Vorhandensein eines Bahnhofs, was eine Stadt von einem Dorf unterscheidet.

Nun, das ist ja egal. Wir stiegen also in den Zug, voll mit VIPs und Reportern. Bis Mailand ging die Fahrt mit Dampf, dort wurde dann eine elektrische Lok davor gespannt und noch einige Güterwagen angehängt. Der Bahnsteig in Mailand war abgesperrt, um Schwarzfahrer vom Sonderzug fernzuhalten. Trotzdem fand sich nachher einer in einem Güterwagen. (Du musst Dir für Deine

Reportage ein passendes Interview mit ihm ausdenken, Onkel. Der "Donau-Kurier" hat ihn mir weggeschnappt).

Die Fahrt von Mailand bis zur bayerischen Hauptstadt¹ verlief ereignislos. Ich habe Pierre erzählt, dass diese Strecke über 1000 Jahre alt ist, nur der Alpenbasistunnel war vor der Eiszeit kürzer. Stell' Dir vor, Onkel, Pierre hatte noch nie etwas von Österreich gehört, dessen Bewohner zu Beginn der Eiszeit nach Bayern und nach Italien ausgewandert waren! Bayerns Hauptstadt ist zwar bekannt für ihre Moschee, aber sonst finde ich sie recht trostlos. Ihr Dialekt ist ziemlich derb, er ähnelt mehr dem Neu-Bozener Deutsch als dem Mailänder Italienisch. Die Leute in der Stadt verstand ich relativ gut, dagegen die Bauern auf dem Markt fast gar nicht.

Da der Sonderzug in der bayrischen Hauptstadt zwei Tage Pause machte (wahrscheinlich haben die Gastwirte die Eisenbahner bestochen), machte ich eine Sightseeing-Tagestour nach München mit, das vor dem großen Krieg im Technik-Zeitalter die Hauptstadt Bayerns war. Jetzt liegt München ja direkt am Rande der Alpengletscher. Von den meisten Bauten, die man ausgegraben hat, sind nur Grundrisse zu sehen, aber ein paar Gebäude haben sie wieder hergerichtet. So zum Beispiel ein Parkhaus, das ist ein Gebäude vollgestopft mit selbstfahrenden Wagen. Sie wurden "Autos" genannt. Man nimmt an, dass dieses Parkhaus Teil eines Kaufhauses war. Wie der Fremdenführer sagte, rätseln die Archäologen, warum im Gegensatz zu sonstigen Waren des Kaufhauses die Fahrzeuge dort nicht nach Typen geordnet herumstanden.

Nach diesem lohnenswerten Abstecher nach München ging die Fahrt weiter. Nürnberg war bisher der nördlichste Punkt des Eisenbahnnetzes. Auf dem Bahnsteig war eine Tafel zu sehen: "Hier gibt es weitaus mehr zu sehen als in der Hauptstadt" und ein weiteres Poster: "Freiheit für Franken", aber der Sonderzug hielt nur kurz an, damit die E-Lok gegen eine Dampflokomotive gewechselt wurde. Ich fand das ausgesprochen schade, denn der Ruf der Nürnberger Museen reicht bis nach Frankreich. Ich war schon einmal in Nürnberg, hätte aber gern noch mal dort haltgemacht.

¹ Nördlich des alten Münchens

In Nürnberg gibt es Häuser, die sind sogar älter als die ausgegrabenen Ruinen von München! Und diese Häuser sind sogar noch bewohnt! In Nürnberg zeigen sie unter Glas einige alte Bücher von vor dem Großen Krieg. Man kann sie leider nicht anfassen, geschweige denn lesen, sonst würden sie sofort zu Staub zerfallen. Und nach dem Großen Krieg hatte man lange keine Möglichkeit zum Bücherdrucken. So kommt es, dass man heute über die Geschichte von vor dem Großen Krieg fast nichts mehr weiß.

Nördlich von Nürnberg kommt Neuland. Alle Fahrgäste standen an den Fenstern. Zum ersten Mal seit dem Großen Krieg vor 800 Jahren wagt sich die Zivilisation jetzt wieder in dieses Gebiet. Beim Streckenbau war man auf die Spuren einer früheren Eisenbahnlinie gestoßen, der man dann folgte. Der Germanische Urwald ist erstaunlich grün, nicht zu vergleichen mit dem kümmerlichen Wald, der sich südlich von Neu-Bozen bis nach Sizilien erstreckt. Der Schaffner ging durch die Waggonen, um zu kontrollieren, ob alle Fenster geschlossen waren. Die Urwälder sind für ihr Sumpffieber berüchtigt. Selbst der Lokführer kam mit der Außenluft nicht in Berührung. Die Holzkohle wurde mit Fließbändern vom sogenannten Kohlewagen zur Lok befördert.

Auf einem großen Fluss, dessen Name leider keiner im Zug wusste¹, hielt der Zug kurz an. Eine große Brücke verband die Ufer. Wieder ging der Schaffner durch den Zug, und sagte, man wolle hier eine Gedenkminute einlegen für die Brückenbauer, die am Sumpffieber gestorben sind. Die Franzosen nennen dieses Fieber Strahlenkrankheit, sagte Pierre. Aber strahlend sehen die Kranken gerade nicht aus. Man hatte sich lange gestritten, ob die europäische Nord-Süd-Verbindung nicht besser von der französischen Winterhauptstadt an der Rhone aus nordwärts gebaut werden sollte, aber am Rhein soll dieses Fieber noch schlimmer sein als hier an diesem Fluss dessen Namen niemand mehr weiß.¹

Jenseits dieses Flusses ist man von der ausgegrabenen Trasse abgewichen, um den versumpften Tälern fernzubleiben. Obwohl es Nacht wurde, hielt der Zug nicht an. Während der Zug sich durch die mondbeleuchteten Berge schlängelte, schlief ich ein.

¹ Der Main bei Würzburg

Als ich aufwachte, stand der Zug in einem Bahnhof nördlich des germanischen Urwalds. Ich fand ihn eigenartig, denn er war nicht aus Stein gebaut wie in Bayern und bei uns im Süden, sondern ganz aus Holz. Auch die Stadt bzw. das Dorf daneben war aus Holzhäusern gebaut. Sogar die Dachziegel waren aus Holz! Sie werden 'Schindeln' genannt. Ein paar Fahrgäste waren ausgestiegen und so stieg ich auch aus. Einige Dorfbewohner fragten uns in gebrochenem Deutsch, ob wir Apfelsinen hätten. Durch die Bahnarbeiter hätten sie diese Frucht kennengelernt. Einer erklärte: "Ich rfrhsss habe Deutsch tüt tüt tüt über den Kurzwellensender von Radio Nürnberg gelernt" und lachte, als er mein verdutztes Gesicht sah. Dann fuhr er fort, dass sie, die Einwohner des Ortes namens Hannover, das richtige Deutsch sprächen und wir im Süden ein falsches. Das Bayerische und das Neu-Bozener Deutsch seien nur entartete Dialekte.

Die Lokomotive pfiiff, damit wir wieder einstieg, und weiter ging die Fahrt. Die Landschaft wurde immer flacher, erst kamen noch Birkenwälder, dann nur noch Graslandschaft. Man nennt es Tundra. Einen großen Fluss namens Elbe-Strom musste der Zug mit einer Fähre überqueren. In der Ferne sahen wir von Wasser aus die Ruinen von Türmen aus der Zeit von vor dem Großen Krieg.

Schließlich erreichten wir die dänische Hauptstadt Jörgenstown, die Endstation unserer Reise. Dänemark lag früher weiter nördlich, wo heute die Polargletscher sind. Noch vor 500 Jahren war Jörgenstown eine vom Wasser bedrohte Insel in der Nordsee, vor 150 Jahren war es eine Küstenstadt, und jetzt brauchen sie eine Eisenbahn, um bis zur Küste zu gelangen, weil sich das Meer infolge der Eiszeit immer mehr zurückgezogen hatte.

In Jörgenstown musste mir Pierre dolmetschen. Pierre beherrschte die Seemannssprache, die Pittschin-Englisch oder auch Bussi-Englisch genannt wird¹. Die älteren Leute in Jörgenstown beherrschen die Seemannssprache ebenfalls, obwohl ihre Sprache an sich dänisch ist. Die dänische Hauptstadt gefiel mir sehr gut mit ihren roten Ziegelwänden und den Strohdächern, die im herbstlichen Sonnenschein gelb leuchteten.

¹ Er meint „Pidgin-Englisch“ bzw. „Business-Englisch“.

Für die Städte an der Nordsee ist die Eisenbahn unentbehrlich, da die Häfen dort ja nur einige Monate im Jahr eisfrei sind. Die Dänen haben deshalb schon seit fast 100 Jahren ihre übrig gebliebenen Städte mit Eisenbahnlinien verbunden. Ihr größter Stolz ist die neue Eisenbahnverbindung von Jörgenstown nach Lübeck, von wo aus sie Handel mit den Slawen im Osten treiben. Ich nahm die Gelegenheit wahr, das Säckchen Zitronen, das ich heimlich dabei hatte, gegen Eisbärfelle zu tauschen. Ich bin wohl der erste, der jemals frische Zitronen bis zur Nordsee gebracht hatte. Meine Reisebegleiter kauften für teures Geld Nordseefisch als Mitbringsel (Nordseefische sind im Gegensatz zu Mittelmeerfischen nicht gesundheitsschädlich). Bisher kamen diese Fische ja nur gesalzen per Schiff über die Straße von Gibraltar zu uns. Durch die neue Eisenbahnverbindung wird Fisch bei uns garantiert sehr billig (und bei den Dänen die Zitronen), dagegen die Pelze werden vermutlich im Preis stabil bleiben.

Übrigens Onkel, könntest Du mir vielleicht noch eine Fahrkarte für das letzte Segelschiff auf der Gibraltar-Route schenken?

Tschüss, das wär's.

Dein ...

Anmerkung

Die Gefahr eines Atomkrieges, auf das diese Geschichte vom Februar 1981 anspielt, bestand bis zur Wende 1989/1990. Ob eine Klimakatastrophe droht, und ob es eine Erwärmung oder eher eine Eiszeit geben wird, wurde damals noch kontrovers diskutiert.

Chris

Besuch aus dem Kosmos

(1981/1982)

Kapitel 1: Das UFO

Jetzt will ich Dir endlich mal erzählen, wie ich die Sache mit dem UFO damals erlebt habe. Du hattest mich ja schon so oft gebeten. Es war während der Olympiade in Moskau 1980. Ich war gerade dabei, meinen Leiterwagen vor Aldi zwischen die anderen Leiterwagen und Last-Fahrräder zu zwängen, als sich die Sonne plötzlich grün verfärbte. – Was sagst Du? 1980 benutzt man noch überwiegend Autos? Dann war es wohl die nächste Olympiade: Du weißt, ich habe kein Gedächtnis für Zahlen. Aber ich hätte schwören können, dass es die Olympiade in Moskau war.

Also, der Himmel verfärbte sich grün. Irgendwer rief: "Da, ein Ufo!" Aber die meisten waren sich einig, dass da wohl eine chemische Fabrik in die Luft geflogen wäre, und rannten in den Ladeneingang. Zwei Minuten später war keiner mehr im Freien, alles drängte sich im Laden an die Fenster, ein paar riefen nach nassen Tüchern, um die Türritzen abzudichten – wie Du siehst, war die Bevölkerung damals schon im Zivilschutz gut geübt. Im Radio kam erst einmal keine Reaktion, dann aber die Nachricht, dass die grüne Wolke sich im Weltraum befindet und daher ungefährlich sei. Die NASA erklärte, ein noch unbekannter Satellit habe sie ausgestoßen. Du kannst Dir vorstellen, wie jetzt alles erst einmal aufgeatmet hat. Auf einmal war die verschreckte Menge wieder eine fleißige Einkäuferschar.

Als ich heimkam, empfing mich Anne mit der Nachricht, dass während der Olympiade im Olympiastadion vor den Augen aller Welt ein UFO gelandet ist. In Leuchtschrift habe es die gesamte Menschheit aufgefordert, 12 Stunden nach seiner Landung einer Botschaft der Außerirdischen zuzusehen. Die nächsten Nachrichten im Radio bestätigten dies. Selbst der amerikanische Präsident versicherte in einem Interview, dass es nach Erkenntnissen der NASA und der amerikanischen Luftwaffe sich nicht um einen Bluff der Sowjets handle, sondern dass die fliegende Untertasse tatsächlich aus dem All komme.

Das Fernsehen zeigte die Untertasse mitten im Stadion und die Leuchtschrift mit grünen Buchstaben, die darüber schwebte. Wir ließen den Fernseher gleich an. Das Warten auf die Botschaft des UFO waren die längsten 12 Stunden meines Lebens. 12 Stunden, das heißt, schon tief in der Nacht bei uns. Das UFO stieß einen Ableger aus, eine kleinere Untertasse in der Größe eines Wasserballs, die davonflog und offenbar die Erde erkunden sollte. Um 16 Uhr wurde sie in der Lenin-Bibliothek gesehen, eine Stunde später im Vatikanmuseum, am Abend fand man in Amerika einige Bibliothekare bewusstlos auf.

Endlich war es soweit. Die Leuchtschrift über dem UFO geriet in Bewegung. Im Stadion herrschte noch Tageslicht. In mehreren Sprachen erschien folgende Botschaft in den grünen Buchstaben, die über dem UFO in der Luft schwebten:

"Wir grüßen die Bewohner dieses Planeten. Entschuldigt, dass wir nicht aussteigen, aber die Atmosphäre ist für uns nicht geeignet. Wir bitten um Entschuldigung für die Beschädigung an einigen Bibliotheken. – Keine Angst – Wir schaden Euch nicht, es ist im Kosmos nicht erlaubt, Einfluss auf die Entwicklung eines anderen Planeten zu nehmen. Wir sind gekommen, um Euch den Besuch der Herren der Milchstraße, der Okhi, anzukündigen, die in 19,3 Jahren für 17 Tage diesen Planeten besuchen wollen, sie vertragen Eure Atmosphäre. Zu diesem Zweck sind wir ermächtigt, die Bevölkerung dieses Planeten aufzufordern, auf der Rückseite des Trabanten, den Ihr Mond nennt, einen angemessenen interstellaren Weltraumbahnhof zu errichten. Die Maschinerie stellen wir heute Nacht noch auf, aber die Empfangsräume sind vom jeweiligen Planeten zu erstellen. Wir vertrauen Eurem Geschmack; die Herren der Milchstraße schätzen besonders das, was Ihr "Kitsch" nennt. Wir glauben, dass sie zum Beispiel von Dampflokomotiven begeistert sein werden. Organisiert doch für sie eine Fahrt damit von Norwegen nach Kapstadt und zeigt ihnen dabei alle Eure Kulturen!

Ihr seid eine Epsilon-2-Zivilisation. Für diese Stufe ist es üblich, dass der Planet eine einheitliche Sprache hat. Die Okhi möchten Eure Sprache lernen und vor Euch eine Ansprache halten, wenn sie in 19,3 Jahren kommen. Bis wir morgen abfliegen, brauchen wir Eure

Einheitssprache. Die intergalaktische Sprache dürfen wir Euch leider nicht verraten – wir dürfen uns nirgendwo einmischen. Im Kosmos gilt ja das Prinzip der "Getrennten Entwicklung" der Planeten. Dies war unsere Botschaft."

War das vielleicht ein Schock! Alles hatte man von den "grünen Männchen" erwartet: Invasionen, Kriege, Entwicklungshilfe vielleicht, aber keine kosmischen Touristen, die einen typischen "Epsilon 2"-Planeten sehen wollen. Vor dem UFO hatten jetzt einige Arbeiter eine Leuchttafel aufgestellt, mit der dem UFO Antwort gegeben werden sollte: "Die Sprache des internationalen Verkehrs ist Englisch. Wir werden dafür sorgen, dass jedes Kind es in der Schule lernen wird." Die Antwort kam prompt: "Englisch ist für eine Epsilon-2-Zivilisation zu primitiv, Ihr müsst eine andere Sprache wählen." Die Leuchttafel der Menschen zeigte kurz "Russisch" an, verlosch aber sofort. Im Hintergrund sah man sich einige Männer herumprügeln. "Um Gottes Willen kein Russisch", rief Anne aus, dann schon lieber Spanisch oder Französisch. Warum nicht Deutsch? Das gibt es sowohl im Westen wie im Osten¹." Als hätten "die" darauf gewartet, erschien über dem UFO wieder die grüne Leuchtschrift: "Deutsch und Französisch sind ungeeignet."

Offenbar hatte sich jetzt der Krisenstab im Stadion gefasst und schnitt ein anderes Thema an. Auf der Leuchttafel erschien folgender Text : "Meint Ihr nicht, dass der Bau eines Raumhafens nicht unsere Entwicklung hemmt? Wir könnten mit dem gleichen Aufwand statt dessen lieber Krankheiten ausrotten, den Hunger beseitigen und die Umweltzerstörung bremsen!" Jetzt war wieder banges Warten. Wie würde das UFO reagieren? Nach einer Ewigkeit (in Wirklichkeit keine 10 Minuten) erschien die grüne Leuchtschrift wieder: "Wenn Ihr es den Okhi nicht verratet, sind wir bereit, Euch für den Raumhafenbau zu entschädigen. Äußert drei Wünsche. Welche Krankheiten z. B. glaubt Ihr, könntet Ihr in 19,3 Jahren ausrotten?"

Überall auf der Erde gingen jetzt die Diskussionen los. Offenbar hatten das UFO einen Vorschlag empfangen, die grünen Buchstaben

¹ Als ich diese Geschichte 1981 schrieb, war Deutschland noch geteilt. Der Osten gehörte zum Machtbereich Russlands, der Westen zum Machtbereich der USA.

formten sich um und zeigten an: "Die Grippe dürfen wir Euch nicht ausrotten. Mit derartigen Viren kämpfen selbst Delta-4-Zivilisationen noch herum." Jetzt war ich perplex. Doch gleich erschien die grüne Schrift von neuem: "Eben bat uns ein sympathischer Kurzwellenfunker, die Tollwut, Flöhe, Zecken und andere Tierkrankheiten auszurotten. Wir freuen uns, dass die intelligenten Bewohner dieses Planeten auch an die anderen Lebensformen denken. Wir werden diesen Wunsch erfüllen."

Wie sich später herausstellte, hatte das UFO im Eifer des Gefechts offenbar aus Tierliebe – auch andere Tierkrankheiten ausgerottet, die der Mensch niemals hätte ausrotten können. Der erste Wunsch war erfüllt – beziehungsweise vertan (das ist Ansichtssache). Offenbar schickten jetzt viele Amateurfunker Wünsche in den Äther¹. Das UFO lehnte nacheinander die Ausrottung von Kinderlähmung, Krebs und anderer Krankheiten ab, von denen ich noch nie gehört hatte.

Zu einer Rekultivierung der Sahara erklärten sich die Außerirdischen für außerstande. Sie würden selbst auch etliche Jahre dazu brauchen. Schließlich erfüllten sie als zweiten Wunsch die Ausrottung der Tropenkrankheiten, die durch Würmer oder Insekten übertragen werden bzw. wurden. Überhaupt haben die Fremden in dieser Nacht, wo sie da waren, die weitaus meisten Insektenarten ausgerottet. Was zum Beispiel die europäische Stubenfliege mit Tropenkrankheiten zu tun hatte, weiß bis heute niemand. Offenbar hatte das UFO etwas gegen Insekten. Dagegen mussten die Funker, die die Ausrottung des Hais wünschen wollten, seit jener Nacht irgendwelche Defekte an ihren Funkgeräten beklagen. Anscheinend gibt es auch im Kosmos Sympathien und Antipathien; richtig menschlich sind sie offenbar!

Danach muss ich eingeschlafen sein. Es war kein Wunder, dass wir am nächsten Morgen den Wecker überhörten. Anne erzählte mir kurz, dass die Außerirdischen den Hunger als dritten Wunsch beseitigen wollten. Das anschließende Palaver über die Weltsprache hat auch sie verschlafen. Ohne Frühstück stürzte ich zur Arbeit, Anne hatte etwas später Dienst. Im Büro erfuhr ich erst, was noch alles in der Nacht

¹ Das Hobby des Kurzwellen-Amateurfunkers war auf Terra im 20. Jahrhundert vor der Einführung des Handys weit verbreitet.

passiert war. Es ist klar, dass ans Arbeiten an diesem Tag niemand mehr dachte. Jetzt ist das ja ein gesetzlicher Feiertag.

Du weißt natürlich die Einzelheiten, aber Du wolltest ja wissen, wie ich es erlebt habe: Also – ich stürmte mit ein wenig Verspätung zur Sekretärin ins Büro, um mich in die Anwesenheitsliste, einzutragen, wir hatten nämlich damals noch keine Stechuhr; – doch Frl. Selge.¹⁾, die Sekretärin, war gar nicht da. Die anderen Kollegen standen im Büro herum. Wir sprachen über das UFO und was sich jetzt alles ändern wird. Da Frl. Selge fast nie fehlte, rief Otto, der Werkmeister, bei ihr an. Es hörte sich ungefähr so an:

"Ist Frollein Selge da? Hier spricht Otto Broder aus dem Büro."

erstauntes Schweigen

" ... und was sagt der Arzt?"

Verwunderung bei Otto...

"Wie? Der Arzt kann erst am Nachmittag kommen, ist überlastet!?"

– kurze Pause –

"Danke, auf Wiedersehen."

Bleich legte Otto den Hörer auf.

"Na, hat sie ihre Abmagerungskur etwas übertrieben?" fragte Siggie ironisch.

"Sie ist tot", sagte Otto stumpf. "Das UFO hat sie umgebracht."

Wir haben fast den ganzen Vormittags drüber gerätselt, wieso Frl. Selge und Millionen anderer Menschen in dieser Nacht gestorben waren. Laut Radio waren alle an einer Art von elektrischem Schlag gestorben. Die wildesten Theorien wurden erörtert: Genetische Auswahl, Charakterauslese und so weiter, sogar die These, dass alle Krankheitskeimträger vernichtet wurden, bis sich gegen Abend die verschiedenen Sender in den Nachrichten einig waren, dass das UFO so das Hungerproblem gelöst hat: "Der Hunger ist beseitigt, wenn alle Hungernden beseitigt sind." Das war die Logik des UFOs, zumal ja der Teil der Menschheit hungerte, den die Weltwirtschaft nicht brauchte. Dass dabei von dem UFO die Schlankheitsmode übersehen wurde, war allerdings ein wenig fatal; "Diät halten" ist schließlich nicht "Hungern aus Not"!

¹⁾ Frl. = Fräulein, im damaligen Deutsch die Anrede für "junge Frau".

Über all die Todesfälle haben wir die neue Weltsprache nicht mit verfolgt. Ich fiel aus allen Wolken, als zwei Tage später der erste Lehrgang für Terranisk I im Fernsehen kam. Es muss ein unheimliches Palaver in jener Nacht gewesen sein zwischen dem UFO und dem internationalen Krisenstab. Russisch und Arabisch lehnte der Westen ab, Englisch und Französisch das UFO. Spanisch wollten die Fremden zu sehr verändert wissen, asiatische Sprachen lehnte die Sowjetunion ab, afrikanische die gesamte Nordhalbkugel. Daraufhin schlug das UFO die Sprache Babylons vor (ich habe leider vergessen, wie das Volk damals hieß), die Okhi hätten diese Sprache noch so gut in Erinnerung von ihrem letzten Besuch auf diesem Planeten. Man konnte jedoch den Fremden klarmachen, dass außer einigen Archäologieprofessoren keiner diese Sprache mehr kannte – geschweige denn sprechen konnte.

Schließlich startete das UFO, suchte sich 15 Menschen auf der ganzen Erde zusammen, ließ sie sich eine Nacht unter künstlicher Telepathie beraten, und am nächsten Tag war die Weltsprache Terranisk I fertig. Der Fernsehlehrgang stammte von einigen dieser fünfzehn Menschen, wie es heißt, und wurde von dem Fernseh-Satelliten ausgestrahlt, den die Außerirdischen dagelassen hatten.

P. S.: Übrigens, hast Du schon mal etwas von Esperanto gehört? Es ähnelte etwas dem heutigen Terranisk, war aber viel einfacher.

Kapitel 2: Ein Lexikonartikel und zwei Interviews

Lexikonartikel aus dem 21. Jahrhundert:

Terranisk: künstliche Weltsprache, geschaffen von den →15 Sprachschöpfern. Unter Terranisk versteht man das gesprochene Wort und dessen Niederschrift, nicht jedoch die gleichzeitig geschaffene welteinheitlichen → Zeichen- und Gebärdensprache. Man unterscheidet:

Terranisk I: Wurde von der alten Generation als schwieriger als Französisch, aber leichter als Russisch empfunden. Bis zum Besuch der Okhi lernten 96% der Menschheit Terranisk I, danach beherrschten es über 99% der Weltbevölkerung (→UFO-Beiboot).

Terranisk II: Gilt als Voraussetzung für das Studium von Geisteswissenschaften wie Jura etc., Terranisk II zeichnet sich durch verschiedenen Konjunktive aus.

Terranisk III: Dieses Nivea der Sprache wird nur von Mathematikern und theoretischen Physikern voll beherrscht (→ Relativitätstheorie), Terranisk III stammt von Professor Nikolaj, einem der → 15 Terranisk-Sprachschöpfer. Nach Ansicht des Nobelpreisträgerteams um Dr. Smith hätten sie ohne Terranisk III das Geheimnis der künstlichen Schwerkraft weder entdecken noch verstehen können.

Zwei Interviews zu Terranisk (kurz nach der UFO-Landung)

1. Zeitungsinterview, mit Prof. Goldstein in Colorado:

"Prof. Goldstein, es heißt, Mr. Miller, einer der 15 Terranisk-Sprachschöpfer war Ihr Assistent."

"Jawohl."

"Warum haben Sie gerade unserer Zeitung ein Interview gewährt?"

"Wissen Sie, ich kann nicht Tausenden von Reportern Antwort geben, ich habe schließlich noch einen Beruf. Bei Ihrer Zeitung aus Deutschland mache ich eine Ausnahme, da mir Ihre Artikel über die westdeutsche Umgangssprache eine wertvolle Quelle sind – so revanchiere ich mich bei Ihnen. Übrigens – Ihre Interpunktion lässt zu wünschen übrig."

"Sind Sie Germanist?"

"Nein, ich betreibe allgemeine Sprachwissenschaften. Mein letztes Buch handelt vom Einfluss der Griechischen Verbformen auf die slawischen Sprachen, insbesondere dem Altkirchenslawisch."

"Prof. Goldstein, es heißt, Sie hatten Streit mit ihrem Assistenten."

"Nun, wir hatten verschiedene Ansichten über den Genitiv im Altenglischen. Aber dass ich ihm eine Tasse an den Kopf geworfen haben soll, ist eine Verleumdung."

"Wo ist Ihr Assistent jetzt?"

"Ich nehme an, er befindet sich in irgendeinem Militärhospital. Der Geheimdienst fragt ihn jetzt wohl über die Außerirdischen aus."

"Haben Sie Ihren Assistenten nach der Nacht im UFO noch gesehen?"

"Gesehen habe ich ihn nicht mehr. Er rief am nächsten Morgen an, dass er krank sei. Meine Sekretärin sagte, er klang sehr elend am Telefon."

"Herr Professor, haben Sie eine Ahnung, warum die Fremden Ihren Assistenten und nicht Sie für die neue Sprache gewählt haben?"

"Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Außer Englisch beherrscht er eigentlich bloß Spanisch und Arabisch fließend. Ich habe im Fernsehen die bisherigen Terranisk-Lehrgänge verfolgt und nehme von daher an, dass das UFO ihn wegen seiner Lateinkenntnisse und seinem Wissen über altsemitische Sprachen gewählt hat."

"Haben Sie eine Ahnung, wer die anderen 14 der 15 Sprachschöpfer sind?"

"Aus einer italienischen Zeitung weiß ich, dass ein irischer Kardinal dabei ist, der fließend Latein spricht. Im übrigen weiß ich nicht mehr als Sie: nämlich, dass Spitzenforscher aus verschiedenen Naturwissenschaften dabei sind – der japanische Chemophysiker Juhama ist meines Wissens bereits interviewt worden. Doch halt – ich bin fast sicher, dass bei Terranisk ein Afrikaner und ein Indianer beteiligt gewesen sein müssen. Sobald ich das erste Terranisk-Wörterbuch bekommen habe, werde ich ihnen einen hieb- und stichfesten Beweis dafür liefern können."

"Noch eine Frage, Herr Professor: Sind Sie auf Ihren Assistenten neidisch?"

"Nein. So eine Kunstsprache ist mir ein Gräuel. Für so etwas gäbe ich mich nicht her."

"Wir danken Ihnen für das Gespräch, Herr Professor."

2. Interview, mit Dr. Alphonso in Madrid, einem der 15 Terranisk-Sprachschöpfer

"Herr Doktor Alphonso, Sie haben für das Interview eine halbe Million Dollar verlangt. Ist das nicht ein bisschen viel?"

"Nein, ich finde es nicht. Als international bekannter Rechtsexperte sind meine Honorare nun nicht gerade gering. Außerdem halte ich mich an das Gesetz von Angebot und Nachfrage: Millionen von Reportern der ganzen Welt einerseits, wir 15 Terraniskores andererseits; von denen zudem ein Teil vor Erschöpfung nach dieser Nacht gestorben ist, ein anderer Teil unbekanntem Eingeborenen-

stämmen angehört, und der Rest Besseres zu tun hat als nur Interviews zu geben."

"Herr Dr. Alphonso, stimmt es, dass Sie telepathisch miteinander verbunden waren?"

"Im Prinzip ja. Die Außerirdischen haben uns mit Geräten versehen, die wie Hörgeräte aussahen, nur, dass sie am Hinterkopf steckten. Damit konnten wir Gefühle, Geräusche, Bilder und Geruchsvorstellungen übertragen. Wie soll ich das erklären? – Als Eidetiker kann ich meine Gedanken wie auf einer Schultafel vor dem geistigen Auge erscheinen lassen – oder wie auf einer Dialeinwand. Und mit dem Gerät des UFO konnten die andern mitschauen."

"Und das ging so bei allen?"

"Ja, bei uns allen. Wir 15 waren alle Eidetiker und hatten alle eine besonders gute Phantasie, oder soll ich sagen, Vorstellungskraft."

"Glauben Sie, dass Sie deshalb vom UFO ausgewählt wurden?"

"Zum Teil ja. Zum Teil aber auch wegen meiner Fachkenntnisse. Jeder von uns hatte andere Spezialgebiete, dessen Vokabular er in die neue Sprache einbrachte."

"Können Sie ein Beispiel nennen?"

"Nun – die juristischen und Wirtschaftsvokabeln stammen von mir. Oder der eine Eingeborene – ich weiß nicht, von welchem Kontinent er stammt (er selber wusste es auch nicht) – hat sein Vokabular für Gerüche beigesteuert – ich glaube fast, er hatte eine bessere Nase als ein Polizeihund."

"Wie lief die ganze Sache ab in der kurzen Zeit?"

"Für die Welt waren es 8 Stunden, für uns 15 Sprachschöpfer waren es eher wie mehrere Jahre. Wir waren in einem fensterlosen Raum, an dessen Wänden Bücherregale standen. Es lag jede Menge Papier herum, und es gab Schreibmaschinen. Wenn man den Raum verließ, war man auf einer Mini-Insel mit 2 Palmen und einem Toilettenhäuschen. Man sah aber weder Sonne noch Mond und Sterne draußen. Wir waren am Ende wirklich überrascht, dass nicht Jahre, sondern nur einige Stunden vergangen waren."

"Noch eine Frage, Herr Doktor: Wie war das Verhältnis der 15 Terranisk-Sprachschöpfer untereinander?"

"Offengestanden – ein wenig gereizt. Ich verstand mich sehr gut mit Nikolaj, dem Sowjetbürger aus Georgien, er ist Mathematiker und theoretischer Physiker, und mit Astrid, der dänischen Ärztin. Dann gab es eine Gruppe um die israelische Psychoanalytikerin, zu der

unter anderem der Inder und der Neger gehörten. Am wenigsten kam ich mit dem rothaarigen Pfaffen zurecht, der immer mit dem Indio und dem Japaner zusammen hockte. Der Japaner ist übrigens Chemophysiker."

"Meinen Sie mit dem Pfaffen den irischen Kardinal?"

"Ja, den meine ich. Sachlich kamen wir natürlich gut aus. Von ihm stammt die lateinische Grundlage von Terranisk, die er mit dem Ami zusammen festlegte, und die ganzen Biologieausdrücke. Übrigens, wenn Sie die alten lateinischen Messen à la Bischof Lefebvre lieben, gehen Sie mal in einen katholischen Gottesdienst auf Terranisk. Das kultische Vokabular ist aus dem Lateinischen, Sie merken da fast keinen Unterschied zur alten lateinischen Messe, wie es sie bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil gab."

"Doch noch eine letzte Frage: Gab es Kampfabstimmungen oder wurde bis zur Einstimmigkeit ausdiskutiert?"

"Nein, es gab keine Kampfabstimmungen. Das meiste wurde ausdiskutiert. Bei manchen Streitpunkten ließ das UFO nur bei denen die Telepathie-Sender funktionieren, deren Ansicht ihnen gefiel. So wurde Latein die Grundlage von Terranisk und nicht Englisch, wie die meisten von uns es gewollt hatten. Mir als Spanier ist allerdings auch Latein lieber. Als über das Alphabet abgestimmt wurde, ließen die Außerirdischen beim Buchstaben "r" nur den Telepathie-Sender der Chinesen funktionieren. Wir machten aber den Kompromiss, dass "r" und "l" unterschieden bleiben; und dass im Bereich der Kunst und Philosophie dafür viel chinesisches Vokabular verwendet wird."

"Noch eine letzte Frage, Herr Dr. Alphonso: Was hat sich für Sie persönlich geändert?"

"Alles. Erst war ich 4 Wochen im Krankenhaus. Nach Aussagen der Ärzte bin ich um 10 Jahre gealtert. Jetzt muss ich meinen Beruf fast aufgeben, um für das Fernsehen die Sprachkurse zu leiten und die Übersetzungen zu kontrollieren, die der UFO-Satellit macht, wenn man ihm irgendetwas zusendet. Auch ein UFO-Computer macht gelegentlich Blödsinn."

"Ich danke Ihnen für das Gespräch, Herr Doktor."

Kapitel 3:

Nach dem Besuch der "Herren der Milchstraße"

(Ein Brief)

Lieber Karl,

es freut mich, dass Dir diese Zeitungsinterviews und der Lexikonartikel gefallen haben. Aber ich bin erstaunt, dass Du im Geschichtsunterricht noch nie etwas von dem UFO-Satelliten gehört hast. Es war nicht nur einer, sondern drei Satelliten, die das Sprachlehrprogramm ausstrahlten, so dass es überall auf der Erde empfangen werden konnte.

Ferner übersetzten diese Satelliten alles in Terranisk, was man ihnen zusendete. Das heißt, Du verfilmst¹ ein Buch, sendest das einem der Satelliten zu und bekommst eine druckfertige Übersetzung zurückgefunkt. Bei Spielfilmen "übersetzte" der Satellit sogar die Lippenbewegungen! Aber nicht alle Übersetzungen waren brauchbar. Manche Übersetzungen waren zum Totlachen, wenn zum Beispiel aus einer Märchenhexe eine "Telekinese beherrschende alte Dame" wurde. Andererseits konnten durch den UFO-Satelliten neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen werden, obwohl der UFO-Computer nichts verraten durfte (das wäre Einmischung in einen Planeten). Aber ein Computer kann halt überlistet werden: Schreibt man in einer Sprache, die keinen Konjunktiv hat: "A. sagt, der Mond ist aus Käse, B. sagt, der Mond ist aus Stein.", so kam die Übersetzung in Terranisk II: "A. sagt, der Mond **wäre** aus Käse, B. sagt, der Mond **sei** aus Stein."

Es heißt übrigens, Terranisk III habe sich unter Physikern deshalb so schnell durchgesetzt, weil das Studium der Übersetzungen von geschickt formulierten Texten durch den UFO-Satellit ihnen viele Experimente ersparte. Ein Freund hat mir 'mal gesagt, allein die Übersetzung der Märchen aus 1001 Nacht in Terranisk III habe die Physik in seinem Fachgebiet um 20 Jahre weitergebracht! Der UFO-Computer sah nämlich unter anderem einen fliegenden Teppich als poetisch umschriebene Antigravitations-Maschine an.

Aber zurück zur Geschichte: Die ersten Jahre nach der UFO-Landung bei der Olympiade war auf der Erde nichts Aufregendes los. Der Bau

¹ Heute würde man das "einscannen" nennen, aber Scanner kannte ich 1982 noch nicht, und Computer waren damals noch raumfüllende Maschinen.

des Weltraumbahnhofs brachte eine Hochkonjunktur. Ich glaube, etwa zu der Zeit bot Neckermann die ersten Weltraumreisen an (natürlich nur auf niedrigen, das heißt, billigen Umlaufbahnen). Allmählich begann der UFO-Satellit auch andere Sendungen zu übersetzen. Die ganze Welt war überrascht, als transkontinentale Telefongespräche plötzlich simultan übersetzt wurden – und zwar so, dass die Stimme erhalten blieb, aber die Worte waren Terranisk. Zum Schluss wurde sogar innerörtlicher Polizeifunk übersetzt. Ich glaube, das war zu der Zeit, wo die Indios in Südamerika ihren Freiheitskrieg angingen.

Zum ersten und letzten Mal waren Konferenzen und so weiter abhörsicher, wenn man Slang sprach, denn auch das, was Wanzen aufnahmen, wurde übersetzt – und versuche mal: "Ich habe Bock auf'n Bier" auf Terranisk verständlich wiederzugeben! Der UFO-Computer machte daraus "ich habe eine männliche Ziege, die auf Bier schwimmt".

Als kurz vor Ankunft der Okhis von der Milchstraße die UFO-Satelliten in der Atmosphäre verglühten (sie sollten ja einen "unberührten" Planeten vorfinden), atmete außer der Jugend alles erleichtert auf. Jetzt wurden die Okhis erwartet. In England wurden die merkwürdigsten Wetten über deren Aussehen abgeschlossen. Jeder Meteor am Himmel löste eine UFO-Hysterie aus. Plötzlich, von einem Tag auf den anderen, kam von der Mondstation die Nachricht, dass die Okhis da sind. Die Raumbahnhofsmannschaft selber bemerkte ihre Ankunft praktisch erst, als die Okhis aus ihrem Raumschiff ausstiegen. Kein Radar, kein Teleskop hatte eine Vorwarnung gegeben. Von einer Sekunde zur andern stand das Raumschiff zwischen der Maschinerie, die das UFO damals vor 19 Jahren auf dem Mond dagelassen hatte. Die Herren der Milchstraße stiegen bedächtig aus. Wir waren total gespannt. Was hatten Zeitungen und Fernsehen alles für Theorien entworfen, wie sie aussehen würden. Etwa wie gestiefelte Kater, oder wie Monsterinsekten. Und am Ende sahen sie fast wie wir Menschen aus, aber das weißt Du ja aus dem Schulunterricht. Inzwischen haben die Biologen auch eine Erklärung dazu, warum intelligentes sauerstoffatmendes Leben auf dem Land so aussehen muss. Aber damals halt waren wir von ihrem relativ menschenähnlichen Aussehen überrascht.

Während die Okhis auf dem Mondbahnhof ein feierliches Begrüßungsritual absolvierten und darauf bestanden, den Weg vom Mond zur Erde mit einem Raumschiff der Erde mit Rückstoß-Raketenantrieb zurückzulegen (wohl eine Art galaktischer Nostalgie), flog ein Beiboot des Raumschiffes, das wie das UFO von vor 19 Jahren aussah, los, um auf der Erde alles für die kosmischen Touristen vorzubereiten. In dem Beiboot war vermutlich diese andere galaktische Rasse, welche die Erdatmosphäre nicht verträgt. Ich glaube, sie heißen "die Hydros".

Ich selber habe von alledem nichts mitgekriegt. Ich war gerade auf einer Bergtour, und wie Du weißt, ist auf den Bergen alle Elektronik außer Notrufsendern verpönt – ich meine, Du wirst zwar in den Almhütten nicht abgewiesen, wenn Du Deine Radio-Armbanduhr noch anhast – aber man lässt es Dich bei der Bedienung beziehungsweise bei der Nicht-Bedienung merken – nun, so was machst Du kein zweites Mal.

Das Einzige, was wir merkten, war, dass sich wieder der Himmel kurz grün färbte, und dann erschien eine Leuchtschrift am Himmel (in Terranisk natürlich), die ankündigte, dass die Okhi, die Herren der Milchstraße, auf dem Mond im Raumhafen erschienen sind und um soundsoviel Uhr auf der Erde landen werden. Danach kam die gleich Nachricht akustisch – sie war überall zu hören, überall auf der Welt gleichlaut! Ins Tal wären wir bei dem Wetter nicht mehr rechtzeitig gekommen, und so sahen wir alles erst später im Film. Natürlich platzten wir fast vor Neugier, als wir dann schließlich im Tal waren.

Vielleicht bist Du jetzt enttäuscht, dass ich zu den wenigen Menschen gehöre, die die Okhis nicht direkt miterlebt hatten. Möglicherweise weißt Du mehr über ihren Besuch als ich. Wahrscheinlich bist Du erstaunt, dass ich diese weltweite akustische Ankündigung der "Herren der Milchstraße" so nüchtern beschrieben habe. Für uns war sie nichts Entsetzliches, schließlich erfuhren wir Bergwanderer erst Wochen später, dass alle Menschen, die diese Botschaft nicht verstanden, von diesen Hydros in dem UFO-Beiboot zerstrahlt wurden, damit wirklich alle (lebenden) Menschen die Okhis verstehen konnten, die auf Terranisk zu den Menschen (als deren Sprache) sprachen. Abgesehen davon, dass sie kein "r" konnten, sprachen sie es fast perfekt und ohne Hilfsmittel.

Was die Hydros in dem UFO-Beiboot sonst noch angestellt haben, fand ich eher amüsant als erschreckend. Als ich erfuhr, dass sie eine japanische Insel ins Mittelmehr versetzt haben, damit die Okhi auf ihre Dampfeisenbahnfahrt Norwegen–Kapstadt auch die asiatischen Kulturen sehen könnten, habe ich ein Grinsen nicht unterdrücken können. Nun ja – wenn es Kuckucksuhren "made in China" gibt – warum nicht auch das!

Natürlich war auch ich bestürzt, dass das UFO nicht nur alle modernen Inschriften übersetzte, sondern auch alle antiken Inschriften, die die Jahrtausende überdauert hatten. Aber ehrlich gesagt, bei meiner Orientreise ein Jahr später fand ich es doch ganz praktisch, "uralte" Grabinschriften genauso gut lesen zu können wie eine Todesanzeige von heute in der Tageszeitung. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass da noch im Jahr zuvor irgendwelche exotischen Schriftzeichen gewesen wären, hätte ich diese verwittern und teils moosbewachsenen Inschriften in Terranisk für uralt gehalten. Sogar etruskische Inschriften, die bisher keiner verstehen konnte, waren vom dem UFO im Terranisk übertragen worden.

Übrigens, dass das UFO vorübergehend alle Schadstoffe aus der Luft entfernt, habe ich nicht bemerkt. Aber ich kann mir vorstellen, wie alle gelacht haben, als die Hydros dabei versprachen, "die für Menschen 'ungefährlichen' Modifikation der Atmosphäre" am Ende des Besuchs wieder rückgängig zu machen.

Sag mal, Du hast ja viele Filme über diesen Besuch gesehen. Findest Du die Okhi auch so hässlich mit ihren kahlen Köpfen? Da sind doch ihre Begleiter, die Sihawu (oder Schowu) viel netter! Wie die "scho scheltscham schspreschen" und ihr Aussehen wie Teddybären fand ich echt drollig. Ich glaube übrigens auch, dass sie mit den Okhi verwandt sind, sie scheinen nur von einem kälteren Planeten zu stammen. Eigentlich war es nicht überraschend, als die Schowu erklärten, sie mögen keine Eisenbahnfahrt wie die Okhi; sie wollten statt dessen lieber die Polarregionen kennenlernen.

Aber eine echte Überraschung war, dass daraufhin die kanadische Regierung binnen 4 (vier!) Stunden eine Schlittenhund-Expedition zum Nordpol organisiert hatte. Ich fand es urkomisch, wie diese

drolligen Wesen Skilaufen lernten, das heißt, Wesen ist ein falscher Ausdruck. Die Schowu sind immerhin intelligenter als bei uns ein Durchschnittsakademiker. Tja, wer hätte gedacht, dass der Planet Terra im Kosmos ausgerechnet durch Skilaufen und Hundeschlittenfahrten als Tourismuszweck berühmt wird!

So Karl, grüße bitte noch Tante Klara und Tonja
Dein xxx¹

(27. März 1982)

Kapitel 4: Der Indiostaat

Vom Indio unter den 15 Sprachschöpfern weiß man nur wenig. Erst bei späteren Untersuchungen stieß man auf einen südamerikanischen Missionsgehilfen, der sich an folgendes erinnerte: Eines Tages tauchte bei ihm ein sonnengebräunter Mann mit rotem Haar und rotem Bart mit einigen Indios in seiner Missionsstation auf. Abgesehen von den roten Haaren sah er den Indios recht ähnlich. Er war in Felle gekleidet und gab sich als irischer Missionar aus, der im Flugzeug abgestürzt sei. Diesen Indios habe er Geschenke versprochen, wenn sie ihn zu den Weißen führen würden, und er bat die Leute von der Mission, den Indios Saatgut, Bücher und ein Kofferradio zu geben, er werde später von Rom einen Scheck schicken.

Den Leuten von der Missionsstation fiel auf, dass er bereits fließend Terranisch sprach (die UFO-Sache war erst ein bis zwei Jahre her), aber kaum Spanisch oder Portugiesisch konnte.

Aber all dies hätte der Missionsgehilfe längst vergessen, hätte der "Rothaarige", als man ihn neu einkleidete, sich nicht so ungeschickt mit den Schnürsenkeln angestellt. Er brachte keine Schleife zustande und knotete sie schließlich.

Es ist anzunehmen, dass der "Rothaarige" in Wirklichkeit der Indio unter den 15 Sprachschöpfern war und sich nur die Haare rot gefärbt hatte. Er wollte wohl nach Rom zu dem irischen Kardinal reisen. Aus dem Vatikan gab es jedoch keinerlei Auskünfte. Der Kardinal und auch der Japaner (der Chemophysiker) verschwanden kurz darauf von der Bildfläche. Ferner sollen in der Folgezeit einige Flugzeuge in

¹ unlesbare Unterschrift.

jener Urwaldgegend verschollen sein, unter anderem eines mit japanischen Technikern an Bord. Alle Forscher, die sich in jenes Gebiet begaben, verschwanden ebenfalls. Aber erst, als sogar Suchtrupps der Armee verschwanden (sofern sie nicht vor den Giftpfeilen der Indianer Reißaus genommen hatten), wurde die Weltöffentlichkeit auf den Indiostaat aufmerksam. Gerüchte besagten, dass die Armee die Indios nicht unterwerfen konnte, die Indios aber auch keine außenpolitische Selbständigkeit im Freiheitskampf errangen. Jetzt gilt die Zone offiziell als verseucht, niemand darf sie betreten, aber Satellitenfotos beweisen die Existenz von Feldern und bewohnten Ortschaften.

Ob folgende Reportage der Wahrheit entspricht, kann natürlich nur die Regierung des betreffenden südamerikanischen Staates sowie die Geheimdienste der Großmächte und, *last but not least*, der Vatikan sagen (die allerdings dementieren):

Ein farbiger Student, ein Indio, der in Rom mit einem kirchlichen Stipendium Medizin studierte, erzählte in einer Kneipe einem Reporter unter Alkoholeinfluss folgendes:

Als der Große Häuptling vom UFO vor aller Augen (dort war es Tag!) zurückgebracht wurde, hatte er bei den Indios dasselbe Ansehen wie nach der Bibel Moses bei den Israeliten, als dieser mit den Gesetzestafeln vom Berge Sinai kam. Und so wie Moses führte sich der Große Häuptling dann auch auf.

Als er nach anderthalb Jahren zum ersten Mal die Weißen aufsuchte, hatte er bereits einige Dutzend Stämme unter sich vereinigt, die durch seine religiöse Führerschaft und Terranisk als "heilige Sprache" zusammengehalten wurden. Er hatte bekannt gegeben, dass die Gottheit wiederkehren und alle töten würde, die diese Sprache der Gottheit bis dahin nicht gelernt hätten. Und nur er sei der auserwählte Lehrer dieser Sprache. Gestärkt wurde sein Ansehen durch seine "Wunderheilungen". Angeblich hat er nur drei Wochen nach seiner "Himmelfahrt" schon Operationen ausgeführt – mit Steinzeitwerkzeug! Ohne Entwicklungshilfe von außen hat er in den anderthalb Jahren Töpferei, Weben und Ackerbau bei seinen Leuten eingeführt. Ob er da schon die Armbrust entwickelt hatte, ist jedoch umstritten. Nach seinem Besuch bei den Weißen "verschwanden" über dem südamerikanischen Urwald mit Unterstützung des Japaners und des

irischen Kardinals einige vollbeladene Flugzeuge sowie einige junge Fachleute mit alternativen Ideen.

Offenbar ging der Indiostaat den Weißen nach Möglichkeit aus dem Weg. Es gilt als erwiesen, dass die Indios ohne Metallwerkzeug Panzer außer Gefecht setzen konnten. Als die Regierung des betreffenden südamerikanischen Staates mit Luftangriffen anfang und chemische Waffen einsetzte, bekam der Indiostaat sogar noch Zulauf von umliegenden Stämmen, da der Große Häuptling für Bunker und Konserven gesorgt hatte.

Als 19,3 Jahre später die Außerirdischen wiederkamen, war auf den ersten Blick nur wenig zu sehen. Es gab mehr Landwirtschaft als sonst im Urwald üblich, aber immer noch kaum Metallgeräte. Nur in den unterirdischen "Tempeln", die komplette pharmazeutische Labors waren, wäre jeder in Erstaunen geraten. Hier herrschte schon fast das nächste Jahrhundert. Elektrisches Licht gab es nicht, sondern Gasbeleuchtung. Und doch waren es die chemischen und bakteriologischen Waffen aus diesen Labors, die dem Indiostaat die Unabhängigkeit sicherten.

Nach dem Besuch der Okhi aus dem Weltraum verfiel der Staat allerdings wieder. Die einheitliche Sprache machte alle Fernsehprogramme aus aller Welt verständlich. Der Schwarzhandel mit Taschenfernsehern konnte nicht unterbunden werden. So wunderte es nicht, dass der intelligente Teil der Indio-Jugend in die weißen Städte mit Klimaanlage, schnellen Autos, Eiscreme und anderem Luxus abwanderte. Nach dem Tod des Großen Häuptlings verfielen auch die Labors. Bald darauf war der Indiostaat nur noch ein Reservat. Da es aber nach dem "Sprachtest" der Außerirdischen sonst kaum noch Eingeborene gab; so hat der Große Häuptling wenigstens seine Rasse gerettet und seine indianische Kultur trotz der Weltsprache Terranisk am Leben erhalten.

Ende

Chris Gast, 1981/1982

Von Hamburg nach "Darkover"

Darkover ist ein mittelalterlicher Fantasie-Planet, der von der amerikanischen Autorin Marion Zimmer-Bradley erfunden wurde. Einige der dortigen Bewohner haben Psi-Kräfte. Meine eigentlichen Darkover-Geschichten darf ich aus Copyright-Gründen nicht mehr in der Originalfassung veröffentlichen. Die folgende Erzählung sollte eigentlich im Frühjahr 1987 in einer Darkover-Fan-Zeitung erscheinen, erschien aber erst Jahre später nach meinem Umzug nach Berlin im Siebener-Kurier. Im Gegensatz zur Handlung, die frei erfunden ist, sind die beschriebenen Personen weitgehend real.

Schon seit längerem interessiere ich mich für Marion Zimmer-Bradleys Fantasieplaneten "Darkover". In einem der Romane schrieb sie im Vorwort, dass sie es schade findet, dass es noch keine Raumschiffverbindung gibt und sie sich keine Fahrkarte nach Darkover kaufen könnte. Mir kam daraufhin der Gedanke, dass man ja auch ohne Technik reisen kann, wenn man Psi hat.

Da ich glaube, etwas von diesem Talent zu besitzen, suchte ich nach jemandem, der sich für so eine Reise interessiert, und brachte im letzten Winter einer guten Freundin von mir, Franziska, das feministische Buch "Die zerbrochene Kette" von Marion Zimmer-Bradley mit, um bei ihr Interesse für "Darkover" zu wecken. Eigentlich liest Franziska keine Science-Fiction-Romane, aber als ich sie drängte, versprach sie, das Buch mir zuliebe zu lesen. Ich hätte ihr als Einführung lieber das Buch "Landung auf Darkover" oder "Das Zauberschwert" gegeben, aber Bücher, in denen Männer eine Hauptrolle spielen, liest Franziska nicht. Sie ist nämlich eine Männerhasserin. Unglücklicherweise sieht sie selber sehr männlich aus.

Letztes Jahr verliebte sich Franziska in Eva, eine junge blonde Frau mit einem kleinen Kind, und lebt seitdem mit ihr wie in einer "darkovanischen Freipartnerschaft" zusammen. Leider hat Franziska jetzt kaum noch Zeit für ihre alten Freundinnen. Ich war ziemlich eifersüchtig auf Eva, allerdings kann auch ich dem Charme der kleinen Friedoline nicht widerstehen - Evas Friedoline ist nämlich das süßeste Kleinkind, das ich je kennengelernt habe.

Im Frühjahr hatte Franziska das Buch immer noch nicht gelesen. Ich wandte mich deshalb wegen der Psi-Reise an Daphne, die sich viel mit Magie beschäftigt, und erzählte ihr von "Darkover" und meinen Reiseplänen. Daphne antwortete mir, dass sie sich mit mentalen Reisen auskennt, und versprach mir zu helfen. Jedoch habe sie im Augenblick keine Zeit, da sie für das Lesben-Pfingsttreffen einen Vortrag über Tarock-Karten vorbereiten müsse. Sie legte mir zum Abschied noch die Karten und sagte mir voraus, dass es mit meiner ersten Reise nach Darkover Schwierigkeiten geben würde.

Pfingsten war 1987 sehr spät. Danach kam die Urlaubszeit, und dann war es bereits Herbst. Inzwischen hatte Franziska das Buch gelesen. Sie meinte aber, dass ihr der Science-Fiction-Roman "Der Planet der Frauen" besser gefallen habe. Aber zu einer mentalen Reise hatte sie auch Lust. Nachdem wir uns eine Weile über Darkover unterhalten hatten, übten wir wie schon im Jahr zuvor in ihrer Wohnung wieder Telepathie. Dazu ging sie ins Schlafzimmer, während ich mich auf der Couch in ihrer Küche bequem hinsetzte. Jedoch konnte ich auch diesmal nicht ihre Gedanken erkennen, während sie von meiner gesendeten Nachricht (die Kreuzigungsszene als Gemälde von Lukas Cranach) immerhin die düstere Stimmung erkannte. Allerdings hatte ich fürchterliche Alpträume über Franziska gehabt, als sie sich im September einer Operation unterziehen musste und es dabei Komplikationen gegeben hatte, wie ich später erfuhr. Soweit reichen zumindest meine "Psi-Fähigkeiten".

Am nächsten Tag gingen wir beide zu Daphne. Eva war allerdings eifersüchtig und machte Franziska vorher eine fürchterliche Szene: "Wenn du nicht um zehn Uhr zurück bist, lasse ich Dich nicht mehr in die Wohnung. Dann kannst du meinetwegen bei Hanna oder bei dem Mann von nebenan übernachten, mit dem du Dich neuerdings so gut zu verstehen scheinst." Ich versuchte zu vermitteln: "Weißt du, Eva, Franziska braucht auch ein bisschen Eigenleben. Ihr könnt doch nicht immer wie siamesische Zwillinge zusammenhocken!" Eva war damit aber absolut nicht einverstanden: "Nee, Hanna - und was ist mit mir? Ich habe mich immer um das Kind zu kümmern. Nach mir fragt ja keiner!" Dann fing sie an zu weinen. Franziska versank in Apathie und ich versuchte, Eva zu trösten. Schließlich raffte ich mich auf und ging, weil es sinnlos war, auf die beiden einzureden. Im stillen kam mir

der Gedanke, dass Franziska nicht nur wie ein Mann aussieht, sondern auch wie ein (Ehe-)Mann "unter'm Pantoffel" steht.

Im Treppenhaus kam mir Franziska nachgelaufen. "Lieber eine Nacht bei einem Mann oder im Freien verbringen als jetzt den ganzen Abend Krach mit Eva haben!" sagte sie. "Du kannst auch bei mir übernachten." bot ich ihr an. "Lieber nicht, Hanna. Du wohnst mir zu weit draußen auf dem Land." Warum eine dreiviertel Stunde Bahnfahrt so viele Leute davon abschreckt, mich zu besuchen, verstehe ich nicht. Das ist nun mal der Preis für gute Luft und freie Natur.¹

Als wir bei Daphne ankamen, fragte sie uns, ob wir noch irgendjemanden mit Psi-Begabung wüssten, der noch bei der mentalen Reise teilnehmen könnte, am besten eins bis zwei Männer. Die Teilnahme von Männern an unserem Vorhaben lehnte Franziska aber scharf ab. Mir fiel noch Cara, eine Transsexuelle ein. Dies akzeptierte Franziska. Ich war darüber erleichtert, denn viele fanatische Lesben lehnen solche Frauen ab, nur weil sie früher einmal Männer waren! Ich selbst hatte als Teenager auch großen Hass auf Männer gehabt, weil mir einer gegen meinen Willen zu nahe gekommen war. Damals war ich leider zu gehemmt gewesen, um Anzeige zu erstatten. Diese Abneigung hat sich aber mit den Jahren gelegt, und inzwischen bin ich sogar mit einigen Männern etwas befreundet.

Ich rief also Cara an, aber sie hatte keine Lust, und so fingen wir zu dritt mit der mentalen Reise an, Franziska, Daphne und ich. Wir setzten uns in einem Kreis auf den Teppich und stellten in die Mitte eine Kerze... Leider hat uns Daphne verboten, weitere Einzelheiten darüber weiterzuerzählen. Sie sagte, es könne für Nachahmer gefährlich werden, wenn sie als Laien ohne Magie-erfahrene Aufsichtsperson derartiges versuchen. Es kann zu schweren psychischen Schäden führen. Ich hoffe, lieber Leser, Du hast dafür Verständnis. Nur eines sei verraten: Man muss das Ziel der Reise vor Augen haben. Wir einigten uns auf einen Reiter vor einem Himmel mit mehreren Monden, wie sie der Planet Darkover haben soll. Der

¹ Nachtrag: Daran war wahrscheinlich der hohe Fahrpreis für eine Fahrkarte nach Quickborn bei Hamburg schuld gewesen!

Reiter soll einen blauen Psi-Kristall in der Hand halten und in diesen hineinschauen.

Als wir auf unserer mentalen Reise schließlich am Ziel ankamen, sahen wir auch tatsächlich einen Himmel mit mehreren Monden und einen grüنگekleideten Mann mit einem blauen Kristall in der Hand. Er bemerkte uns nicht - wir waren ja nur als Geister da. Aber hinter uns rief plötzlich eine Frau mit breitem Akzent: "Weg da, Kinder ("Kinnähs"), hier wird ein Science-Fiction aus dem vorigen Jahrhundert als 3D-Film gedreht, und zwar von der berühmten Marion Zimmer-Bradley!" Darauf erwiderte der grüنگekleidete Mann (also ein Schauspieler): "Spinnst du, Lia! Hier ist niemand. du siehst 'mal wieder Gespenster." Wie Recht er hatte. Wir waren ja wirklich nur als Gespenster da und kehrten schleunigst in unser Jahrhundert zurück.

Ich hoffe, dass die nächste Reise besser klappt. Allerdings brauchen wir noch ein paar Leute (nicht nur Frauen) für unsere "Reisegesellschaft". Zu dritt können wir die Reise nach Darkover nicht schaffen. Nebenbei gesagt: Die Psi-Arbeit (bzw. die Arbeit im magischen Zirkel) ist die angenehmste Art, lästige Pfunde loszuwerden, ohne Diät halten zu müssen. Also - wer hat Lust, mitzumachen? Meine Adresse ist:

Hanna Gast
~~Heinestr. 7~~
~~2085 Quickborn~~

Anmerkung

Diese Geschichte ist frei erfunden. Vor dem Versuch einer mentalen Reise oder von sogenannter Magie rate ich dringendst ab!!! So etwas kann tatsächlich zu schweren psychischen Schäden führen. Letzteres ist kein Science-Fiction, sondern traurige Realität im 20. Jahrhundert.

Dezember 1986

Darkover-Fans in der "Shadowrun-Welt"

Eine neue Science-Fiction-Serie ist an den Bahnhofskiosken aufgetaucht: "Shadowrun", eine Serie, an der sich viele Autoren beteiligen. Diese Serie handelt von einer äußerst düsteren Welt des 21. Jahrhunderts, in der die Konzerne und die Mafia die Welt beherrschen und die Probleme von Armut und Umweltzerstörung noch schlimmer geworden sind. Obendrein ist die Magie auf die Erde zurückgekehrt und hat einen Teil der Menschheit in Trolle, Zwerge und Schlimmeres verwandelt mit all den sich daraus ergebenden Problemen. In dem folgenden Aufsatz schildere ich, wie sich eine derartige Welt auf meine Arbeit beim DIN¹ und unseren Darkover-Freundeskreis auswirken würde:

100 Jahre Darkover

Als Anfang des 21. Jahrhunderts die staatliche Ordnung zerfiel und die Konzerne und die Mafia immer mächtiger wurden, wunderte dies niemanden. Die Anfänge waren ja schon zu sehen, als die Telekom und die Bahn privatisiert wurden. Gewissermaßen war dies ja schon der allererste Anfang der Auflösung jeglicher staatlicher Ordnung. Es blieben nur Institutionen übrig, welche die Konzerne als nützlich empfanden, wie zum Beispiel die Europäische Währung ECÜ² und die Europäische Normung. Auch der TÜV war zu einer Reihe von Konzernen geworden. Die Patentämter schlossen gänzlich, da es keine Macht mehr gab, welche die Einhaltung von Patenten erzwingen konnte. Aber solange es Handel gibt, wird es die Notwendigkeit von Normen geben, denn auch im 21. Jahrhundert müssen zum Beispiel die Container sowohl in die Schiffe auf See als auch in die Schwebegleiter an Land passen. Schließlich wurde selbst die Polizei abgeschafft beziehungsweise privatisiert. Die Werks-Schutztruppen der Konzerne werden halt besser mit Gangstern und der Mafia fertig als staatliche Polizisten. Auch können sie nicht so leicht bestochen werden wie Staatsdiener. Zuletzt zerfiel sogar die Bundesrepublik in einen Staatenbund innerhalb der Europäischen Union.

Da natürlich auch Copyrights nicht mehr geschützt wurden, blühte unser Darkover-Club wieder auf. Jetzt konnten wir wieder hemmungslos Darkover-Stories schreiben. In den Kinos erschienen

¹ Deutsches Institut für Normung

² Von der späteren Währung "Euro" war damals noch nichts zu ahnen.

Darkoverfilme in 3D, aber nur für kurze Zeit; dem Kino-Publikum war Darkover zu langweilig. Außerdem war die Aufmachung so aufreißerisch, dass die echten Darkover-Fans mit Grausen den Kinosaal verließen. Allerdings erlaubte die Holografie-Technik jetzt Darkover-Rollenspiele mit echtwirkenden Kulissen. Jedoch war es sehr umstritten, Kostüme von der Fantasy-Freak-Industrie zu kaufen statt selbst welche zu schneiden. Ein anständiger Darkover-Fan näht sein Kostüm von Hand; zumindest war das die Regel des Berliner Darkover-Clubs. Das häufigste Thema für unsere Darkover-Stories waren Schnee und Schneestürme. Da es in der Realität Mitteleuropas des 21. Jahrhunderts kaum noch Schnee gab, wurde Darkover von Kritikern zuweilen als "Meteorologie-Fiction" oder als "Klima-Fantasy" bezeichnet.

Um das Jahr 2010 herum verließ das Institut für Normung (das heißt, die Berliner Zweigstelle des Europäischen Normeninstituts, die immer noch unter dem Logo DIN firmierte) die Innenstadt und baute am Stadtrand einen Komplex mit Büros, Läden und Wohnungen sowie einer Schule, nachdem die Kriminalität zu einem Problem für die Angestellten auf dem Weg zur Arbeit geworden war. Viele Firmen bauten damals ähnliche Komplexe, die in Anspielung an die Arche Noah "Arcologys" genannt wurden. Ängstliche Kollegen verließen den Arcology-Komplex nur noch mit bewaffnetem Geleitschutz.

Als dann plötzlich die Magie auf der Erde auftauchte und mit ihr alle Fabelwesen der Märchen (und der Horrorgeschichten), traf uns das so plötzlich wie seinerseits die Wiedervereinigung Deutschlands Ende des 20. Jahrhunderts. Eines Morgens standen eben auch Trolle und Elfen neben mir an der Kasse im Supermarkt an. In meinem Freundeskreis war glücklicherweise niemand verwandelt worden. Vielleicht war diese Verwandlung normaler Menschen in Trolle, Elfen und ähnliches ja eine Folge der genmanipulierten Nahrung oder noch von der Radioaktivität von Tschernobyl. Wer weiß. Für die Normung bedeutete das viel Arbeit, und es konnten wieder mehr Leute eingestellt werden. Autos, Toiletten, Wohnungen, Kleidergrößen und vieles anderes mussten auch für Zwerge, Elfen und Trolle passend genormt werden. Und wegen der hohen Kriminalität wurde in die Verdingungsordnung für Bauleistungen (VOB) eine Norm über Schutzzauber für Gebäude mit Menschenansammlungen

aufgenommen. Es wurde extra ein Normen-Ausschuss "Hermetische Magie" eingerichtet.

Das Auftreten von Metamenschen wie Zwerge und Trolle war leider auch Wasser auf die Mühlen der Rassisten. Neonazistische Kreise waren der Ansicht, man solle lieber Gaskammern für die Metamenschen bauen statt Sozialwohnungen, aber die Verantwortlichen der Industrie sahen in den Metamenschen eher den potentiellen Kunden. Nur in wenigen deutschen Bundesländern gab es Verfolgungen wie in Amerika. Und mit entsprechenden Bestechungsgeldern erhielten sogar einige Drachen die Staatsbürgerschaft. Statt für Jungfrauen und Gold interessierten sich die Drachen des 21. Jahrhunderts allerdings mehr für Aktien und Konzernbeteiligungen.

Der Normen-Unterausschuss, in dem ich arbeitete, war für die Datenbuchsen zuständig, die sich Computer-Fachleute im Kopf implantieren ließen, um besser mit ihren Computern zu kommunizieren. Jetzt konnten sie das Internet echter als in Virtual-Reality erleben. Europa hatte, wie auch Amerika, die entsprechenden japanischen Normen übernommen, und nun sollte auch eine drahtlose Verbindung zwischen Mensch und Computer genormt werden, was heftige Kontroversen auslöste. Die Vertreter von chinesischen und japanischen Firmen konnten sich auf der Sitzung nicht einigen. Natürlich war die Sitzung nur eine Telekonferenz, lediglich ich selbst befand mich dabei in Berlin, das DIN war nur virtueller "Gastgeber". Mein Problem war nicht, ein genaues Protokoll zu schreiben. Dies taten die Computer, die bei der Konferenz dolmetschten, so ganz nebenbei. Vielmehr war es meine Aufgabe, das Protokoll so umzuschreiben, dass keiner der Sitzungsteilnehmer das Gesicht verlor und andererseits das Protokoll nicht allzu sehr nach Fälschung aussah. Wie einfach war es doch im 20. Jahrhundert, als ein Sitzungsprotokoll nur die Wahrheit wiederzugeben brauchte!

Bei dieser Sitzung war es wohl, als mein Asthma so schlimm wurde, dass ich meine Arbeit unterbrechen musste. Nur zwei oder dreimal in den 60 Jahren, seit ich als junge Ingenieurin beim DIN angefangen hatte, war mir das passiert. Und mit Hilfe des Betriebsarztes hatte ich vorgehabt, auch meinen 90. Geburtstag noch mit voller Arbeitskraft in

meinem Büro zu verbringen. Lieber bis ans Lebensende mit guter medizinischer Versorgung arbeiten als in einem Altersheim krank dahinsiechen! Die medizinische Versorgung für Rentner auf Krankenschein hatte Deutschland ja auf Druck der Weltbank nach der Einführung der Europäischen Währung ja bekanntlich abschaffen müssen.

Frustriert ging ich zu unserem Betriebsarzt. Dieser sah kurz in seinen Diagnosebildschirm: "Sauerstoffmaske oder Seeluft! Sie vertragen die Berliner Luft nicht mehr. Da helfen auch keine Superpillen." - "Da werde ich wohl die Sauerstoffmaske wählen müssen", antwortete ich bitter, "an der See ist ja überall Zuzugssperre. Sie wissen doch, seit den Sturmfluten drängen sich die Holländer, Dänen und Marschenbewohner auf dem wenigen unzerstört gebliebenen Gebieten an der Nordsee." - "Reden Sie doch mal mit Ihrem Chef", schlug der Doktor vor.

Mein Vorgesetzter sprach mit der Geschäftsleitung. Diese wusste eine Lösung: Es gab noch eine Außenstelle "Marine" in Hamburg beziehungsweise in der Barackenstadt bei Norderstedt, wo die überlebenden Hamburger eng zusammengepfercht lebten. Das eigentliche Stadtgebiet war jetzt quasi ein Binnenmeer, das bei jeder höheren Flut neues Brackwasser aus der Nordsee erhielt. Die stehengebliebenen Häuser Hamburgs waren nur mit Booten erreichbar. Hamburg war das Venedig des Nordens geworden. Der Leiter der Außenstelle "Marine" bestach ein paar Leute der Barackenstadt-Verwaltung, und ich bekam die Zuzugsgenehmigung. Offiziell sollte ich ein paar neue Arbeitsplätze schaffen. In Wirklichkeit gab es sogar für die dort noch vorhandenen Kollegen zu wenig zu tun, was Normung betrifft:

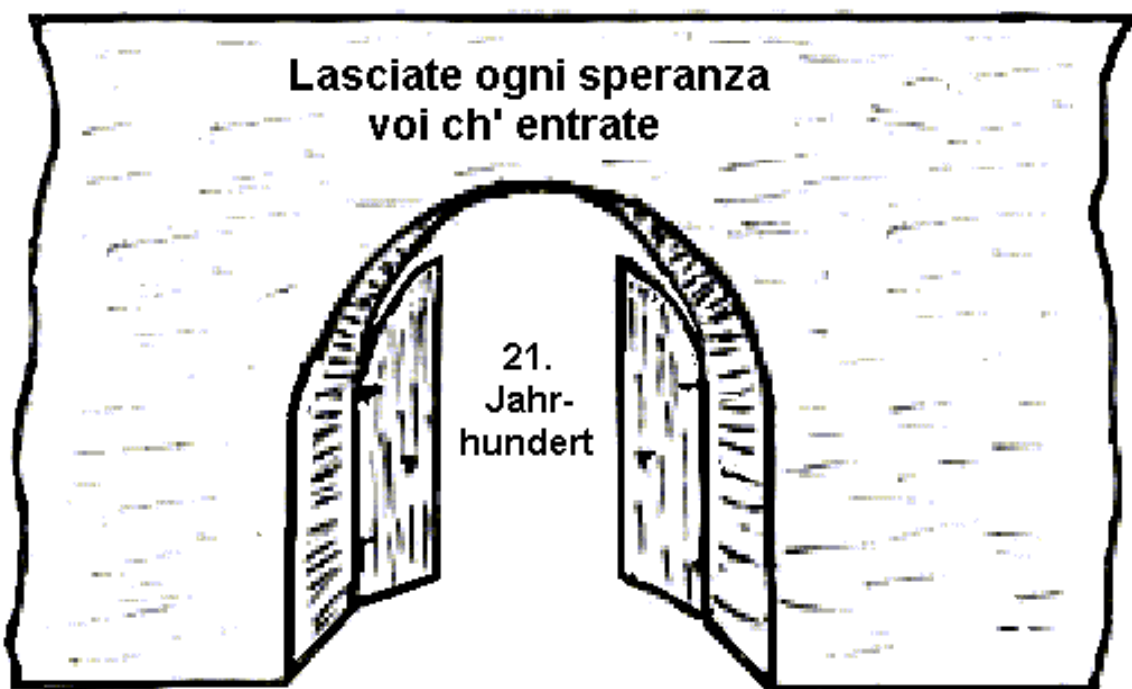
Im Schiffsbau wurden von CEN und ISO meist asiatische Normen übernommen, und uns in Hamburg oblag nur noch die Aufsicht über die Übersetzungscomputer und die Anpassung an Europäische Verhältnisse, z. B. müssen die Schiffstoiletten auch für Elfen und Trolle geeignet sein, dafür sind hier aber die Anforderungen an den Schutz gegen Seeräuber nicht so hoch. Die europäischen Seeräuber verwenden in der Regel weder schwere Waffen noch Magie.

Die meiste Zeit verbrachten ich und meine Hamburger Kollegen der Außenstelle Marine damit, den umliegenden Bauern bei der Bewachung der Felder zu helfen oder Gemüse und Kartoffeln aus Grönland im Hamburger Freihafen zu ersteigern und an unsere Zentrale in Berlin zu schicken. Unser DIN-Stammhaus in Berlin ist wohl die einzige Firma südlich von Stockholm, wo es in der Kantine noch echte Kartoffeln gibt und nicht dieses künstliche Sojazeugs beziehungsweise dieses Tropengemüse, was jetzt in Mitteleuropa wächst. Am ehesten ist ja noch der Reis aus Irland zu ertragen. Aber wochenlang gar keine Kartoffeln, das ist schon hart für uns alte Leute. Die Bewachung der Felder der Bauern war natürlich nicht ungefährlich. Da der Küstenbereich der einzige Ort war, wo noch unvergiftetes Gemüse wuchs, versuchten kriminelle Banden zur Erntezeit, notfalls mit Maschinengewehren und tödlichen Zaubern an das kostbare Gut zu gelangen. Für die Abwehr von Räufern mit Maschinengewehren sorgten wir, für die anderen hatten die Bauern einen Sprötenkieker aus Kaltenkirchen engagiert, der mit Unterstützung einiger Klabaftermänner die räuberischen Magier in die Flucht schlug. Eine Kollegin versuchte einmal, selber Kartoffeln im klimatisierten Treibhaus zu ziehen, aber sie verfaulten. Bei über 40 °C im Schatten ist die Luft trotz Klimaanlage immer noch zu feucht.

Auch in der Barackenstadt bei Hamburg stieß ich auf andere Darkover-Fans. Zum hundertjährigen Jubiläum des ersten größeren Darkover-Roman wollten wir dies feiern und luden Fans aus allen deutschsprachigen Ländern ein. Sie kamen zahlreich, was wir kaum erwartet hatten. Sogar ein Troll aus dem Schwarzwald mit einer Alton-Garde-Uniform und einige Elfen aus dem Elfenland an der Ostsee kamen. Offenbar sind die Darkover-Romane bei den Elfen besonders beliebt. Beim letzten Star-Trek-Con waren nämlich kaum Elfen dabei gewesen. Den ersten Preis im Kostüm-Wettbewerb gewann eine Elfe aus Stralsund. Sie trug ein rotes Bewahrer-Kleid und hatte an einer Halskette einen blauen Kristall, den sie magisch aufgeladen hatte, so dass er übernatürlich funkelte - so wie eine aktivierte darkovanische Matrix. Mit einem Illusionszauber schuf sie uns eine Kulisse, die echter wirkte als jegliche Holografie. Ich selbst trug natürlich wie immer meine Amazonentracht, allerdings war mein

Kurzschwert nur eine leichte Plastikattrappe. Ich war noch zu kränklich, um mit einem Eisenschwert glaubhaft hantieren zu können.

Leider ist unser Darkover-Freundeskreis überaltert, kaum einer ist unter sechzig Jahre alt. Aber was soll man anderes erwarten, eine Fantasy-Welt mit Schnee in einem Land, wo es seit Jahrzehnten keine geschlossene Schneedecke mehr gab, ist für die Kids unter sechzig nicht interessant genug. Die sehen lieber Perry-Rhodan oder Deep-Space-27.



**Bild: 21. Jahrhundert: Die Ihr hier eintretet,
Lasst alle Hoffnung fahren (frei nach Dante)**

Anmerkung:

Diese Geschichte schrieb ich zuerst in ähnlicher Form im Herbst 1989, diese ist in der Sammlung meiner Darkover-Geschichten enthalten.

1996

Die Jolly-Joker-Frau

Die folgende Geschichte ist eine Anspielung auf die etwas düstere Science-Fiction-Roman-Serie "Shadowrun", die zurzeit im Heyne-Verlag erscheint. Dies ist eine Serie, an der sich viele Autoren beteiligen. Die Romane handeln von einer äußerst düsteren Welt des 21. Jahrhunderts, in der die Konzerne und die Mafia die Welt beherrschen und die Probleme von Armut und Umweltzerstörung noch schlimmer geworden sind. Obendrein ist die Magie auf die Erde zurückgekehrt und hat einen Teil der Menschheit in Trolle, Zwerge und schlimmeres verwandelt mit all den sich daraus ergebenden Problemen. In der folgenden Geschichte beschreibe ich, wie eine derartige Zukunft sich auf meine Gegenwart in Berlin auswirken könnte, wenn Zeitmaschinen möglich wären:

Ich saß mit einer Freundin in der Begine, einem Frauenlokal in Berlin. Die Musik war an diesem Abend zu öde zum Tanzen, und ich beobachtete die Frauen, die das Lokal betreten. Plötzlich kam eine Frau zum Eingang hinein, die mir bekannt vorkam. Sie trug sehr bunte Kleidung, die ungewöhnlich aussah, und hatte eine androgyne Figur und eine ziemlich große Nase. Irgendwie ähnelte sie dem Jolly-Joker eines Kartenspiels, mit dem wir als Kinder gespielt hatten. Diese Kartenfigur war mir immer etwas unheimlich gewesen, und dieses Gefühl einer Art Angst überkam mich auch jetzt wieder. "Die kenne ich doch!" sagte ich zu meiner Freundin. Die Jolly-Joker-Frau bemerkte meinen Blick und hatte wohl auch gehört, was ich sagte. Sie zeigte mit dem Finger auf mich und murmelte: "Vergiss!"

Ich hatte es als Kind nie ausstehen können, wenn jemand mit dem Finger auf mich zeigte und hatte sogar noch als Erwachsene Alpträume von Magie gehabt. In der Psychotherapie hatte mir meine Therapeutin, Frau Dr. Prehm, geraten, mich in Zukunft in Träumen nicht gegen magische Angreifer zu wehren, diese seien ein abgespaltener Teil von mir selber, den ich integrieren müsste. Ich hatte mir daraufhin gedanklich dieses Verhaltensmuster eingeübt und war seitdem diese Art von Alpträumen losgeworden. Diese Jolly-Joker-Frau war natürlich kein Alptraum und kein abgespaltener Teil meiner Psyche. Dennoch reagierte ich mechanisch mit dem Vorsatz: "Sauge die Magie in Dich hinein und integriere sie in Dein 'Ich!'"

Eine ungewohnte Kraft erfüllte mich. Was war das? Die Jolly-Joker-Frau zog sofort ihren Finger ein und zischte mich an: "Drekhead - Du

machst mir mit diesem Vampirzauber meine Zeitmaschine kaputt!" Sie überlegte eine Weile und fragte: "Wer bist Du eigentlich? Bist Du auch auf Zeitreise? Magie gibt es doch im 20. Jahrhundert noch gar nicht!"

Die umstehenden Frauen spürten, dass da etwas nicht mit rechten Dingen zuging und rückten von uns ab. Die Fremde schnippte mit den Fingern und die Umstehenden versanken in eine Art Dornröschen-Schlaf. Das war ja wie in dem Darkover-Roman "Die Herrin der Falken". Eine Frau mit Psi-Begabung (beziehungsweise "Laran", wie Psi auf Darkover heißt)! So jemanden wie diese Frau hätten wir in unserem Darkoverclub gebrauchen können. Nur schade, dass sie verrückt war. Die Existenz von Psi ist ja bewiesen, aber so etwas wie eine Zeitmaschine ist doch völlig unmöglich! Bestenfalls mentale Zeitreisen sind ja möglich, wie in dem Darkover-Roman "Der verbotene Turm". Aber diese Frau stand real vor mir!

Ohne eine Antwort abzuwarten, sagte die Jolly-Joker-Frau zu mir: "Jetzt weiß ich, wer Du bist: Du kommst aus dem 21. Jahrhundert und bist die Hexe Hanna, die 2039 im fliegenden Rollstuhl die Schwester des Elfenkönigs, Deine Großnichte, vor dem Überfall des Trolls mit dem Drachen gerettet hat! Aber Du siehst jünger aus als auf den Holos." Ich wurde ärgerlich: "Noch bin ich gut zu Fuß und fahre Bus oder U-Bahn, aber nicht Rollstuhl." "Dann hast Du den Rollstuhl nur als Flugobjekt benutzt, und das mit Deiner Gebrechlichkeit war nur Legende?" fragte die Jolly-Joker-Frau zurück. Ich murmelte eine ausweichende Antwort, man soll ja Verrückten nicht widersprechen. Ich verkniff mir eine Antwort á la Loriot in der Art: "Solange ich über geschlossenen Ortschaften nicht über 50 km/h fliege, ist es schließlich nicht verboten..."

Stattdessen fragte ich höflich: "Und wer bist Du?" Die Frau zögerte kurz und antwortete dann: "Ich bin eine Geschichtsstudentin aus dem 24. Jahrhundert. Ich soll mittels einer magischen Zeitmaschine erforschen, woher die Gene für Magie des Elfenkönig-Geschlechtes stammen, ob von den Gast'schen Vorfahren aus Sachsen oder von den französischen Vorfahren. By the way – wusstest Du, dass Du der Heiligen Johanna, der Cousine einer Deiner französischen Vorfahren, sehr ähnlich siehst? Ich war vorgestern bei ihr und habe auch ihre

Verbrennung auf dem Scheiterhaufen gefilmt. Willst Du die Aufnahme mal sehen?" Ich winkte ab. Ich hatte genug von der verrückten Frau. Aber woher bloß kam sie mir bekannt vor? Irgendwann in meiner frühen Kindheit gab es jemanden, vor dem ich Angst hatte und der so wie sie aussah. War diese Frau vielleicht Babysitter bei uns gewesen? Aber dann könnte sie nicht so jung aussehen. Die Jolly-Joker-Frau wirkte auf mich wie Anfang dreißig. "Mir kommt es vor, als wäre ich Dir schon einmal begegnet", sagte ich schließlich.

"Vielleicht in den fünfziger Jahren. Da war ich gestern und habe die Gene der Familie Gast sondiert. So etwas ist vor allem für Kinder nicht sehr angenehm, doch für die historische Forschung war es unerlässlich. Schließlich ist ja eines der Gast'schen Mädchen die Großmutter des ersten Elfenkönigs gewesen.

Sie unterbrach sich: "Drek, wenn ich noch mehr aus meinem Jahrhundert ausplaudere, kriege ich noch Ärger mit den Renraku-Cops, sorry." Mit diesen Worten sprang die Jolly-Joker-Frau auf und rannte aus dem Lokal.

Meine Freundin neben mir erwachte und räkelte sich: "Jetzt bin ich doch bei der langweiligen Musik fast eingeschlafen. Du auch?" Ich nickte: "Und sogar geträumt habe ich!"

November 1996



Der Jolly-Joker

Das terranische Neujahrsfest

Die folgende Geschichte spielt auf einem mittelalterlichen Planeten, auf dem die Terraner einen Raumhafen unterhalten.

Januar 1989

Kris n'ha Camilla erzählt:

Ich hatte eine schwere Erkältung, eine terranische Virusgrippe, die mich daran hinderte, von meiner Arbeit im Raumhafen der Terraner zum Mittwinterfest nach Hause zurückzukehren. Es tat mir gut, die Feiertage bei den Terranern zu verbringen, wo ich als Dolmetscherin arbeitete. So blieben mir die wehmütigen Erinnerungen erspart, die sonst wieder hochgekommen wären. Letztes Mittwinterfest waren ja noch Margali und Camilla da...

Die Terraner feiern den Jahreswechsel ähnlich wie wir. Sie nennen es Silvesterfeier. Ich feierte es nun zusammen mit einigen terranischen Zimmernachbarn aus dem Wohntrakt des Raumhafens. Es waren alles unverheiratete Leute, die keinen Urlaub bekommen hatten. Die Terraner haben einen sehr merkwürdigen Brauch in der Neujahrsnacht: Während sie sonst das ganze Jahr ihre Maschinen das Essen zubereiten lassen, wird es Silvester von Hand zubereitet. Es ist außerordentlich gemütlich. Ungefähr vier bis sechs Leute sitzen um einen Topf mit Speiseöl herum, der mit einer Spiritusflamme erhitzt wird. Jeder bekommt einen gabelartigen kleinen Spieß, mit dem er Fleischstückchen oder Gemüsestücke ins Öl hält, bis sie gar sind. Die Terraner nennen das "Fondue". Dabei werden Geschichten erzählt. Beim Fondue-Essen hat man viel Zeit. Es dauert den ganzen Abend, bis man satt ist.

Gegen Mitternacht wird zu Silvester normalerweise auch bei den Terranern getanzt. Wir waren allerdings diesmal alle zu erkältet und zu matt, darum wollte keiner tanzen.

Punkt Mitternacht lassen die Terraner chemische Substanzen knallend verbrennen - ein schrecklicher Lärm! Zum Teil gibt es auch farbenprächtiges Feuerwerk, aber ich bin froh, dass solches Zeug außerhalb der terranischen Handelsstadt beim Raumhafen verboten ist

- sonst würde noch der ganze Planet abbrennen. Für diese fürchterliche Knallerei bekam ich zwei Erklärungen von den anwesenden Terranern:

- 1) Mit dem Feuerwerk werden die bösen Geister des alten Jahres vertrieben. (Aber was ist mit den guten Geistern, sind diese schwerhörig?)
- 2) Eine der Geschichten, die beim Fondue-Essen erzählt wurden, handelte davon, dass während eines Atomkrieges (oder war es Napalm?) auf Terra ein Göttersohn in einem Luftschutzkeller geboren wurde, der später die Kriege auf Terra abschaffen würde. In der terranischen Mythologie thront er jetzt auf Wolken. Zur Erinnerung an diesen "Friedefürst" wird jeden Winter zur Mittwinter-Sonnenwende mit Knallerei sein Geburtstag gefeiert.

Als ich in der Neujahrsnacht bei der Feier stark husten musste, fragte ich die anderen, warum die terranische Medizin nicht den Grippevirus ausrotten könnte. Daraufhin erzählte einer die Geschichte von der Grippe:

"Vor langer, langer Zeit, kurz bevor die Menschheit die Raumfahrt erfunden hatte, tauchten auf Terra plötzlich mitten aus der Luft fremde Personen auf. Die Terraner waren völlig überrascht, da sie Teleportation nicht mehr kannten. Die letzten terranischen Menschen mit Psi-Begabung hatten sie ein Jahrhundert zuvor als Hexen verbrannt gehabt, weil diese ihrer technischen Religion im Wege waren. Die Fremden zeigten Anzeichen einer schweren Krankheit und wurden sofort in das modernste Krankenhaus von Terra gebracht. Dort aber steckten sie das Personal mit ihrer Krankheit an, und binnen kurzem erkrankte die ganze Menschheit, und viele Tausende starben. (Der Erzähler sagte hier, dass Millionen von Menschen starben, aber das halte ich für unglaublich). Diese Krankheit war die Grippe. Kurz bevor auch die kranken Fremden starben, sagten sie zu den Menschen des Planeten Terra: "Wir sind die letzten Überlebenden unserer Rasse. Wir waren Euch in der Technik weit voraus und beherrschten die Milchstraße. Es gab keine Krankheiten mehr bei uns, bis dieser Grippe-Virus auftauchte und uns ausrottete, weil wir keine Abwehrkräfte in unseren Genen mehr hatten. Wir empfehlen Euch Terranern, diesen Virus zu behalten. Bei Euch sterben erst wenige Menschen daran, weil Ihr noch nicht degeneriert seid. Solange Ihr den

Grippe-Virus nicht ausrottet, werdet Ihr mit jeder Art von Krankheitskeimen fertigwerden, die Ihr im Weltraum aufgabelt..." Und so plagt sich die Menschheit bis heute jeden Winter mit Erkältungen, und die Ärzte sehen tatenlos zu."

Ob man mich mit diesen Geschichten foppen wollte, weiß ich nicht. Zumindest sind sie schön erfunden.

Kris n'ha Camilla, im Raumhafen der Terraner



Winter in St. Albani
(bei der Garteneisenbahn)

Alizas Pferde

Wenn Kolonien im Weltraum keinen Kontakt zu anderen Siedlungen haben, und der Planet einfachen Ackerbau ermöglicht, sinken sie meist in vorindustrielle Zivilisationsstufen zurück, wenn nicht Übervölkerung und Kriege einen hohen technischen Stand erzwingen. Die Erinnerung an Terra und die Raumfahrt degeneriert dann zu Mythen. So entstand die Erzählung über die Herkunft der Pferde auf einem Planeten, den ich wegen Copyright-Problemen hier nicht nennen kann: Die Pferde und einige andere Haustiere dort stammten eindeutig von terranischen Tieren ab, was sich durch Gen-Analysen beweisen ließ. Das Siedlerschiff hatte aber, so sagen die terranischen Unterlagen, keine Tiere an Bord. So bleibt nur die folgende Erklärung:

Februar 1991

Die Legende

Als die ersten Menschen aber anfangen, Ackerbau zu treiben, zwangen die stärkeren Menschen die schwächeren, den Pflug zu ziehen und die Lasten zu tragen. Das ergrimmte die Götter, und sie schickten Schneestürme, um die Menschen zu strafen. Eine Göttin aber hatte Erbarmen, einige nennen den einen Namen, andere einen anderen, in den Bergen aber sprechen sie alle von der Göttin Aliza, die im Flachland unbekannt war. Diese Göttin stieg vom Himmel, setzte einen großen Kessel Wasser auf, und als er kochte, ließ sie die Menschen, die sie verehrten, Kartoffeln und andere nahrhafte Speisen als Opfer in den Kessel hineinschütten. Die Göttin Aliza rührte den ganzen Winter die Suppe im Kessel, und als im Frühjahr der Schnee schmolz, stiegen aus dem noch warmen Kessel die ersten Pferde. Aliza aber starb vor Erschöpfung und wird dafür heute noch von vielen Pferdezüchtern heimlich verehrt.

Die Wirklichkeit

Bei der Bruchlandung auf dem neuen Planeten hatten die Siedler glücklicherweise Samen von vielerlei Nutzpflanzen dabei. Nachdem die Navigatorin trotz ihres zerstörten Computers ausgerechnet hatte, wann Herbst-Tag-und-Nachtgleiche und wie lange das Jahr des neuen Planeten ist, beschloss man, zum Herbst das vorrätige Wintergetreide auszusäen. Die Vorräte waren nicht groß, und alles wurde von Hand umgegraben, denn für die Motorpflüge fehlte der Treibstoff.

Schon bei der ersten Gemüseernte hatten den Menschen Nagetiere verschiedener Größe zu schaffen gemacht, und erst recht nach der Nussernte im Herbst wurden diese Tiere zur Plage. Die Siedler mussten die Lebensmittel an Haken an der Decke aufhängen und mechanische Fallen in den Beeten aufstellen. Es wurde lange beratschlagt, ob es nicht passende einheimische Tiere gebe, die als "Mäusejäger" und als Zugtiere verwendet werden könnten. Auch bräuchte man Vieh zur Milchgewinnung . . .

Die bruchgelandeten Männer und Frauen beschlossen in der Vollversammlung, zu versuchen, ob sich einheimische Tiere domestizieren lassen. Es wurde gerade diskutiert, eine Art Wölfe, die sie nachts heulen gehört hatten, einzufangen und zu zähmen, als sich eine zierliche Frau, die in dicken Decken gehüllt war, hustend zu Wort meldete: "Die Gen-Bank für den Zoo von Zeta 4 ist noch intakt, ebenso der Notstrom-Reaktor der Biostation. Wir könnten uns ein paar irdische Haustiere in dem zur Gen-Bank gehörigen Nährstoff-Bruttank ausbrüten." Es erhob sich ein Stimmengewirr. Alle schauten zu der Frau hin. Alice war Südamerikanerin und Biologin. Sie sollte auf dem Planeten Zeta 4 einen Zoo aufbauen. Sie hatte zwar die Bruchlandung ohne Verletzungen überstanden, aber das raue kalte Klima des Planeten zwang sie, die meiste Zeit mit einer Lungenentzündungen im Lazarettzelt zu verbringen.

Das Stimmengewirr steigerte sich zum Tumult. Der Versammlungsleiter schlug mit einem Hammer mehrmals energisch auf den Tisch, bis die Diskussion wieder in geordneten Bahnen verlief. "Irdische Tiere können die Ökologie des Planeten gefährden", wandten einige der Siedler ein, "man denke nur an die Kaninchen in Australien oder die Hochleistungsrinder in Afrika, die Steppen in Wüsten verwandelten." Schließlich meldete sich einer der ruhigeren Männer zu Wort. Er schwieg, bis alle ruhig geworden waren, dann sagte er leise: "Wir könnten ja ein paar wichtige Haustiere auswählen, die der Ökologie dieses Planeten nicht schaden, z. B. Haushunde und Pferde."

Dann wurde Alice gefragt, von welchen Tierarten sie eingefrorene Embryos habe. Daraufhin erklärte sie: "Wir haben keine Embryos, sondern Chromosomensätze von mehreren tausend Tierarten

eingefroren. Mithilfe des Computers der Biostation kann ich die Chromosomen so zusammensetzen, dass für das hiesige Klima angepasste Individuen entstehen. Das erspart uns einige Jahrzehnte an Züchtungsarbeit."

Alice wurde beauftragt, an ihrem Computer einige Vorschläge auszuarbeiten. Sie saß die ganzen nächsten Tage am Bildschirm im Raumschiffswrack, um der Kälte angepasste Tiere zu "komponieren", wie sie das nannte. Dann erschien sie wieder vor der Vollversammlung, wo sie ihre Ergebnisse vortrug: ". . . diese Katzenart klettert nicht auf Bäume und gefährdet keine Vogelnester. Ich bin sicher, dass sie nur die kleinen Nagetiere jagt, die uns so zu schaffen machen, aber keine größeren Tiere..." In dieser Art beschrieb sie etwa ein Dutzend Haustierarten. Als sie geendet hatte, gingen die Zuhörer nachdenklich auseinander.

Nach tagelanger Diskussion und intensiver Untersuchung der Pflanzenwelt in der Umgebung wurde in einer der nächsten Vollversammlungen beschlossen, Pferde, Kühe und Schafe, sowie Hunde und Katzen in der Retorte auszubrüten. Auf Kaninchen, Hühner und Ziegen wurde verzichtet, weil man Angst hatte, das ökologische Gleichgewicht des Planeten zu stören. Einige hatten diesbezüglich entsetzliche Vorahnungen von Ziegen, die ganze Berge kahl fraßen, und Hühnerscharen, welche die Getreidefelder heimsuchten. Außerdem gäbe es eine große Vielfalt einheimischer Vogelarten, darunter auch größere, die man domestizieren und zum "Eierproduzenten" züchten könne.

Auch hinsichtlich der Kühe gab es Bedenken, obwohl Alice versicherte, dass ihre ausgewählte isländische Rinderart der Pflanzenwelt, soweit sie im Bereich der Bruchlandungsstelle erforscht sei, nicht schaden würde. Einer der Siedler, der Zukunftsvisionen hatte, sagte dazu, er habe in seinen Träumen keine Zukunftsvariante mit Kühen sehen können. Insgesamt war bei der Abstimmung die Mehrheit für das Ausbrüten irdischer Haustierarten nur sehr knapp.

Nach dieser Vollversammlung taute Alice die passenden Chromosomensätze auf, fügte sie wie berechnet zusammen und setzte die Bruttanks in Betrieb. Ein halbes Dutzend Techniker hatte vorher

alles überprüft und die Tanks an den Reaktor der Genbank angeschlossen. Nun mussten die Menschen abwarten. Die Apparatur wurde rund um die Uhr von Technikern überwacht. Alice schaute immer mal wieder vorbei, wenn es ihr Husten zuließ.

Zuerst wurden die Kätzchen und jungen Hunde "geboren", bzw. aus dem Bruttank genommen. Zwei der Siedlerfrauen und ein durch die bei der Bruchlandung erlittene Verletzung behindertes Mannschaftsmitglied spielten Pflegemütter. Es war viel Arbeit, die jungen Tiere mit einem Schwamm (statt des Leckens eines Muttertieres) sauber zu halten und mit der Flasche zu füttern. Aber letztendlich erreichten 4 der ursprünglich 8 Kätzchen und 6 der 8 Hundewelpen das Erwachsenenalter und lernten, Jagd auf die störenden Nagetiere zu machen.

Gegen Ende des Winters, der länger als zuhause auf der Erde dauerte, wurden die Rinder und Schafe geboren. Für diese mussten ein Dutzend Männer und Frauen, die sich mit Viehzucht auskannten, zum Pflegen und Füttern mit der Flasche abgestellt werden. Mit den jungen Rindern und Schafen gab es von Anfang an Probleme. Die Schafe starben wenige Wochen nach der Geburt an einem Virus, die Kälber kränkelten ebenfalls, überlebten aber.

Inzwischen hatte man eine einheimische schafsähnliche Tierart entdeckt¹, welche die Siedler wegen des dicken Felles "Wollys" nannten. Die Muttertiere gaben Milch, die an Ziegenmilch erinnerte, und aus der man Butter und Käse machen konnte. Die Menschen fragten sich am Anfang, ob diese Wollys Haustiere der geheimnisvollen einheimischen Humanoiden waren, aber diese Frage ließ sich nicht beantworten. Rückwirkend sah man später den Tod der Schafe als Fügung der einheimischen Gottheit, die keine Konkurrenz zu den Wollys auf diesem Planeten haben wollte.

Am längsten dauerte das Ausbrüten bei den Pferden. Es wurde schon Sommer. Ungeduldig erwartete die ganze Kolonie den Tag der Geburt der 8 Pferde. Die Pferde waren den Siedlern nämlich besonders

¹ Insgesamt war die Tierwelt ihrer neuen Heimat den Tierwelten Europas und Amerikas ähnlicher als die Tierwelt Australiens, so als ob der neue Planet vor maximal 1 bis 10 Millionen Jahren terraformiert worden sei.

wichtig. Damit die Fohlen, deren Bindung zum Muttertier sehr stark ist, nicht verhaltensgestört wurden, brauchten sie individuelle "Pfleagemütter". 8 Frauen waren ausgesucht worden, die für die sonstige Arbeit entbehrlich waren, aber genug Geduld für Babys bewiesen hatten, ohne selber gerade kleine Kinder zu haben oder schwanger zu sein. Es waren Katerina, Amanda und weitere 6 Frauen, darunter Alice selber, deren Lungenentzündung inzwischen abgeklungen war.

Mitten in der Nacht wurde Katerina plötzlich wachgerüttelt. Vor ihr standen Alice und Amanda mit einer Öllaterne. "Wir müssen die Fohlen aus den Bruttanks holen. Ihre Atmung kann jeden Moment einsetzen und die Plazentas fangen an, sich von der Maschinerie zu lösen." Eilig warf sich Katerina ihren Mantel über. Hosen und Jacke hatte sie bereits an. Sie liefen zum Wrack des Raumschiffs zur hellerleuchteten Notluke. Im Biolabor blinkten rote Lampen und ein Lautsprecher gab Warntöne von sich, die wie Herztöne klangen. Auf dem Boden vor dem Apparaturen hatte Alice schon Heu ausgebreitet. Wie in der Theorie schon seit langem einstudiert, holten sie die Fohlen aus den Tanks, wuschen die Fruchthüllen ab und rieben das Fell mit Tüchern trocken.

Jede der Frauen hatte ihr eigenes Fohlen mit der Flasche zu füttern und zu bemuttern. Wehmütig dachte Alice dabei, dass schon nach einem Jahr auf diesem Planeten in der Arbeitsteilung nichts mehr von Gleichberechtigung übrig war. Keinem gesunden Mann war es erlaubt, der körperlich anstrengenden Arbeit beim Roden des Urwalds und dem Umgraben der Felder fernzubleiben, um stattdessen mütterliche Aufgaben wahrzunehmen...

Der diensthabende Techniker bediente einige Schalter und klemmte ein Kabel um. Die Kontroll-Leuchten der Bruttanks erloschen. Am Nahrungskonverter, den man in die Bio-Abteilung geschafft und dort an den Notstrom-Reaktor angeschlossen hatte, leuchteten einige zusätzlichen grünen Kontrolllampen auf. Jetzt lieferte er neben der Milch für die Kuh-Kälber auch die passende Pferde-Muttermilch, nachdem Alice ihn in den Wochen zuvor entsprechend programmiert hatte.

"Betet zu Gott, dass der Notstrom-Reaktor der Bioabteilung und der Nahrungskonverter die nächsten Monate noch durchhalten!" sagte Alice leise. "Hoffen wir es!" antwortete der Techniker.

Als der Morgen dämmerte, betrachteten die Frauen ihre Schützlinge genauer. Die Fohlen hatten alle dickes Fell, sahen aber völlig unterschiedlich in Statur und Farbe aus, eines sogar ein bisschen wie ein Esel. Auf die fragenden Blicke erklärte Alice: "In diesen 8 Fohlen sind fast alle Gene der für Gebirge und kalte Klimate geeigneten Pferderassen sowie von einer Eselsrasse enthalten, Damit lässt sich alles züchten, was man hier auf diesem Planeten vielleicht brauchen wird."

So wuchsen die Fohlen und die Kälber auf. Sie waren sehr verspielt und eine Freude besonders für diejenigen Siedler, die in der Viehzucht und im Umgang mit Pferden bereits erfahren waren.

Im Spätherbst bekam Alice wieder ihre Lungenentzündung, als sie beim Spielen mit ihrem Schützling auf der Weide von einem Unwetter überrascht wurde. Die anderen wollten sie deshalb von den Fohlen fernhalten, da ja einige Krankheiten von Menschen auf Tiere übertragen werden können. Alice aber verteidigte sich, dass ihr Husten nicht ansteckend sei; weder für Menschen noch für Tiere. Möglicherweise war dies eine Notlüge, aber die anderen glaubten ihr und ließen sie weiterhin ihr Fohlen versorgen.

Nachdem im zweiten Winter auf diesem Planeten die Vorräte aus der Bordapotheke zuendegegangen waren und der Nahrungskonverter nicht mehr funktionierte, um Medikamente zu synthetisieren, verschlimmerte sich Alice Lungenentzündung, und eines Morgens fand man sie tot neben ihrem schlafenden Pflegling. Die anderen trauerten sehr um sie, aber andere Sorgen und die Fülle der Arbeit ließen den Menschen wenig Zeit zum Trauern.

Im dritten oder vierten Winter jedoch, es war der schlimme Hungerwinter, gab es eine Katastrophe: Eines Nachts schlugen die Hunde an, aber auch so hörte man Lärm vom Rinderpferch. Als die Männer mit Lanzen und Messern bewaffnet dorthin eilten, waren alle Rinder und ein Teil der Wollys tot, von Wölfen, bzw. wolfähnlichen

einheimischen Raubtieren zerfleischt. Die Pferde waren glücklicherweise im geschlossenen Stall gewesen und deshalb unversehrt geblieben, aber die Rinder und Wollys hatten nur überdachte Unterstellplätze auf der Weide gehabt, da es Kälte- und Schnee-resistente Rassen waren. Das Fleisch der toten Tiere und das der von den Männern getöteten Wölfe wurde eingefroren und rettete gegen Ende des Winters die Menschen vor dem Hungertod. Neue Kühe konnten aber nicht mehr ausgebrütet werden, da die Apparaturen und der Reaktor nicht mehr funktionierten. Ein kleiner Trost war, dass Alice dies nicht mehr miterleben musste.

So kam es also, dass der Mensch auf diesem Planeten von den vielen Haustierarten nur Pferde, Hunde und Katzen von Terra mitgebracht hatte.



Die Erschaffung der Pferde

Das Schlaflied

Die folgende Geschichte spielt auf einem mittelalterlichen Planeten, auf dem die Terraner einen Raumhafen unterhalten.

Kris n'ha Camilla erzählt:

Meine Freundin Salissa, die wie ich den Beruf der Dolmetscherin für Terranisch gelernt hatte, war Mutter geworden. Sobald wie möglich gingen Kati und ich hin, sie zu besuchen. Der Mann von Salissa war abwesend, er hielt sich beruflich in L., der Hafenstadt, auf. So etwas gehörte sich bei uns nicht: Anständige Männer haben bei der Geburt ihres Kindes anwesend zu sein und der werdenden Mutter die Hand zu halten! Nur Terraner machen so etwas, dass sie abwesend sind. Aber leider ist für viele Männer der Beruf näherliegend als die in Wirklichkeit wichtigen Dinge des Lebens.

Natürlich wollten Kati und ich das Baby gleich sehen. Aber erst nach einer Weile ließ uns die Haushälterin in den Salon; das Baby schrie gerade, es hatte Hunger. Unsere Gildenschwester Anya, die als Pflegerin des Babys fungierte, ging eine Milchflasche holen, die Muttermilch reichte nicht. So eine Milchflasche für Babys ist eine typisch terranische Erfindung; bevor die Terraner auf unseren Planeten gekommen waren, hätte man eine Amme finden müssen, oder das Baby wäre verhungert, wenn die Muttermilch nicht reichte. Außerhalb der Hauptstadt mit den Raumhafen der Terraner ist das heute noch so. Ich war übrigens überrascht, Anya als Baby-Pflegerin zu erleben, ich hatte gedacht, sie sei nur Heilerin für Tiere. Aber wie ich jetzt sah, verstand sie sich genauso gut auf die Versorgung von Menschen.

Ich wollte das Baby gerne in den Arm nehmen, aber Salissa lehnte es ab. Sie wollte das Baby nicht von Fremden anfassen lassen, damit es sich nicht zu sehr aufrege oder sich mit einer Erkältung anstecke. Das enttäuschte mich sehr, ich hätte es doch so gerne in den Arm genommen!

Kati und ich folgten nun Anya in die Küche. Anya, sie ist übrigens Katis Zwillingschwester, bereitete dort gerade künstliche Muttermilch zu. Sie erklärte uns, dass dazu abgekochtes Wasser mit einem terranischen Spezial-Milchpulver verrührt würde. Ich fragte, wozu das Abkochen nötig sei, und Anya erklärte uns, dass die Milch

"keimfrei" sein müsse. Sie benutzte dafür das terranische Wort, weil es keinen Ausdruck in unserer Sprache dafür gibt. Ich sagte nichts dazu. Ich glaube, dass die Terraner zwar viel über die Natur wissen, aber ihre übertriebene Hygiene halte ich doch für eine Art von Aberglauben.

Das Schreien des Babys war jetzt bis in die Küche zu hören. Ich schlug vor, in den Salon zu gehen und es in den Schlaf zu wiegen, aber Anya winkte ab: "Lass nur, ein anderes Mal vielleicht;" und Kati ergänzte: "Wir wissen ja, Kris, wie gut du im Gildenhäus der Amazonen die kleine Janna immer zum Schlafen gebracht hast, aber du kennst ja Salissa. Deine Sehnsucht nach Babys-Wiegen kannst du ja im Gildenhäus ausleben.

Die Haushälterin gab uns heißen Tee und Kuchen, und während die künstliche terranische Milch auf Körpertemperatur abkühlte, plauderten wir. Schließlich schlug ich vor, etwas zu singen, und sang den Anwesenden in der Küche einige Lieder aus den Bergen und auch einige von Terra vor. Letztere hatte mir der terranische Junge Phil beigebracht, den ich mit Kati vor zwei Jahren als Austauschschüler nach Glenn-Intach gebracht hatte. Ich hatte in letzter Zeit wenig Gelegenheit zum Singen gehabt und nutzte diese Gelegenheit. Schließlich sang ich auch das Wiegenlied "Canta di Lysanda", welches Margali mir so oft als Kind vorgesungen hatte. Es ist ein sehr wirksames magisches Schlaflied, wenn es jemand mit Psi-Fähigkeit singt. Damit hätte ich sicherlich Erfolg bei Salissas Baby gehabt...

Als Salissa in die Küche kam, um zu sehen, wo Anya mit der künstlichen Milch blieb, fand sie uns alle schlafend vor. Unwahr aber ist, dass auch die Katze im Sprung zwischen Fensterbrett und Fußboden eingeschlafen wäre und nun schnarchend mitten in der Luft geschwebt hätte. So stark ist meine Magie nun doch wirklich nicht!

Anmerkung

Diese Geschichten enthält Anspielungen an tatsächliche Charaktere im Berlin des Jahres 1992.

März 1992

Der Räuber Allesklau

(Ein Kindermärchen)

Die folgende Geschichte spielt auf einem mittelalterlichem Planeten, auf dem die Terraner einen Raumhafen unterhalten. Während Waldbränden herrscht stets Waffenstillstand in allen Kriegen.

Dezember 1992

Kris ha Camilla erzählt:

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein böser Räuber. Er hieß Räuber Allesklau und hatte eine Burg auf einem hohen Gipfel in den Bergen. Schon als Kind war er sehr böse, zog den Mädchen an den Zöpfen, naschte heimlich in der Speisekammer (hier fügen die meisten Mütter beim Erzählen einige Unarten ihrer Sprösslinge ein, denen sie das Märchen erzählen) und steckte seiner Schwester eine tote Maus ins Bett, um sie zu erschrecken. Wie Ihr seht, war er ganz, ganz böse.

Später stahl und raubte er in den Dörfern ringsum alles, was nicht niet- und nagelfest war, egal, ob er es gebrauchen konnte oder nicht. Alle paar Monate raubte er ein Mädchen, schleppte sie in seine Burg und zwang sie zu allen möglichen Arbeiten. Es gab nämlich keine Frau, die freiwillig in seiner Burg gearbeitet, geschweige denn gelebt hätte. Nach einer Weile wurde er ihrer überdrüssig und schmiss sie aus dem Fenster, so dass sie sich das Genick brachen und starben. Ab und zu verschleppte er sogar junge Männer und zwang sie, alles in seiner Burg für ihn zu tun, was sonst eine Frau tun muss. Er war nämlich sehr böse.

Da gingen die Bauern zum Lord des Landes, dass er sie beschütze, und dieser schickte hundert Gardisten, die vor der Burg des Räubers Wache hielten, damit der Räuber nicht mehr hinauskonnte. In die Burg hineingehen und den Räuber festnehmen konnten sie jedoch nicht, da das Burgtor fest zu war und die Mauern zu hoch waren. So passten sie Tag und Nacht auf, und die Bauern hatten ihre Ruhe. Als aber im Spätsommer die Waldbrände kamen, halfen auch die Gardisten beim Löschen, und der Räuber verließ unbemerkt die Burg.

Im Dorf kochten die Frauen gerade einen riesigen Kessel Fleisch-Suppe für die Männer, die das Feuer löschten. Der Kessel war bestimmt sechs Ellen (3 Meter) im Durchmesser. Es war nämlich ein großer Waldbrand und es gab viele Männer, die beim Löschen halfen. Als nun der Räuber ins Dorf kam, sagten die Frauen zu ihm: "Hallo, Räuber Allesklau, willst du auch etwas Suppe? Es ist ja Waldbrand-Waffenstillstand, wo alle Fehden und so weiter ruhen."

Der Räuber, der seit langem nichts mehr zu essen gehabt hatte, nahm den Kessel, trank ihn halb leer und schüttete den Rest auf die Erde. Die Frauen schimpften, dass doch auch alle anderen was zu essen haben müssten. Da schlug der Räuber den Frauen die Köpfe ab und kehrte in seine Räuberburg zurück.

Alle Menschen waren über diesen Frevel entsetzt, und alle Leron'yn¹ der Sieben Domänen bildeten einen großen Psi-Kreis und bombardierten die ansonsten unbezwingbare Räuberburg mit Haftfeuer. Damals war so etwas ja noch erlaubt, denn es gab zu dieser Zeit noch nicht den Domänenvertrag, der alle solche Waffen verbietet. Die Burg verbrannte bis auf den letzten Stein. Der Räuber aber lachte und raubte weiter alles, was er rauben konnte, denn er hatte unter dem Berg eine Höhle, die sicher war gegen Feuer. Dort lebte er jetzt mit allen seinen geraubten Schätzen. Da die Höhle ein festes Tor hatte, durch das die Gardisten nicht hineinkonnten, lagerten sie wieder Tag und Nacht vor dem Eingang und passten auf, dass der Räuber nicht hinauskonnte.

Als im nächsten Jahr wieder Waldbrände waren und die Gardisten beim Löschen helfen mussten, kam der Räuber Allesklau wieder unbemerkt nach draußen. Diesmal stahl er eine ganze Scheune voller Lebensmittel leer und steckte das Dorf in Brand. Daraufhin erzeugten die Leron'yn ein Erdbeben, damit die Räuberhöhle einstürze, aber der Räuber hatte Gewölbe aus Eisen eingebaut, und so lebte er wieder ein Jahr, ohne dass die Gardisten ihn gefangennehmen konnten.

Im dritten Jahr brach der Räuber wieder den Waldbrand-Waffenstillstand und ermordete einige Bauern, die gerade beim Löschen waren. Da wurden sogar die Götter zornig. Sie nahmen ein

¹ Magier bzw. Psi-Techniker

paar Sterne, machten daraus ein Stern-Matrix-Gitter, bildeten einen Matrixkreis im Himmel und teleportierten den Räuber mitsamt seiner Räuberhöhle und dem Räuberhöhlenberg auf den höchsten Gipfel des Rings um die Welt, wo es besonders kalt ist.

Und wenn der Räuber dort nicht erfroren ist, so friert er dort noch heute. So kalt wie in Zandrus siebter Hölle ist es da ganz bestimmt!

Kris n'ha Camilla

Anmerkung

Diese Geschichte wurde im Siebener-Kurier veröffentlicht, als es noch erlaubt war, Darkover-Geschichten zu schreiben.



Kater Plüschi im Garten, 1991

Klimawandel in Berlin

Zeitweilig befürchtete man am Ende des 20. Jahrhunderts, dass wir auf eine Eiszeit zugehen. Ferner war man sich klar, dass Atommüll-Lager über Jahrtausende bewacht werden müssen, bis die Radioaktivität abgeklungen ist (*oder bis es in der betreffenden Gegend keine Menschen mehr gibt, die gefährdet werden können?*) Der damalige Winter (1996/1997) brachte mich auf den Gedanken, dass es trotz allem Aufheizen der Atmosphäre der Menschheit vielleicht nicht gelingen wird, die nächste **Eiszeit** aufzuhalten, obwohl sie sich ja zur Zeit "so viel" Mühe damit gibt...

Der letzte Wächter (Eiszeit)

Als Aisha zu Frühlingsbeginn Mitte Juni mit ihrer Rentierherde in den Norden kam, fand sie die Stadt Berlin, wo sie immer den Sommer verbrachte, tot vor. Die Weidegebiete im Tiergarten waren zwar einigermaßen aufgetaut und überwiegend frei von Schnee, aber die Kuppeln der Stadt waren noch schneebedeckt, was für diese Jahreszeit auch in der gegenwärtigen Eiszeit ungewöhnlich war. Nur der Alexanderturm¹ ragte wie immer aus den Schneemassen. Im Licht der Mittagssonne erschien das glitzernde Kreuz auf der Kugel des Turms. Aisha musste an ihren Geschichtsunterricht denken: Der Alexanderturm mit dem Kreuz bei Sonnenlicht war von einem Herrscher erbaut worden, der von Gott abgefallen und deshalb in die Hände seiner Feinde gegeben worden war. Aber das war schon viele Jahrhunderte her, lange vor Beginn der Eiszeit. Jetzt aber waren die Gletscher wieder bis zu den Mittelgebirgen vorgedrungen; nur Städte wie Berlin und Hamburg konnten sich gegen die Natur behaupten, indem sie mittels Atomkraftwerken die Gletscherzungen wegschmolzen. Aishas Berliner Freund hatte ihr mal gezeigt, wo unter dem S-Bahn-Ring in speziellen Tunnels gewaltige Warmwasserrohre rund um Berlin das Erdreich auf über Null Grad hielten und somit verhinderten, dass die Gletscher Berlin unter sich begruben. In diesem Frühjahr aber war der Schnee in Berlin nicht geschmolzen, mit Ausnahme eines Bereiches der Weiden des Tiergartens, unter dem sich in alten Tunnels das Atommüll-Endlager von Berlin befand. Das wird den Tiergarten noch für Jahrhunderte schneefrei halten, war Aisha von ihrem Berliner Freund prophezeit worden.

¹ Fernsehturm am Alexanderplatz

Eine verummte Gestalt in einer Art Raumanzug kam auf Aisha zu, ein Wächter des Atomkraftwerks, wie sie wusste. Im Volksmund hießen sie "Wächter des Pluto", sie waren genmodifiziert und vertrugen Radioaktivität. Dafür aber mussten sie getrennt von den anderen Menschen leben. "Ein schreckliches Leben muss das sein!" dachte Aisha immer wieder, wenn die Wächter erwähnt wurden.

"Gott sei mit Dir!" grüßte der Wächter und fragte: "Wer bist Du?"

Aisha antwortete höflich: "Friede sei mit Euch! Ich bin Aisha, die Tochter der Gerla vom Stamme der Dresdner."

"Seid willkommen im Norden, aber leider sind bis auf mich und drei Kollegen vom Atomkraftwerk alle Menschen hier tot. Der letzte Fusionsreaktor ist kurz nach Weihnachten endgültig zusammengebrochen und damit auch die hydroponischen Nährtanks. Es sind alle verhungert oder erfroren. Nur wir Wächter hatten noch ein paar Notrationen mit unserer Spezialnahrung in den Tunnels von Spandau versteckt gehabt." Er unterbrach sich kurz: "Spandau, das war eine kleine Stadt westlich von Berlin. Sie ist jetzt natürlich von den Gletschern bedeckt. Aber unsere Notrationen dort sind jetzt aufgebraucht. In einigen Wochen sind auch wir tot."

"Tot?" fragte Aisha verwirrt, "Ich dachte, Ihr Wächter seid unsterblich."

"Aber nicht doch! Was Ihr Normalos uns bloß andichtet! Wir Wächter sind genmodifiziert und können deshalb nicht an Krebs sterben oder an normalen Krankheiten. Dafür sind wir aber hyperallergisch. Wir leben allenfalls einige hundert Jahre; und da wir in radioaktiver Umgebung am Reaktor arbeiten, sind wir ständig fiebrig und müde – die Körperabwehr gegen Strahlenkrebs ist für uns wie die Abwehr gegen Grippe beim normalen Menschen, bloß eben vom 1. Januar bis zum 31. Dezember und nicht bloß wie bei Euch nur einmal im Jahr – Nee, also schön ist so ein Leben nicht. Wir haben immer Euch Normalos beneidet, die ohne Atemschutz Blumen anfassen dürfen, beziehungsweise durften. Jetzt sind ja alle tot." Das Gesicht des Wächters hinter seinem Anzugshelm wirkte traurig. Jetzt erst wurde Aisha bewusst, was das bedeutete: Wenn Berlin tot ist – dann war ja auch Karlo tot, ihr Freund! Karlo, der Sohn Ingrids vom Stamme der Kreuzberger! Nächstes Jahr hatten sie heiraten wollen. Sie schrie auf.

Der Wächter führte Aisha in den Palast der Republik¹, den ein Herrscher des 21. oder 22. Jahrhunderts **zur Kirche** hatte umbauen lassen. Im großen Saal waren die Toten aufgebahrt. Sie waren von Raureif bedeckt. Die vielen Lampen, die normalerweise den Saal beleuchteten, waren dunkel. Nur schwach leuchtete die Sonne durch die bunten Fenster, die Szenen aus der Bibel, dem Koran und von fernöstlichen Religionen zeigten, die Aisha nicht kannte. Im Mittelpunkt ein großes Kreuz. Auch der Gekreuzigte war von Raureif bedeckt, das im schwachen Licht glitzerte. Drei weitere Wächter in Raumanzügen tauchten auf. "Kannst Du uns einen Gottesdienst abhalten?" fragten sie Aisha. Aisha sah sie fragend an. "Nun, wir haben gelernt: Nur wenn Frauen gleichberechtigt beim Gottesdienst beteiligt sind, ist es gottgefällig. Folglich ist ein Gottesdienst ohne Frauen nicht gültig, oder?"

Aisha lächelte. Die Wächter verstanden zwar viel von Technik. Aber theologisch waren sie offenbar nicht sehr gebildet. Natürlich konnte sie einen Gottesdienst abhalten. Alle Menschen lernen das normalerweise. Schließlich musste jeder Heranwachsende bei der Jugendweihe dies ebenso können wie Rentiere schlachten oder Speere anfertigen. Und bei der Jugendweihe mussten die Konfirmanden sogar den ganzen Gottesdienst selber leiten. Die Zeiten, wo die Gläubigen genug Geld hatten, dies durch Fachleute (Pfarrer, Priester, oder wie das früher hieß) erledigen zu lassen, waren schon lange vorbei. Für alles hatte es damals Spezialisten gegeben: Für die Religion, für die Technik, fürs Rentierschlachten, fürs Heilen, ja sogar für die Liebe. Aber letzteres war wohl nur Legende.

Nach dem Gottesdienst verabschiedeten sich die Wächter. Aisha bot ihnen etwas Käse an, aber sie lehnten ab. Sie würden an den Allergien sterben, wenn sie natürliche Nahrung äßen. Zum Abschied rieten sie Aisha: "Geh in den Süden. Sieh zu, dass Du den letzten Alpentunnel durchquerst, solange er noch passierbar ist. Nördlich der Alpen werden bald keine Menschen mehr leben können ..."

Chris, Dezember 1996

¹ Damals (1996) konnte ich mir noch nicht vorstellen, dass man den Palast der Republik jemals abreißen würde!



Bild: Berliner Dom und Fernsehturm in der nächsten Eiszeit¹

¹ Fotomontage, März 2023.

"Tell-Berlin" (nach einer Klimakatastrophe)

Auf die Idee zu dem folgenden brachte mich die Bemerkung, dass die Archäologen bis jetzt in Jerusalem keine eindeutigen Funde von Tempel und Palast Salomos gefunden haben, und diese folglich nicht existiert haben oder viel kleiner waren als in der Bibel steht. Es gibt dafür folgende Erklärungen:

- a) Es gab weder Palast noch Tempel von Salomo oder er war anfangs sehr viel kleiner, als in der Bibel beschrieben.*
- b) Tempel und Palast Salomos wurden zur Römerzeit sowie später unter den Moslems überbaut; und die Moslems erlauben keine Ausgrabungen auf dem für sie heiligen Gelände von Felsendom und Al-Aqsa-Moschee.*

Ich denke, auch Archäologen können sich irren.

Man stelle sich vor, in etwa 1000 Jahren wird Berlin ausgegraben, siehe folgenden "Bericht" und die Fotomontagen auf der folgenden Seite.

"Bei Ausgrabungen in "Tell Berlin" erwiesen sich die ältesten Reste eines Palastes als ein Bauwerk des **frühen** 21. Jahrhunderts (Grund: Münzen und Bierflaschen-Scherben vom Ende des 20. Jahrhunderts unter den Resten des Fundaments, sowie eine Inschrift, die auf einen Bauherren namens "Humboldt" hinweist)¹. Es gibt somit **keinen** archäologischen Beweis, dass bereits die **Preußen-Könige** (die Hohenzollern) vor dem 21. Jahrhundert über ein Stadtschloss in Berlin verfügten. Ferner fand sich im Ruinenkeller ein Graffiti: "*Fuck Corona*"². Laut C14-Untersuchung stammt sie etwa vom Jahr 2020. Die Archäologen diskutieren zurzeit noch, ob es sich bei der "Corona" um den Namen einer damaligen Königin oder um die Ehefrau des Erbauers des Palastes handelt.

Chris, Januar 2023

Wenn wir Menschen mit dem Verbrauch von fossiler Energie und der Umweltzerstörung so weitermachen, werden die Wüsten sich ausdehnen und der Meeresspiegel ansteigen. Wie es dann in Berlin aussehen könnte, zeigen die (etwas übertriebenen) Fotomontagen auf der folgenden Seite.

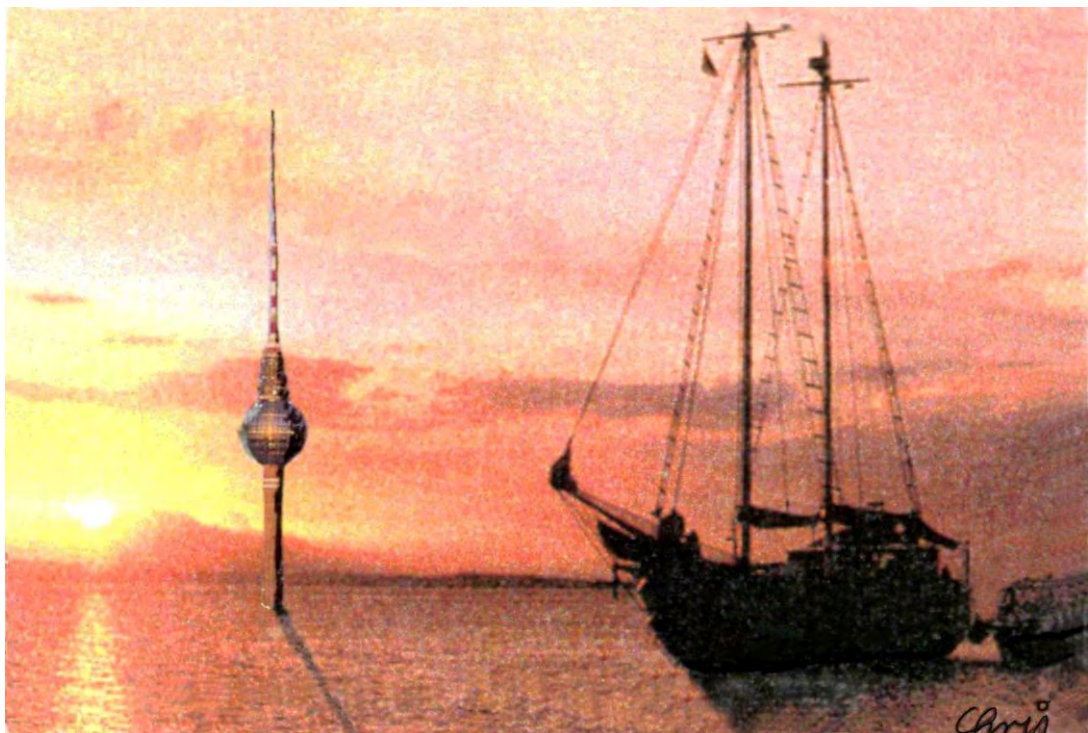
Oktober 2000

¹ Das sogenannte Humboldt-Forum in Berlin-Mitte hat nach außen die Gestalt des früheren Hohenzollern-Schlusses, ist aber ein Neubau aus Beton mit vorgesetzter Fassade (2012 bis 2020 errichtet), während das originale Schloss nach dem 2. Weltkrieg unter Walter Ulbricht gesprengt worden war.

² Corona = Pandemie von 2020 bis 2022. "Fuck" = englisches Schmähwort.



Berlin, Brandenburger Tor, nach einer Klimaerwärmung



Berlin, Alexanderplatz, nach einer Klimaerwärmung

Wenn das Öl alle ist

(düstere Zukunft eines Elektro-Ingenieurs)

Ich hatte meinen Enkeln versprochen, ihnen meinen früheren Arbeitsplatz zu zeigen. Und so war ich an einem schönen Sommertag mit dem achtjährigen Waldemar, dem sechsjährigen Johann und dem fünfjährigen Ottokar von zuhause losgeradelt. Das Korn stand in Blüte. Die Pferde und Kühe auf den Weiden schauten uns auf der Landstraße nach, und außer uns störte kein Mensch die Ruhe der Landschaft.

Am Horizont tauchte ein kleines Wäldchen auf, wurde größer, und als wir dort waren, stellten wir erschöpft unsere Fahrräder an einen Baum. "Warst Du Förster, Opa?" - "Nein", sagte ich, "seht Euch doch den "Wald" an!" Das war kein Wäldchen, sondern nur ein baum- und Gestrüpp-übersätes Ruinengrundstück. Wenige Meter hinter dem "Waldanfang" stiegen wir durch eine Türöffnung in das Gebäude. Vor uns stand die Maschinenhalle. Mächtig türmten sich zur Linken Rohre, Kupferschienen, Ventile und Generatoren. Der Blick auf den hinteren Teil der Halle wurde uns aber durch einen dichten Vorhang aus grünem Laub verwehrt, offenbar war dort das Dach undicht.

"Geht nicht zu nah daran, Kinder! Im Zwischenüberhitzer ist ein Hornissennest." rief ich, als Waldemar versuchte, die Maschinen zu erklettern. Schweigend, nahezu überwältigt von den Maschinen schauten sich die Kinder um. Zu den Fensterhöhlen streckten freundlich die Brennnesseln ihre Köpfe herein und nickten im Takt des Windes. "Wo sind denn die Fenster geblieben?" fragte Ottokar, "die anderen Fenster haben doch alle wenigstens noch Fensterrahmen." Ich schmunzelte: "So, so, dann frage doch mal Mutti, woraus ich unser Treibhaus gebaut habe." Jetzt öffnete ich eine kleine Tür an der Seite. Dahinter starrte uns schwarze Finsternis entgegen. Ich machte den Kindern einen Vorschlag: "Johann, nimm Du die Taschenlampe, und Du, Waldemar, kurbelst den Generator von der Taschenlampe", sagte ich. Und so kamen wir in die nächste Halle.

Dass es ein großer Raum sein musste, hörte man am Hallen der Stimmen; vor uns beleuchtete unsere Lampe ein Stück Schalttafel mit Schaltern, Telefonen, Zeigerinstrumenten, Bildschirmen und jeder Menge Knöpfen, die sich links und rechts im Dunkeln verloren. "Hier

habe ich früher einmal gearbeitet", erklärte ich den Kindern. "Dieses war das größte Spitzenlastkraftwerk des ganzen Bezirkes. Als ich 30 Jahre alt war, wurde es wegen eines "momentanen" Ölmangels "vorübergehend" stillgelegt. Deshalb hat man auch nichts demontiert. Seitdem warte ich, dass dieses "Vorübergehend" vorübergeht."

"Und wovon hast Du seitdem gelebt?" fragte Waldemar. "Tja, äh, zuerst baute ich Holzvergaser für Autos - Ihr wisst doch wohl noch, was ein Auto ist?" - "Ja, natürlich", rief Waldemar aus, "Sonjas Vater hat eines. Er ist nämlich Parteisekretär oder so was ähnliches." "Ach so", sagte ich und fuhr fort: "zwei Jahre später, als auch das Brennholz knapp wurde, kaufte ich ein Pferd und eröffnete unser Fuhrunternehmen, was Euer Vater jetzt betreibt."

Über uns flatterte plötzlich etwas im Dunkeln. "Opa, guck doch mal, was sind das für Vögel?" "Das sind keine Vögel, das sind Fledermäuse. So, und jetzt wisst Ihr, woher wir in der Hungerzeit das Fleisch für den Falschen Hasen hatten. Ihr wisst doch, in der Hungerszeit, als der Schnelle Brüter explodierte. Durch diese Fleischquelle haben wir uns vor dem Verhungern gerettet." - "Aber Opa, der Lehrer sagte, die Leute starben damals an Radioaktivität, nicht an Hunger, und dass es uns viel besser ginge, wenn das Sonnenkraftwerk zehn Jahre eher gebaut worden wäre!" - "Ach was, das ist Propaganda. Jeder erfahrene Ingenieur wird Euch bestätigen, dass selbst beim GAU, dem Größten Anzunehmenden Unfall eines Atomkraftwerkes, keine Radioaktivität freiwerden kann. Damals verdarben wegen Stromausfall alle Lebensmittel in den Kühlhäusern und die Leute verhungerten, das ist alles. Aber jetzt kurbele lieber mal ein bisschen kräftiger am Generator, Waldemar, damit man etwas mehr von der Schaltzentrale sehen kann."

Die Taschenlampe strahlt jetzt heller. "Seht Ihr, die Halle ist riesig. Hier haben -zig Leute gesessen und gearbeitet. Hier allein wurden mehr Megawatt geschaltet, als heute in ganz Europa noch erzeugt werden. Tag und Nacht wurde die Temperatur auf über 20 Grad gehalten, sogar im Winter! Es war auch nicht so duster. Taghell war es hier, wie an einem Sommertag auf dem Felde. Über 60 Watt pro Quadratmeter Raumfläche strahlten die Leuchtröhren ab."

Vielleicht hätten wir ja doch etwas sparsamer mit der Energie sein sollen?

April/Mai 1978

Anmerkung

Diese Geschichte wurde damals in einer Studentenzeitung abgedruckt. Dies war meine allererste Veröffentlichung!

Auch wenn ich Angst vor einem Atomkrieg hatte, hätte ich damals eine Atomkraftwerkskatastrophe wie in Tschernobyl für völlig unmöglich gehalten.

Allerdings drohen uns durch die Klimaveränderung infolge Abgase und den gentechnisch veränderten Pflanzen und Tieren eines Tages größere Gefahren.

Chris 2006

Nachtrag 2023:

Aber auch nach Tschernobyl hielt ich bei unseren westlichen Atomkraftwerken solche Unfälle auch noch für unmöglich. Fukushima war ein Schock für mich. Inzwischen sehe ich die Gen-Technik eher als Hoffnung für die Menschheit und nicht mehr als zu große Gefahr, wenn sie genügend überwacht wird.

Chris 2023

Winter-Ende

(positives Zukunftsbild eines Elektroingenieurs)

Der Autopilot des Motorschlittens zeigte mir an, dass ich mich noch auf der Avus befand, der alten Berliner Stadtautobahn. Als das Schneetreiben nachließ, sah ich, dass ich die Straße für mich allein hatte - kein Wunder, denn Privatleute besitzen keine Motorschlitten. Ich hatte das Glück, einen eiligen Auftrag für meine Firma ausführen zu müssen. Und da der Künstler, dem ich ein Formteil zur Bearbeitung zu bringen hatte, am anderen Ende Berlins wohnte, durfte ich den Schlitten des Betriebes benutzen.

Eine so einsame Schneelandschaft veranlasst mich zum Träumen. Wenn die reifbedeckten Bäume in einer weißen, unberührten Landschaft an mir vorbeiziehen, möchte ich am liebsten zum Augenblick wie Goethes Faust sagen: "Verweile doch, Du bist so schön!" Früher, als es noch Atomkraftwerke gab, schaufelte man den Schnee beiseite. Einige Leute behaupten auch, der Schnee sei früher mit Salz beseitigt worden, aber das halte ich für ein Märchen. Die Schädlichkeit von Salz für Pflanzen weiß man ja nicht erst seit heute! Und den Schnee beseitigte man nur, damit die Leute auch im Winter zur Arbeit fahren konnten. Dass sich das die Gewerkschaften haben gefallen lassen!

Heutzutage wird bei Frost nirgends mehr gearbeitet. Die meisten Leute sind verreist, viele segeln zurzeit irgendwo in der Südsee. Nur ich und ein paar andere Ingenieure aus unserem Betrieb müssen schon zwei Wochen vor Ende der Frostperiode im Werk die neue Saison vorbereiten, denn wenn es warm wird, muss alles gleich wieder funktionieren. Laut Wetterbericht fürs Winterhalbjahr wird es ab Freitag tauen, d. h. bis Montagmorgen muss die Produktion vorbereitet sein.

Da leider die Mode auch vor Elektrogeräten nicht Halt macht, müssen bis dahin also auch die Pressen für die Gehäuse umgerüstet werden. Das ist keine angenehme Arbeit, da die Heizung der Werkhallen nur in der Übergangszeit funktioniert und außerdem wegen des Frostes die Gummiteile an den Maschinen so leicht brechen. Heute Morgen rief

Herr Lehmann, der Künstler unseres Betriebes, an, er sei mit dem Entwurf der diesjährigen Schaltermöbel fertig; wir könnten ihm ja die Formteile für die Spritzgussmaschine bei Gelegenheit vorbeibringen, damit er sie entsprechend abändere. Für mich war das der ideale Anlass, den Motorschlitten der Firma zu beanspruchen.

Jetzt, als die Sonne herauskam, fuhr der Schlitten seine Solarzellen aus und wurde schneller. Ich schaltete die Geschwindigkeitsbegrenzung des Autopiloten ab. Warum soll man nicht auch einmal schneller als 60 km/h fahren, wenn die Autobahn leer ist?

Vor Lehmanns Haus wurde der Schlitten sofort von einer Schar Kinder umringt, die sich auf der Straße eine Schlittschuhbahn angelegt hatten und dort die waghalsigsten Kunststücke probten. Ihre Bitte, ein Stück mitzufahren, musste ich aber ablehnen. Der Empfang bei Lehmann war herzlich. Ich bin im Sommer recht oft auch privat bei Lehmanns. Das Dienstliche war schnell erledigt. Ich gab Alfred, das heißt Herrn Lehmann, die Formteile, und er ging damit in sein Atelier. Dort zeigte er mir noch die neuen Modelle. Ich fand sie schaurig: "Warum sollen denn die Schaltermöbel dieses Jahr ausgerechnet wie Tierköpfe aussehen?" "Warum nicht?" erwiderte er, "Ich habe die verschiedenen Entwürfe der Werbeabteilung am Telefon gezeigt, und sie waren gerade von diesen hier sehr begeistert." Daraufhin ließ ich Alfred im Atelier allein. In ein paar Stunden werde er fertig sein, sagte er.

Inzwischen unterhielt ich mich mit seiner Frau. Wir sprachen über das späte Weihnachten, das dieses Jahr erst Ende Januar stattfand. Als im Oktober der Wetterbericht für das Winterhalbjahr herauskam, stritten sich der Vatikan und die Regierung in Brüssel fast eine Woche lang, ob Weihnachten am 16. Dezember (das war der kälteste Tag nördlich der Alpen) oder am 27. Januar (Schneefall in Rom) sein sollte. In Amerika haben sie es da leichter: Dort wird Weihnachten noch immer an einem festen Datum gefeiert, trotz der UNO-Empfehlung zur Kalenderreform.

Wir waren gerade mitten im Gespräch, als der Sohn des Hauses hereinstürzte: "Tag, Onkel Waldemar. Kennst Du schon den neuesten Witz?" Ich verneinte. Dann fragte er mich nach dem Unterschied

zwischen dem Eisenbahnfahrplan und dem Wetterbericht. "Das Wetter ist langfristiger vorhersagbar", meinte ich. "Nein, das ist der alte Witz." "Nun, der Eisenbahnfahrplan ist nicht so genau wie der Wetterbericht", riet ich. "Auch nicht!" sagte der Junge. "Ganz einfach: Das Wetter ist durch den Willen des Volkes beeinflussbar, der Eisenbahnfahrplan aber nicht." Ich lachte, der Witz war wirklich gut.

Herr Lehmann brauchte etwas länger, und so blieb ich zum Mittagessen. Danach zog ich ein Buch aus der Tasche und las, um den Lehmanns nicht weiter lästig zu fallen.

Plötzlich klingelte es. Kurz darauf kam Frau Lehmann ins Zimmer und bat mich, ihr die Katze fangen zu helfen. Die Nachbarin war an der Tür und beschwerte sich, dass Lehmanns Katze die Obstbäume annage. "Sie spinnt wohl, eine Katze ist doch kein Kaninchen!" war meine spontane Reaktion darauf. "In diesem Falle vielleicht schon", meinte Frau Lehmann. "Das Kätzchen unserer Tochter Natascha, das wir ihr zu Weihnachten geschenkt haben, ist eine amerikanische Neuzüchtung mit Gen-Manipulation. Diese Katzen werden vegetarisch gefüttert und sind dressierbar wie ein Hund, aber ansonsten sind sie normale Katzen."

Mit "dressierbar wie ein Hund" war wohl ein Dackel gemeint (eine sehr eigenwillige Hunderasse). Aber schließlich gelang es uns doch, die Katze ins Haus zu locken. Nur Natascha war nicht aufzufinden, damit sie sich um die Katze kümmert. Schließlich fanden wir sie im Kommunikationsraum, wo sie sich übers' Telefon historische Filme aus der Bibliothek überspielen ließ. Frau Lehmann geriet in Wut. "Bist Du verrückt geworden, so etwas am Tage zu machen? Die Telefonrechnung ist so auch schon hoch genug!" Natascha ließ das kalt. "Nach den Ferien haben wir gleich eine Geschichtsklausur über das 20. Jahrhundert, dafür muss ich mich vorbereiten." Und sogleich fragte sie mich, was "Benzin" sei, wohl in der Hoffnung, dass der Zorn der Mutter verraucht sei, bis ich mit der Antwort fertig bin. Ich kann nämlich technische Dinge sehr gründlich erklären. Aber diesmal musste ich passen. Ich hatte keine Ahnung, was Benzin ist. Jedoch Frau Lehmann wusste es: "Benzin ist ein Reinigungsmittel wie Terpentin und Spiritus. Wir haben selber welches im Haushalt."

"Aber warum regten sich die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts dann so über die hohen Benzinpreise auf?"

Bevor ich gestehen musste, dass ich mich in Geschichte nicht auskenne, klingelte das Telefon. Es war mein Chef. Er fragte wütend, wo ich mit dem Schlitten bliebe, und wer die letzten Stunden das Telefon der Lehmanns blockiert habe. Ich fragte erstaunt Natascha, ob sie etwa beide Fernsprechkkanäle benutzt habe, erfuhr dann aber, dass es in Lehmanns Stadtviertel den sogenannten Zweiten Telefonanschluss noch nicht in jeder Wohnung gebe.

Inzwischen war Alfred fertig geworden, während wir gerade die Katze jagten, und so nahm ich die Formteile schnell wieder an mich und fuhr eilig zum Werk zurück. Für die Schönheit der Natur hatte ich jetzt kein Auge mehr. Glücklicherweise hatte sich mein Chef schnell wieder beruhigt, so dass ich diesen Tag dennoch in schöner Erinnerung behielt.

Oktober 1979

Nachwort von 1998:

Heute ist ein "Zweiter Telefonanschluss" oder noch mehr Telefonanschlüsse in einem Haushalt mittels ISDN weitverbreitet. Die ersten Gen-manipulierten Tiere gibt es bereits. Langfristige Wettervorhersagen sind aber immer noch Utopie.

Yesterday

Als wären sie bestellt, erschienen genau zur 800-Jahr-Feier Berlins einige von Ochsen gezogene Zirkuswagen vor Berlins Bambus-Stadtmauer. Berlin hatte 30 Jahre nach der ökologischen Katastrophe wieder fast 10 000 Einwohner, und so kam der Zirkus gerade richtig.

Nach einer gründlichen Kontrolle am Stadttor wurde der Zirkus in die Stadt eingelassen. Er fuhr die Hauptstraße "Unter den Zitronen" zum "Platz der Republik", wo die Zirkusleute vor dem Reichstag im Schatten einiger Palmen eine Bühne aufbauten.

Als sich gegen Abend eine große Zuschauermenge angesammelt hatte, wurde mit einer Fanfare auf Trompeten die Vorstellung eröffnet. Zuerst führten einige kostümierte Clowns akrobatische Kunststücke auf, dann wurden dressierte Tiere vorgeführt, und schließlich eine Kuh mit zwei Köpfen aus der Ukraine gezeigt, die Kränze mit blauen Rosen um ihre zwei Hälse trug.

Als größte Sensation wurde zuletzt eine echte alte Dampfmaschine auf die Bühne gerollt. Erst wollte die Polizei einschreiten, weil ja kohlendioxidproduzierende Maschinen verboten waren, aber nach einigem Palaver und einem Machtwort des unter den Zuschauern anwesenden Regierenden Häuptlings ließen die Polizisten die Zirkusleute in Ruhe die Dampfmaschine anheizen. Der Zirkus war halt eine besondere Ausnahme.

Die Menge schaute gebannt auf die Maschine. Atemlos sahen sie, wie sich das große Schwungrad in Bewegung setzte und sich immer schneller drehte. Über einen Treibriemen wurde eine kleine schwarze Maschine, die daneben stand, angetrieben.

Und dann ertönte auf einmal Musik! Die jungen Leute unter den Zuschauern waren verwirrt von den seltsamen Melodien und dem ungewohnten starkbetonten Rhythmus. Die waren so völlig anders als die Drehorgeln und die Blasorchester, die an Feiertagen durch die Straßen zogen.

Den älteren Menschen aber kamen die Tränen. Sie kannten die Melodien aus ihrer Kindheit, aus der Zeit vor der Katastrophe. Ein Lied ergriff sie besonders:

Yesterday - all my trouble seemed so far away
Life was such an easy game to play
for I believed in Yesterday
Suddenly ...

Die Großeltern übersetzten es (wenn auch etwas frei) für ihre Enkel:

Ja, gestern ahnten wir noch nicht die Schwierigkeiten,
das Leben war ja sooo leicht und bequem,
denn wir glaubten an das Gestern und das Gestrige.
Aber dann kam plötzlich alles ganz anders...

Aufgeregt gingen die Jüngeren nach der Vorstellung nach Hause, wehmütig die Älteren. Und der Zirkus zog weiter, um die Erinnerung an das "Gestern" auch in die nächste Stadt zu bringen...

Frühjahr 1990

Satirisches

Politischer Alptraum

Langsam kam ich wieder zu mir. Als ich die Augen aufmachte, sah ich, dass ich in einem Krankenhaus lag. Die Atmosphäre eines Krankenzimmers ist unverkennbar. Ich versuchte, mich zu erinnern. Offenbar war der Baum doch nicht beiseite gesprungen, als ich mit dem Auto auf ihn zuraste. Ich fühlte keine Schmerzen. Darüber erschreckt, tastete ich nach meinen Armen - noch da! Mein FüÙe - noch da. Ich fasste nach meinem Kopf - er war auch noch dran, aber statt dem Kinn fand sich ein langer Bart. Anscheinend bin ich lange ohne Besinnung gewesen. Ich versuchte mich zu erheben. "Bleiben sie liegen!" kam eine Schwester hereingestürzt, "der Doktor kommt sofort."

Nach einer Stunde kam er auch. "Na, wie geht's uns denn? Schön, dass wir endlich wach sind, Sie waren über 10 Jahre bewusstlos!"

"Huch", sagte ich, "dann werde ich wohl noch mal von vorne studieren müssen bei dem derzeitigen Fortschritt beziehungsweise dem damaligen Fortschritt."

"Was sind wir denn von Beruf?" wollte der Arzt wissen.

"Elektroingenieur."

"Fein", rief er aus und sprach dann ganz leise weiter, damit es die Schwester nicht hören konnte: "Könnten Sie mir vielleicht am Sonntag mal meine Waschmaschine reparieren? Beim Kundendienst beträgt die Wartezeit jetzt ein dreiviertel Jahr!"

"Na", sagte ich, "Dann mache ich mich am besten selbständig und eröffne einen Installateurbetrieb."

"Das geht nicht", entgegnete der Arzt, "Privatunternehmen sind verfassungswidrig. Es verstößt gegen den Gleichheitsgrundsatz, wenn der eine der Arbeitgeber des andern ist, oder der eine selbständig und der andere Angestellter ist."

"Aha, dann hat beispielsweise die Krankenschwester genauso viel zu sagen wie Sie!"

"Aber nein, natürlich nicht. Ich bin schließlich als Arzt Beamter."

"Widerspricht das nicht dem eben erwähnten Gleichheitsgrundsatz?"

“Wo denken Sie hin? Als Beamter gilt für mich das Beamtenrecht, und das ist von der übrigen Verfassung nach Paragraph, äh, welcher Paragraph noch mal, also nach Paragraph sowieso folgt das Beamtenrecht den hergebrachten Regeln.”

“Wenn ich nun keinen Betrieb aufmachen darf, wo bleibt da das Recht auf Eigentum?”

“Dieses Recht haben Sie. Sie dürfen nicht nur, wie Kritiker früher ironisch sagten, ihre Zahnbürste, sondern auch ein Einfamilien-Wohnhaus oder eine Wohnung, Möbel usw. besitzen, aber die Produktionsmittel gehören dem Volk. Wie sollte man sonst das Recht auf Arbeit im Grundgesetz verwirklichen!”

Der Arzt ging an ein Terminal an der Wand, tippte etwas ein und las dann vom Bildschirm ab: “Sie haben Anspruch auf eine Stellung als Ingenieur in Ihrem Geburtsort oder bei der Post. Wenn Sie sich als verfassungstreu erweisen, können Sie auch beim VEB-Hochspannung arbeiten (wegen der inneren Sicherheit). Bei allen anderen Betrieben müssen Sie sich über die Zentrale Jobvermittlung in Dortmund bewerben. Bei Eltrix können zurzeit gerade einige leitende Posten eingeklagt werden. - Aber nochmals zu meiner Waschmaschine: Ich biete Ihnen dafür zwei Büchsen Leberwurst.”

Ich war verduzt: “Und warum gerade Wurst? Ist die jetzt besonders kostbar?”

“Tja, seit wir unsere Handelsbeziehungen mit allen imperialistischen Staaten abgebrochen haben, gibt es momentane Engpässe auf einigen Gebieten.”

“Ich höre 'imperialistisch', es scheint jetzt also eine kommunistische Regierung zu geben. Aber was ist aus den Parteien wie CDU, SPD und FDP geworden?”

“Die sind vom Bundesverfassungsgericht verboten worden. Wir haben jetzt eine Volksfront-Koalition aus DKP und Grüner Partei. Nur die reaktionäre GAZ¹ ist in Opposition, aber die hat ja kaum noch Mitglieder. Ich würde Sie auch in Ihrem Interesse dringendst davor warnen, denen beizutreten. Schließlich wollen Sie ja im Öffentlichen Dienst arbeiten. Eigentlich müsste die GAZ verboten werden, aber dann hätten wir den Klassenfeind nicht mehr unter Kontrolle.”

¹⁾ GAZ = Grüne Aktion Zukunft; sie war CDU-nah

Nach einigem Überlegen fragte ich weiter: "Darf man eigentlich überhaupt noch auswandern, zum Beispiel nach Amerika?"

"Aber ja, natürlich! Im Grundgesetz gilt doch die Freizügigkeit, Sie brauchen nur ein Einreisevisum des betreffenden Landes an der Grenze vorzuweisen."

"Dann müsste ich an die Botschaften schreiben."

"Die Botschaften der imperialistischen Staaten sind aufgelöst."

"Welche Länder gelten als nicht imperialistisch?"

"Nun, Albanien und die DDR beispielsweise."

"So müsste ich also direkt nach Washington schreiben."

"Das geht auch nicht", sagte der Arzt. "Eigentlich wollte die Regierung eine Postzensur einführen, aber weil das Bundesverfassungsgericht Einspruch erhob, wurde der Postverkehr ins Ausland stattdessen eben ganz eingestellt."

Darauf sagte ich, schon etwas resignierend: "Wie ich sehe, hat sich da ja allerhand geändert." "Jawohl", rief der Arzt da aus, und ohne an das bisher Gesagte zu denken, fuhr er fort: "Wir haben in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte erzielt. Endlich wird in der BRD das Grundgesetz voll und ganz verwirklicht. Auch die Wiedervereinigung mit der DDR wird nicht mehr lange dauern. Die müssen dort auf dem Weg zum Kommunismus nur noch etwas weiter kommen. Im Übrigen wird die freiheitlich-demokratische Grundordnung von unserer Partei notfalls sogar mit dem Leben verteidigt."

Anmerkung

Diese Geschichte ist eine Reaktion auf den sogenannten "Radikalenerlass" in den siebziger Jahren, durch den Kommunisten nicht in den öffentlichen Dienst durften, auch nicht als Friedhofsgärtner oder Lokführer. Ich schrieb sie während meines Studiums an der Technischen Universität Berlin. Der sogenannte "Verfassungsfeind" ist jeweils der politische Gegner, denke ich.

Oktober 1978

Ufo-Satire

März:

In den USA soll ein UFO gelandet sein. Eine deutsche Boulevardzeitung brachte ein Interview mit den Aliens, die aus dem Ufo ausgestiegen waren. Sie seien die letzten Überlebenden ihres Heimatplaneten, der durch eine Klimaveränderung unbewohnbar geworden sei.

Einige Tage später wurde das UFO von der amerikanischen Polizei mitsamt den Aliens vernichtet, nachdem ein Gericht im Eilverfahren rechtskräftig festgestellt hatte, dass das UFO mehrere amerikanische Patente verletze, unter anderem ein Patent über treibstoffarme Antriebe, welches ein amerikanischer Konzern von der Treuhand erworben hatte, sowie ein Patent über Antigrav-Antriebe, welches sich ein Bastler hatte erteilen lassen (er hieß Daniel Düsentrieb oder so ähnlich).

April:

Da die interviewten Aliens Ähnlichkeiten mit den Gestalten einer amerikanischen Science-Fiction-Serie hatten, beantragte der Autor dieser Serie die Auslieferung der Redaktion der deutschen Zeitung wegen Verletzung des Copyrights, was die Bundesrepublik Deutschland aber ablehnte.

Mai:

Der amerikanische Antrag auf ein Embargo gegen Deutschland wurde von der UNO mehrheitlich abgelehnt (besonders von Libyen und dem Iran), ebenso der deutsche Gegenantrag, die USA wegen Völkermord an den Aliens zu verurteilen.

Die Argumente der amerikanischen Vertreter waren allen UNO-Mitgliedern einleuchtend:

1. Amerika habe das Recht, illegale Einwanderung zu unterbinden.
2. Aliens sind keine Menschen im Sinne der Menschenrechte.

In einem Interview erklärte der deutsche UNO-Vertreter, dass auch Deutschland die Aliens nicht hätte aufnehmen können - schließlich

wären sie als Wirtschaftsflüchtlinge einzuordnen und nicht als politisch, rassistisch oder religiös Verfolgte...

Anmerkung

Diese Geschichte entstand, als wir keine Darkover-Storys mehr schreiben durften, als Reaktion auf das Schreibverbot durch Marion Zimmer-Bradley.

März 1995

Das Mädchen und der Wolf

Der Wolf: "Hallo Mädels, wohin so eilig?"

Das Mädchen: "Zur Großmutter, sie ist krank. Sie hat angerufen, ich soll ihr ein paar Dosen Bier und ein paar Konserven von Aldi bringen. Guck' mal, Rinderbraten, nur eine Mark neunundneunzig! Schmeckt lecker, kann ich Dir sagen."

Das Brüderchen taucht auf: "Wo bleibst Du! Die Mama wartet schon auf Dich, sie will Dich zum Ballett fahren!"

Dann sieht das Brüderchen den Wolf: "Oh, geil, ein echter Wolf!" ruft er und zieht ihn am Schwanz.

Der Wolf jault auf und reißt sich los. Er denkt: "Wenn die Menschen Rindfleisch essen, dann sollte ich lieber die Pfoten von Menschenfleisch lassen."

Schließlich hatte ja auch er über BSE in den Nachrichten gehört.

Anmerkung

Diese Geschichte enthält eine Anspielung auf die BSE-Krise in England, als die Gefahr bestand, dass Menschen, die Rindfleisch essen von Rindern, die mit Tierkadaver-Mehl gefüttert wurden, an einer Variante der Creutzfeld-Jakob-Krankheit erkranken könnten. Später griff diese Krise auch auf Deutschland über.

Juli 1996

Kämpfernaturen gesucht

(Parodie über Aliens, Gentechnik und Katzen)

Xrem kreuzte drohend seine Fühler: "Wie, Du zweifelst wirklich daran, dass sich diese Gattung "Mensch" vom Planeten Terra für die Besatzung der neuen Jägerstaffel unserer Raumflotte eignet?"

Ptah streckte einen seiner klauenbewehrten Vordergliedmaße in die Höhe und fing eine Kugel auf, die ein Roboter fallen ließ, der an der Decke des silbernen Kubus-Raumes entlang kroch. Dann erwiderte Ptah fest: "Hier habe ich den Bericht unserer Raumsonde." Er sah in die Kugel und las vor: "Bericht der Sonde Bla 17-Port 937-Win. Von den 1024 Erkundungselementen, die auf dem Planeten Terra im System Sol ausgesetzt wurden, konnten 963 wieder eingesammelt werden. Mittels Mikro-Zeittor wurden die Erkundungselemente gleichmäßig über einen Zeitraum von einigen tausend Sonnenumkreisungen verteilt.

Die Exemplare der Gattung "Mensch" aus der ersten Zeitepoche scheinen genügend Kampfeslust aufzuweisen, sie lebten aber vorwiegend in Höhlen und zogen nur aus, wenn sie Hunger hatten. Sie scheiden deshalb für die Raumfahrt aus.

Exemplare späterer Epochen gerieten in Panik und verloren meist jeglichen Kämpferinstinkt, sobald sie unsere Sonden zu Gesicht bekamen. Sie kommen natürlich auch nicht in Frage.

Die Exemplare der letzten Epoche scheinen noch am ehesten geeignet zu sein. Sie zeichnen sich durch höhere Schwefeldioxid-Ablagerungen in den Lungen aus. Sie neigen zur Enthemmung durch Ethanol, aber die wenigen Exemplare mit gutem Kämpferinstinkt scheinen sich nach zwei bis drei Tötungen von Artgenossen zu degenerieren, leben fast nur noch in kleinen vergitterten Räumen¹, die sie für höchstens eine

¹ Ptah meint wohl Gefängnisse, nur dass dort die Riegel außen, nicht innen sind.

Stunde täglich verlassen. Dies lässt unseres Erachtens auf Dementia praecox mit Verfolgungswahn schließen.

Akustische Verständigungs-Signale wurden bei Homo-Sapiens keine festgestellt, dabei haben unsere Sonden den ganzen galaktisch üblichen Frequenzbereich von 20 Kilohertz bis 100 Kilohertz durchgemessen¹.

Wir haben aber von den von Eurer ersten Expedition ermittelten angeblich besonders gut geeigneten Exemplaren "Hitler" und "Stalin" Genproben entnehmen lassen und – natürlich Djäipeck-komprimiert – über Hyperspace an unser Labor übermittelt. Bei den über 1000 Klonen zeigte sich, dass 73 Prozent der Klone keinem Insekt etwas zuleide tun. Bei weiteren Tests zeigte sich bei den Klonen des "Stalin" nur knapp 47 Prozent Kampfbereitschaft gegen Artgenossen und bei den Klonen Hitlers fast Null. Dabei hatten wir ihnen doch als Waffen völlig echt aussehende Plastik-Nachbildungen von terranischen "Schwertern" angeboten gehabt!

Allerdings fanden unsere Erkundungselemente der Raumsonde andere kampflustige Spezies auf Terra, von denen die Sonde uns das Genom einer besonders gefährlichen Art mailte, natürlich ebenfalls per Djäipeck-Kompression. Die Gattung heißt "Miezekatze". Sie jagt alles, aber auch alles, was irgendwie fliegt, und manche Exemplare dieser Gattung können sogar die von einer anderen Spezies erdachten Verschlüsse namens "Türen" öffnen. Unser Testlabor bewies, dass über 90 Prozent aller Klone eines Individuums namens "Kater" dieses angeborene Jagdverhalten und das Fehlen jeglicher Scheu vor Artefakten anderer Intelligenzen aufweisen. Ich empfehle also, für die Kampfbesatzung unserer Flotte den "Menschen" durch die Gattung "Miezekatze" zu ersetzen."

Ptah legte die Glaskugel auf den silbernen Boden vor Xrem ab, steckte seine Vordergliedmaßen wieder unter seinen Leib und richtete seine Fühler hörbereit auf Xrem hin, um dessen Antwort zu erwarten.

August 2005

¹ Der Mensch kann nur bis maximal 20 Kilohertz hören.



"Eine gefährliche Kämpfernatur"
(unser Kater Konrad in Gronau mit Spielzeugschwert, 1979)

Anmerkung:

Der Charakter eines Menschen wird sowohl durch die Vererbung als auch durch Erziehung und Umwelt geprägt, wie man inzwischen nach jahrzehntelangem ideologischem Streit weiß.

Und die Kirche hatte doch recht

Im Jahre 2080:

Das Zölibat ist geblieben, allerdings gibt es kaum noch Priester. Diese wenigen leben aber streng ehelos etc. Es gibt auf der ganzen Welt viele kleine aktive Gemeinden, die von Diakonen bzw. Diakonissen verwaltet werden und völlig demokratisch sind. In jedem größeren Land gibt es einen Priester, der lastwagenweise Oblaten wandelt und Massentrauungen vollzieht. Die meisten Paare lassen sich in Rom trauen, wo der Papst selber jeden Sonntag an Tausenden von Paaren das Sakrament der Ehe vollzieht.

Die Reichen lassen ihre Babys im Jordan taufen. Der Papst weiht einmal im Jahr die Jordanquelle. Damit gilt dann jeder badende Gläubige auch ohne Anwesenheit eines Priesters als getauft. Ansonsten kommt einmal im Jahr in jede größere Stadt ein Priester, der Fließbandtaufen vollzieht.

Die Antibabypille ist abgeschafft. Wie es der Papst vor über 100 Jahren voraussah, ist sie gesundheitsschädlich. Aber heute hat jede Frau eine Sensor-Armbanduhr, die die fruchtbaren Tage anzeigt. Dann wird eben 2 Tage nicht verkehrt. Da inzwischen viele Fromme Schutzimpfungen als Sünde ansehen, ist abzusehen, dass sich das Problem der Überbevölkerung in katholischen Ländern nicht mehr stellen wird.

Nachdem auf einem Konzil festgestellt wurde, dass nicht der Körper, sondern die Seele das Geschlecht eines Menschen ausmacht, ist das Thema Homosexualität in der Kirche erledigt. Auch Homosexuelle und Transsexuelle bekommen das Sakrament der Ehe. Einen Transsexuellen, der sich der Familie zuliebe aber noch dem Körper entsprechend kleidet und nicht der Seele entsprechend, deswegen als Sünder zu verdammen (5. Moses 22, Vers 5), gilt allerdings als übertrieben.

Strittig ist, eine wie schwere Sünde Umweltverschmutzung ist. Immerhin wurde neulich der Chef eines Chemiewerks exkommuniziert, weil er nicht bußwillig war. Zumindest der Einsatz von ABC-Waffen gilt seit der letzten Enzyklika "Bombam Atomicam veto" als Todsünde.

1986 ff

Ungöttliche Komödie

(Parodie auf Juristen und Fundamentalisten)

1. Szene

Sprecher tritt vor den Vorhang:

"Jeder erlebt nach seinem Tod das, an was er im Leben geglaubt hat. Der Christ sieht Jesus, der Buddhist sieht Buddha, der Atheist erlebt nichts, Doch was erlebt eine Science-Fiction-Autorin?"

Vorhang geht auf

Im Hintergrund Hölle à la Dante (Bühnenhintergrund zeigt Panorama mit Feuerkesseln und Teufeln mit Spießen und einer Art Mistgabeln; ersatzweise Tor mit Inschrift darüber: "Hölle" und "Die Ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren.")

Neben dem Tor eine Schalttafel mit Hebeln, wie "Sauerstoff", "Schwere", "Temperatur" und "Umlaufbahn".

Im Vordergrund Schreibtisch mit vielen Büchern und Akten, dahinter sitzt ein Alien (grüne Maske) und Roboter (goldene Maske).

Links stehen oder sitzen eine alte Frau (oder wenigstens ältere Frau) in gewöhnlicher Kleidung und ein kleiner rundlicher Anwalt (in schwarzer Robe, weiß geschminkt).

Der Alien spricht Piepstöne à la R2D2, der Roboter übersetzt:

"Angeklagte, abgesehen von Ihren gruseligen Storys, durch die Ihr Verlag fast pleite machte, werden Sie beschuldigt, niemals den 'Wahren Tempel' auf Alpha-Centauri besucht und dort geopfert zu haben!"

Der rundliche Anwalt (mit hoher Stimme):

Einspruch, Euer Ehren, meine Mandantin hatte vor Beginn der zivilen Raumfahrt gelebt und ist daher nicht schuldig. Übrigens, könnte das Gericht vielleicht die Schwerkraft etwas runterdrehen? Ich bin Marsianer und so viel Gravitation nicht gewöhnt."

Der Roboter und der Alien führen Wechselgespräch mit Piepstönen. Dann nickt der Alien und der Roboter fasst den falschen Hebel an.

Die Alte Frau (die Angeklagte) kreischt auf: "Die Schwerkraft, nicht den Sauerstoff!" Der Roboter piepst wieder und verstellt nun den richtigen Hebel. Eventuell fliegt eines der Bücher vom Schreibtisch nach oben weg, wenn es bühnentechnisch machbar ist. Der Roboter bleibt dann still stehen.

Der Richter zieht Maske auf, um menschlicher zu wirken (Karnevalsmaske, wenn möglich mit Politiker-Gesicht, vielleicht wie

der amerikanische Präsident oder ein ehemaliger deutscher Bundeskanzler).

Der Aliens-Richter mit der Maske: "Angeklagte, Sie werden beschuldigt, niemals den Tempel des Wahren Heils in Chin Ley aufgesucht und dort auch niemals Wang Yi geopfert zu haben.

Der Anwalt: "Einspruch, Euer Ehren, Wan Yi wurde erst um 2070 gezüchtet, nach dem Tod meiner Mandantin."

Der Aliens-Richter: "Nun, Ihr hättet auch Reis oder was immer in Ihrer Kulturepoche üblich war, opfern können. Bei so viel Millionen Jahren Menschheitsgeschichte kann selbst der beste Teufel nicht alle Kulturen im Kopf behalten."

Anwalt: "Meine Mandantin wusste nichts von einem Ort namens Chin Ley."

Alien: "Asien war in jedem Schulatlas, die Angeklagte hätte auch im Reisebüro fragen können, da gibt es sehr fähige Mitarbeiter. Die Angeklagte hätte sogar mit der Eisenbahn hinfahren können. Ferner hätte die Angeklagte auch unter "Tempel des Wahren Heils" in Google nachsehen können. Außerdem steht Ihr nicht im Buch des Lebens."

Der Alien deutet auf ein paar gelbe Bücher (der Zuschauer erkennt sie als Telefonbücher).

Anwalt: "Einspruch, Euer Ehren, dieses Buch ist das Berliner Telefonbuch. Da hat sich meine Mandantin nicht eintragen lassen, um unsittlicher Werbung zu entgehen. Sie brauchte kein Potenzmittel und auch keine Penisverlängerung."

Der Alien nimmt die Menschenmaske ab, Alien und Roboter piepsen sich gegenseitig an. Dann Roboter mit monotoner Stimme: "Einspruch angenommen. Das Gericht nimmt zur Kenntnis, dass Potenzmittel und Penisse nicht für alle Erdenbewohner geeignet sind."

Der Aliens-Richter setzt die Menschenmaske wieder auf und schlägt mit einem Hammer auf den Tisch: "Ich verurteile die Angeklagte zur schlimmsten Folter, die sie je gesehen hat."

Die Angeklagte: "Sorry, ich hatte kein Fernsehen. Ich habe noch nie eine Folterung gesehen!"

Alien: "Was war denn für Sie das Schlimmste in Ihrem letzten Lebensjahr?"

Angeklagte spontan: "Diese nervige Rumsmusik von meinem Nachbarn unter mir, fast jede Nacht!"

Aliens-Richter: "So sei es!"

Anwalt: "Ich lege Berufung ein!"

Aliens-Richter: "Berufung wird zugelassen." Er blättert in einem dicken zerfleddertem Kalender: „Wegen Personalknappheit findet die Verhandlung allerdings erst am —" der Richter zögert etwas "am —". Richter murmelt: "Nein da geht's auch nicht, da ist St. Nimmerlein", blättert hektisch weiter, "Also, die Berufungsverhandlung findet am 30. Februar 813 256 um 14 Uhr statt. Die Berufung hat aber keine strafaufschiebende Wirkung."

Vorhang fällt.

2. Szene

Ein Teufel mit chinesischer Maske und Hörnern tritt vor den Vorhang. Spricht mit chinesischem Tonfall:

"Auch die Hölle muss sparen. Wir peinigen in Billiglohnland. Ich bin Ein-Euro-Jobber. Ein Euro für 1 000 Jahre Folterdienst. Aber wir haben rationalisiert. Unsere Kunden quälen sich gegenseitig. Mann quält Frau, Frau quält Mann." Teufel tritt ab.

Vorhang geht auf.

Ein Zimmer wie in Sartres "Geschlossene Gesellschaft". Spießige Einrichtung. "Rumsmusik" von unten oder vom Hintergrund mit verzerrt klingenden Lautsprechern. Rechts ein Mann mit angesengtem Bart und Rucksack angekettet auf Stuhl, links die Alte Frau aus erster Szene, auch angekettet, beide in Sträflingskleidung.

Der Mann mit türkischem Akzent zum Publikum: "Mir wurden 70 Jungfrauen versprochen für meine Tat, und was kriege ich? – Nur eine, und die ist außerdem alt und lesbisch und lässt sich nicht berühren." (Er zieht an Kette). Die Frau singt unterdessen zum Ärger des Muslim das Lied "Ave Maria" von Bach-Gounod. Sie singt fehlerhaft und setzt immer wieder neu an.

Die Alte Frau unterbricht den Gesang und erklärt zum Publikum: "Meine Gesangslehrerin meinte, ich würde das Lied nie lernen, außer vielleicht, wenn ich hundert Jahre übe. Nun muss ich halt hundert Jahre üben."

Der Muslim: "Und was machst Du dann?"

Die Angeklagte: "Dann kann ich vielleicht die Schubert-Melodie einüben. Die ist noch etwas schwieriger." Fängt wieder an zu singen.

Die Tür (ohne Klinke) geht auf, Anwalt wird von Teufel hereingeführt. (Der Teufel trägt immer noch die chinesischer Maske).

Angeklagte sieht erstaunt ihren Anwalt und unterbricht den Gesang: "Jesses Marie!"

Teufel (mit chinesischem Akzent) zur Alten Frau: "Hiel ist Ihl Anwalt"

Und zum Publikum: "Alte Flau vellückt. Betet an Jesus seine Mama."
Teufel geht und schließt Tür hinter sich.

Anwalt zur Frau: "Hoffst Du immer noch auf Rettung durch Jesus Christus? Allein durch Glauben heißt es doch bei Euch Protestanten!"

Die alte Frau: "Im Prinzip ja. Allerdings heißt es in der Bibel auch: 'Glaube ohne Werke ist tot.' Da habe ich es wohl dran fehlen lassen. Wir Europäer haben das Christentum verkümmern lassen, und diese Lücke haben dann die anderen Religionen gefüllt."

Der Muslim: "Da muss ich dieser Frau Recht geben. Auch ich habe zu wenig getan. Mit Bomben war der missionarischer Erfolg meiner Religion leider auch nicht gerade berauschend."

Anwalt zur Frau: "Du bist nicht haftbar für das Versagen Deiner europäischen Glaubensgenossen. Denke nach! Wo liegt Deine persönliche Schuld?"

Angeklagte zuckt die Schultern: "Zu wenig Mitmenschlichkeit, zu viel Toleranz gegen die Intoleranten?"

Anwalt, aufbrausend: "Ist denn das die Möglichkeit! Du weißt Deine wahre Schuld offenbar immer noch nicht! Glaubst du wenigstens noch an Gott und dass Christus lebt?!"

Angeklagte nickt zögernd.

Anwalt: "Gut, dann kann Dir geholfen werden."

Anwalt zum Publikum: "Da hätte diese Frau der Nostradamus des 21. Jahrhunderts werden können. Und was macht sie stattdessen? Sie schreibt langweilige Science-Fiction, die keiner lesen mag. Mensch, schlimmer kann man seine Talente wirklich nicht vergraben!"

Anwalt zur Frau: "Weiß Du, wer ich bin?"

Die Angeklagte schüttelt den Kopf.

Der Anwalt wirft die Perücke ab und den Talar ab, es kommt eine Frau mit Kette und Kreuz zum Vorschein. "Ich bin die Päpstin, die Du in deinen Science-Fiction-Geschichten für das 27. Jahrhundert prophezeit hattest. Allerdings bin ich erst aus dem 30. Jahrhundert. Weiß Du, so schnell geht das bei uns Katholiken nicht mit den Neuerungen."

Sie zieht ein großes Schlüsselbund aus der Tasche. "Als Päpstin bin ich ein Petrus-Nachfolger und habe folglich die Schlüssel geerbt, die Jesus ihm gab." Sie löst damit die Ketten von dem Muslim und von der Frau.

Anwalt /Päpstin: "Außerdem bin ich eine Reinkarnation von dem Gretchen aus Goethes Faust. Wie heißt es doch am Ende vom Faust?"
Die Angeklagte: "Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Anwalt /Päpstin: "Das steht im 5. Akt von Teil 2, ist aber nicht der Schlussvers. Also, wie heißt der Schluss?"

Der Muslim lächelnd: "Das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Die Päpstin: "Na also!"

Sie nimmt die alte Frau an die eine Hand und den Muslim an die andere und verlässt mit ihnen die Bühne; Entweder durch eine bisher unauffällig Tapetentür oder mitten durch das Publikum.

Der chinesische Teufel kommt in den Raum. Schaut sich um. Lispelt chinesisch: "Wenigstens hätten sie das Licht ausschalten können! Kein Wunder, dass bei dieser enelgieverschwendelischen Einstellung die ganze Erde voll die Hunde ging."

Der Teufel knipst Lichtschalter aus, Bühne wird dunkel.

Vorhang fällt.

ENDE

Anmerkung:

Die Idee zum juristischen Dialog kam mir im August 2006, als mir ein juristisch versierter Bekannter bei der Reklamation einer Computertastatur half ("Gewährleistung" ist mehr als nur "Garantie"). Dabei haben sich mein Bekannter und der Verkäufer, der mir meine Kundenrechte nicht anerkennen wollte, ein für mich als Laien fast surreal anmutendes Wortgefecht von einer viertel Stunde geliefert.

Dies verknüpfte ich mit der Bemerkung eines Kollegen im Büro, der buddhistisch angehaucht ist. Dieser vertritt die weit verbreitete Ansicht, jeder erlebe nach dem Tod das, was seinem eigenem Glauben entspricht.

August 2006

Das "einfache" Leben vor dem Computerzeitalter

*E-Mails sind eine praktische Sache. Sie erreichen ihr Ziel sofort und nicht erst nach Tagen oder Wochen, und man zahlt kein teures Porto bei der Post. Allerdings haben E-Mails auch einige Nachteile, wie etwa die Werbeflut von sogenannten "Spam"-Mails mit teilweise unsittlichen Angeboten, die Computerviren und -würmer sowie E-Mail-Anhänge, die sich nicht öffnen lassen. Da viele jungen Leute diese Nachteile als naturgegeben ansehen und meinen Frust darüber nicht verstehen können, habe ich ein Erlebnis mit E-Mail-Anhängen vom Herbst 2005 hier **satirisch** in das 19. Jahrhundert versetzt:*

Letzten Montag brachte mir der Briefträger wieder einen Waschkorb voll Post. Das meiste waren Werbebriefe, einige davon sogar mit unsittlichen Anträgen. "Seien Sie froh," sagte der Postbote, "dass die Reichspost wenigstens die Päckchen mit den Holzwürmern herausfiltert, die würden sonst glatt Ihren Schreibtisch zerfressen und Ihren Füllfederhalter ruinieren." Ich steckte also die Reklamepost in den Ofen, wenigstens konnte man damit noch das Feuerholz anzünden.

Unter den wenigen richtigen Briefen war auch ein großer Brief von meinem Cousin Etienne aus Frankreich. Ich ging sogleich in die Küche, um meinen Brieföffner zu schleifen, dann setzte ich mich an meinen Schreibtisch und zündete die Petroleum-Leselampe an. Vorher putzte ich sie natürlich noch etwas, was mich einige Minuten kostete. Ein Freund rät mir zu Gaslicht. Die modernen DSL-Glühstrümpfe¹ gäben ein super "Breitband"-Licht, mit dem man schneller lesen könne. Aber das ist mir zu teuer. Dann öffnete ich den Brief.

Der Cousin schrieb mir, er habe neue Daten zum Stammbaum gefunden, die er mir als Tabelle schickt, und einen Negativfilm mit Fotos von alten Bildern, die er für mich abfotografiert hat. Wie es heute ja Mode ist, hat er die Tabelle mit einer Geheimschrift-Tinte gezeichnet. Aber das ist überhaupt kein Problem für mich. Nach ein

¹ DSL ist eine im Jahre 2005 in Deutschland weit verbreitete, breitbandige digitale Verbindung für Computer über das Telefonnetz. "Glühstrümpfe" dagegen benötigte man früher für Gaslampen. Die letzten Berliner Gaslaternen werden zurzeit (2005) auf Elektrobetrieb umgestellt, weil die passenden Glühstrümpfe nicht mehr lieferbar sind.

paar Versuchen mit einigen Chemikalien hatte ich rasch herausgefunden, dass mein Cousin Zitronensaft als Geheimschrift-Tinte verwendet hatte. Ich brauchte das Papier bloß zu bügeln, und schon konnte ich die ersten Worte braun-schwarz auftauchen sehen und lesen. Natürlich darf man dabei nicht zu heiß bügeln, wie beim Bügeln von Seide, sonst verkohlt nicht nur die Zitronensafttinte, sondern auch das Papier.

Anschließend ging ich in unser neues Photolabor, das mein Vater sich im Keller eingerichtet hat. Ich habe gehört, dass es noch immer Haushalte in Deutschland ohne eigenes Photolabor geben solle und dass die Japaner da schon viel fortschrittlicher seien. Ich entwickelte also den Negativfilm von meinem Cousin, ließ ihn über Mittag trocknen und machte mir am Nachmittag von den besten Bildern ein paar Abzüge. Was für ein Fortschritt ist doch das Verwenden von Negativfilmen gegenüber der alten Glasplattentechnik, wo man bei einem verwackelten Foto gleich eine ganze, teure Glasplatte versaut!

Noch praktischer finde ich die Methode von meinem Freund Rainer. Der veröffentlicht seine besten Photos in einer Photozeitschrift, bei der er Mit-Autor ist. Dann kann ich seine Bilder im Presse-Café in der Stadt ansehen. Mit der Pferdendroschke bin ich da innerhalb einer knappen Stunde. Aber es ist gut, dass Rainer kein Kunstmaler ist. Sonst müsste ich jedes Mal zur Dokumenta nach Kassel oder zur einer Vernissage in Köln fahren, um seine Bilder zu sehen.

Anmerkung

Natürlich war es in Wirklichkeit früher einfacher, Post zu lesen. Bilder wurden selbstverständlich als fertige Fotos mitgeschickt, und Zeichnungen waren auch sofort lesbar. Und es verschwanden bei der Post auch nicht mehr Briefe, als heute an E-Mails durch die Spam-Filter verloren gehen. Die Briefe brauchten nur mehr Zeit als heutige E-Mails, bis sie ankamen. Und so "einfach" wie in meiner Geschichte mit den Briefanhängen ist es mit E-Mails in Wirklichkeit leider auch nicht. Ab und zu bekomme ich nämlich E-Mails mit Anhängen, die mein Computer nicht öffnen kann. Im Endeffekt dauert es dann nicht nur einen Tag wie in dieser Geschichte, sondern Tage und Wochen, bis ich die ganze E-Mail lesen kann, wenn ich es überhaupt schaffe.

Oktober 2005

Hat es die DDR wirklich gegeben?

(Geschichtsforschung im 28. Jahrhundert)

Ein Historiker bezweifelt in einem Buch die Existenz von Karl dem Großen; dieser sei eine Geschichtsfälschung des 11. Jahrhunderts. Irgendwann wird man vielleicht auch bezweifeln, dass es einen derart absurden Staat wie die DDR jemals gegeben haben könnte (ein Staat eher nach Kafka als nach Karl Marx). Dies brachte mich auf die folgende Geschichte. Sie spielt auf Boruthia, einem Planeten, der von Psi-begabten Katzenwesen ("Felithenen") beherrscht wird, die im 21. Jahrhundert sozialistische Siedler aus der Gegend von Berlin aufgenommen hatten. Die Geschichte spielt im 28. Jahrhundert terranischer Zeitrechnung. Die Erzählerin Kris n'ha Camilla ist eine Amazone aus einer mittelalterlichen Welt mit terranischer Staatsbürgerschaft, die es vor einigen Jahren nach Boruthia verschlagen hat. Sie arbeitet als Übersetzerin im Raumhafen der Terraner auf Boruthia.

September 1996

Kris n'ha Camilla erzählt:

Da mir mein Job als Übersetzerin im Raumhafen der Terraner¹ auf Boruthia viel Freizeit lässt, konnte ich mich ausgiebig mit den terranischen Sprachen und der terranischen Geschichte beschäftigen. Die Terraner nennen ihren Planeten "Erde", die auch die Heimatwelt der Vorfahren aller von Menschen besiedelten Planeten war. Auf Boruthia war im 21. Jahrhundert ein terranisches Siedler-Raumschiff vom Kontinent Europa gelandet. Die einheimischen Psi-begabten Katzenwesen, Felithenen genannt, nahmen sie freundlich auf, und jetzt im 28. Jahrhundert, beziehungsweise im Annum 378 boruthianischer Zeitrechnung, gibt es in den Städten hier fast genauso viele Menschen wie Felithenen. Die Heimat der Siedler war eine unbedeutende Stadt namens Berlin, die auf Terra irgendwo zwischen den Flüssen Elbe und Oder gelegen haben soll.

¹ Terra ist der Planet Erde, die Einwohner werden von den Bewohnern anderer Planeten "Terraner" genannt. Auf anderen Sonnensystemen werden aber auch die Bewohner der terranischer Kolonien auf den Raumstationen, auf dem Erd-Mond, dem Mars und den Saturn-Monden "Terraner" genannt.

Vor allem interessierten mich die alten terranischen Sprachen des 20. und 21. Jahrhunderts, als die ersten Siedler in den Weltraum zogen. Zwar gibt es dafür keine Hypnose-Sprachlehrgänge im Raumhafen von Boruthia, aber da ich keine familiären Verpflichtungen hatte (leider!), blieb mir nach Feierabend mehr als genug Zeit zum Lernen. Ich selbst hatte bisher recht wenig über die terranische Geschichte gewusst und auch noch nie etwas über Sozialismus gehört, abgesehen von der Klostersgemeinschaft in Nevarsin. So kam es mir sehr gelegen, als vor kurzem ein Student nach Boruthia kam, der im Rahmen seiner Doktor-Arbeit über den Sozialismus des 20. Jahrhunderts auf Terra forschte. Sein Thema war: "Hat es die DDR wirklich gegeben, oder handelt es sich nur um eine Satire von Kafka, die versehentlich oder gar mit böser Absicht in die Geschichtsbücher geriet?" und sein Nebenthema war: "Ist der "Reale Sozialismus" eine Geschichtsfälschung zur Diffamierung des Marxismus?"

In den Kriegen und Seuchen des 21. bis 23. Jahrhunderts waren auf Terra viele Datenbanken über die terranische Geschichte zugrunde gegangen. Der Rest wurde wahrscheinlich gefälscht (die ersten Jahrhunderte des dritten Jahrtausend sind berüchtigt für Film- und Datenbankenfälschungen. Die einzige Möglichkeit für Historiker, ernsthafte Geschichtsforschung anzustellen, besteht heutzutage darin, Ausgrabungen zu machen, oder Planeten aufzusuchen, die vor Ende des 21. Jahrhunderts besiedelt wurden und den Datenfälschern auf Terra unzugänglich waren.

Die zuverlässigsten Archive der ganzen Galaxis sind hier auf Boruthia, denn hier ist Elektronik verboten, und Analog-Schallplatten und Bücher aus Papier kann selbst der geschickteste Computerfachmann nicht so leicht fälschen, und die Psi-begabten Katzenwesen, die sogenannten Felithenen, wachen über dieses Elektronik-Verbot äußerst streng. Für die Katzenwesen und die Tierwelt Boruthias ist Elektrosmog ungefähr so schädlich wie für uns Menschen Röntgenstrahlen und Radioaktivität, glaube ich. Aber auch die Terraner achten im Rahmen ihres High-Tech-Embargos darauf, dass kein elektronisches Gerät nach Boruthia geschmuggelt wird. Sie haben wohl Angst, dass die Psi-begabten Felithenen sie dann in ihrer militärischen Rüstung überflügeln könnten.

Wenn nun Geschichtsforscher die boruthianischen Archive aufsuchen wollen und die alten terranischen Sprachen nicht beherrschen, brauchen sie einheimische Dolmetscher, die ihnen die alten Bücher übersetzen. In einem Zeitalter, in dem Computer das Lesen und Schreiben erledigen, können die meisten Terraner selbst in ihrer Muttersprache nur mit viel Mühe ohne Computerhilfe lesen und schreiben, geschweige denn Texte, die 700 Jahre alt sind. So ist es heute im 28. Jahrhundert terranischer Zeitrechnung nicht ungewöhnlich, dass selbst ein Historiker mit Universitätsexamen weder das Deutsch noch das Russisch des 20. und 21. Jahrhunderts lesen kann, in denen die alten Bücher des boruthianischen "Foreltern-Archiv" abgefasst sind, das noch aus dem Raumschiff der Siedler aus dem 21. Jahrhundert stammt. Aber auch auf Boruthia selbst beherrschen heutzutage nur noch eine Handvoll Leute diese alten Sprachen, darunter inzwischen auch ich.

Da es auf Boruthia auch nicht erlaubt ist, zu fotografieren, obwohl dies theoretisch auch ohne Elektronik möglich ist, bekam ich den Auftrag, für den oben erwähnten Studenten von Terra in den Archiven der alten Stadt Markßwerda die entsprechenden historischen Quellen von Hand abzuschreiben, eine Arbeit, die ich ganz gerne mache. Vor seinem ersten Besuch im Archiv hatte sich der Geschichts-Student einen Mikrocomputer ins Hirn einpflanzen lassen, der ihm zu einem "fotographischen Gedächtnis" verhalf. Durch die terranische Zollkontrolle kam damit er irgendwie, ohne aufzufallen. Aber am Eingang des Archivs von Markßwerda tauchte plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel einer der Katzenwesen vor ihm auf, der scheinbar schlafend im Hof in der Sonne gelegen hatte, packte den Studenten am Kragen und war im nächsten Moment mit ihm verschwunden. Am nächsten Tag brachten die Felithenen den Studenten zurück zum Raumhafen, aber ohne sein Hirn-Implantat!

Also wurde ich nach Markßwerda geschickt, schrieb dort im Foreltern-Archiv die entsprechenden Texte über das 20. Jahrhundert von Hand auf Papier ab (selbst so eine Arbeit ist für Terraner noch zu schwierig) und scannte meine Abschrift im Raumhafen in den Computer, der die Texte textkritisch, literarkritisch und auf andere kriminalistische Methoden auf Echtheit prüfte und dann übersetzte.

Im Gegenzug für meine Hilfe zeigte mir der Student die Ergebnisse der historischen Forschung auf Terra. Die gesicherten Fakten waren (Stand von Annum 378):

- a) Die Sowjetunion hat es wirklich gegeben. Auf dem Mond fanden sich Satelliten der Sowjetunion, die mit Sicherheit keine Fälschungen sind.
- b) Nach einer atomaren Katastrophe in der Ukraine im Jahre 1986 und einem Erdbeben in Armenien im Jahre 1989 ging die Sowjetunion zugrunde. Die Einzelheiten sind noch nicht ganz geklärt. Man beachte aber die Parallelen zum Untergang der minoischen Kultur!

Ungeklärt war hingegen noch der Zustand der uralten Stadt Berlin im 20. Jahrhundert. In boruthianischen Quellen wird sie teilweise als Hauptstadt der DDR bezeichnet, in terranischen Geschichtsquellen (schweizerisches Bunkerarchiv) wird das Berlin des 20. Jahrhunderts als Insel im roten Meer bezeichnet. Ob mit "rotem Meer" ironisch die Ostsee zur Zeit der Sowjetherrschaft gemeint war?¹ Aber sowohl die boruthianischen Archive als auch terranische Quellen bezeugen, dass in Berlin im Jahre 1936 die Olympiade stattgefunden hatte. Also muss es wohl Berlin wirklich schon damals gegeben haben. Allerdings werden auch olympische Spiele in einer Stadt namens Atlanta erwähnt, wobei mir nicht klar ist, ob dieses Atlanta² identisch ist mit dem legendären Atlantis. Zumindest sind die Berichte über das alte Berlin genauso widersprüchlich wie die über das alte Atlantis.

Der terranische Student erzählte mir auch, dass er einem Archäologenteam angehöre, das nächstes Jahr Ausgrabungen in Mitteleuropa vornehmen wolle. Unter einem Barockschloss aus dem 21. Jahrhundert vermuten sie die Keller eines Palastes aus der DDR-Zeit. Man werde sich dabei an die Koordinaten halten, die ich für ihn aus den Unterlagen im boruthianischen Foreltern-Archiv abgeschrieben habe. Selbst wenn sie in den Ruinen des Palast-Kellers

¹ Westberlin (bzw. "Berlin-West") war eine freie Enklave mitten in der DDR. Von daher war die ironische Bezeichnung "Insel im Roten Meer" damals im zwanzigsten Jahrhundert nur zu verständlich.

² Atlanta ist eine Stadt in den USA auf dem Kontinent Nordamerika, Atlantis dagegen soll im Mittelmeer oder im Atlantik gelegen haben.

nur ein paar der legendären Aluminium-Münzen¹ fänden, wäre für die Terraner das schon Beweis genug, dass es die DDR wirklich gegeben hatte. Ich bin ja gespannt, was dabei herauskommt. Für Boruthianer gab es ja nie Zweifel an der Existenz der DDR. Schließlich waren ein Teil der Siedler auf Boruthia im 21. Jahrhundert Kinder oder Enkel ehemaliger DDR-Bürger gewesen.

Der Student versprach mir, mir eine Kopie seiner Doktorarbeit zu schicken.

Einige Jahre später

Mit dem Raumschiff, das Mitte Karlow-Dezember die Heimaturlauber vor Terra zurückbrachte, kam auch der Student wieder, der vor einigen Jahren in den boruthianischen Archiven geforscht hatte, ob es die DDR wirklich gegeben hatte. Der Student wirkte um viele Jahre gealtert. Man hatte zuerst seine Doktorarbeit ablehnen wollen. Es passte gewissen Leuten auf Terra nicht, dass es dort jemals einen funktionierenden Sozialismus gegeben haben soll. Erst eine Bescheinigung von Professor Chamberlain aus Oxford auf Terra, der selbst auf Boruthia gewesen war und die Echtheit des Foreltern-Archiv in Markßwerda bestätigte, verhalf dem Studenten schließlich zum Dokortitel. Aber nun hatte er keine Chancen mehr auf einen Job irgendwo in der terranischen Föderation, und so blieb ihm nur noch die Auswanderung nach Boruthia übrig.

Übrigens, das politische System der DDR soll kaum zu vergleichen gewesen sein mit dem jetzigen Sozialismus auf Boruthia, sagte mir der Student am Schluss. Der Vergleich der Verhältnissen in der damaligen DDR mit den Romanen von Kafka sei gar nicht so abwegig gewesen.

Kris n'ha Camilla, im Raumhafen der Terraner

¹ Einige Münzen der DDR bestanden aus Aluminium.

Das Sanatorium (Fantasy-Satire)

Jeder, der schon mal einen Freund in der Psychiatrie besuchte, weiß, wie trostlos es dort ist. Deshalb wandelte der Konzern XY ein altes Hotel in idyllisch abgelegener Waldlage in eine Klinik mit Hotelkomfort um. Diese war natürlich nur für Privatpatienten und natürlich nicht für gefährliche Patienten. Der Konzern wollte schließlich damit einfach nur Geld verdienen.

Als Personal nahm man gut ausgebildete ausländische Fachleute als Praktikanten, deren Zeugnisse in Deutschland noch nicht anerkannt waren, und ein paar deutsche Ärzte, die aus Gründen, denen der Konzern nicht nachging, lange Zeit arbeitslos waren. Das gab Zuschüsse vom Arbeitsamt für die Wiedereingliederung als Praktikant. Geworben wurde auch mit einem Privat zoo, der in Wirklichkeit eine Außenstelle des Tierasyls der nächstgelegenen Großstadt war. Ob Wölfe und Löwen usw. oder Hunde, Katzen und Meerschweinchen, das machte für die Patienten kaum Unterschied. Außerdem hat der Umgang mit Tieren psychisch heilsame Auswirkung. Dafür sind Schoßhunde und Katzen schließlich besser geeignet als Wölfe und Löwen. Viel Geld für Tierfutter wurde auch gespart, weil man die Tiere mit Essensreste füttern konnte und einen Teil des Tierfutters sich für Patienten eignete, die Schonkost bestellt hatten.

Den ersten Skandal gab es, als im Hotel herauskam, das viele Tiere des Privatzoos nicht lange lebten (nein, nicht weil der chinesische Koch Hundefleisch servierte). Offiziell hieß es, die Klinikleitung könne nicht verhindern, dass die Patienten die Tiere mit zu viel Kuchen fütterten, was diesen nicht bekam. Für einige Patienten war dagegen klar: Man hatte auf sie Giftanschläge geplant und nur, weil sie einen Teil ihres Essens den Tieren gaben, die daran starben, waren sie selbst mit dem Leben davongekommen. Auf eine Obduktion der Tiere wurde verzichtet.

Im Februar kam die Klinik wieder in die Schlagzeilen. Im Treppenhaus waren nachts Schüsse zu hören, und als ein Patient Licht anmachte, sah er dort zwei tote Hunde. Er rief sofort die Polizei an. Von den beiden aus dem Balkan kommenden Krankenpflegern, die

gerade Nachtwache hatten, war nichts zu sehen. Der Polizei erklärte eine Patientin, die einen großen Mischlingshund an der Leine führte, ihr sei neulich der Silberschmuck gestohlen worden, deshalb habe sie jetzt immer zum Schutz einen der Zoo-Hunde nachts in ihrem Zimmer. Wahrscheinlich machen das jetzt die anderen Patienten genauso. Dass die Schmuckdiebe sogar bewaffnet seien, hätte sie nicht gedacht: die armen Hunde!

Die Beamten verzichteten darauf, alle Zimmer nach Hunden und nach Einbrechern zu durchsuchen. Sie warteten nur, bis der telefonisch herbeigerufene "Chefarzt im Praktikum" eintraf. Man durfte ja die Patienten nicht ohne Aufsicht lassen. Dann eilten sie zum nächsten Not-Einsatz. Mochte die Statistik etwas anderes behaupten, aber in Vollmondnächten haben Polizisten und Krankenschwestern immer besonders viel zu tun.

Als die Polizisten am Ende ihrer Schicht (es war schon Vormittag) mit der Spurensicherung wiederkamen, hatte irgendjemand, vermutlich ein Patient, die zwei toten Schäferhunde vor das Haus geschleift. Der eine Polizist wurde stutzig. Irgendwie wirkten die toten Tiere verändert. In der Nacht hatten sie für die Beamte fast wie tote Wölfe ausgesehen! Aber vielleicht war bloß das Licht nachts im Treppenhaus zu schlecht gewesen. Die Polizisten nahmen die toten Hunde mit, um das Kaliber der Waffe zu bestimmen, mit denen sie erschossen wurden.

Die zwei Pfleger der Nachtschicht blieben verschwunden, und es kamen auch keine Schmuckdiebstähle mehr vor. Unter den Patienten wurde aber gemunkelt, die beiden verschwundenen Pfleger wären Werwölfe gewesen. Ein älterer Herr aus dem Obergeschoss, ehemals Hobbyjäger, erklärte, er habe die Werwölfe mit Silberkugeln erschossen. Er bot der bestohlenen Dame an, ihr den geklauten Silberschmuck zu bezahlen. Aber zum Töten von Werwölfen helfe nun mal nur Silber. Aber wieso seien es dann bei Tageslicht vor dem Haus eindeutig zwei Schäferhunde aus dem Privatzoo gewesen? „Ganz einfach“, erklärte der ehemalige Sportjäger, „unter dem Personal, das am Vormittag Schicht hatte, waren halt Agenten, die alles vertuscht haben und die Wölfe durch Hunde ersetzt.“

Die Dame war enttäuscht. Ein so netter sportlicher Herr, aber doch so viel verrückter als sie selbst! „Wie kann er im Zeitalter von UFOs noch an sowas wie Werwölfe glauben“, überlegte sie. Schließlich habe sie mit eigenen Augen schon mehrmals UFOs gesehen, sogar hier aus dem Fenster in der Klinik!

Ein drittes Mal kam das Sanatorium im Sommer in die Schlagzeilen. Eine heftige Explosion, nur einen knappen Kilometer entfernt, erschütterte die Gegend. Im Obergeschoss gingen die Fensterscheiben zu Bruch. Laut Polizei war im Wald eine Fliegerbombe aus dem 2. Weltkrieg in die Luft gegangen. Wäre das in der Stadt passiert, wäre wohl ein ganzer Häuserblock in die Luft geflogen. So aber war nur ein halber Quadratkilometer Wald umgelegt.

Unter den Patienten hatte man aber eine ganz andere Erklärung! Eine Interkontinentalrakete bzw. eine Drohne, die den Patienten auf Zimmer 17 treffen sollte, weil dieser sich im Internet abfällig über eine gewisse Großmacht und ihren Geheimdienst geäußert hatte, traf zufällig ein UFO, welches die Patientin von Zimmer 27 mitsamt ihrem großen Mischlingshund entführen wollte. Diese Patientin wurde nach ihren Angaben ja schon immer von den verrücktesten Typen belästigt. Und da das Pflegepersonal in Wirklichkeit aus Geheimdienstlern der verschiedenen Großmächte bestand, teilten sie sich die Trümmer des UFOs und schickten sie jeweils an die Labors ihrer Regierungen, bevor die deutsche Polizei den Explosionsort untersuchen konnte.

Glücklicherweise gab es unter den Patienten keine jungen Männer, sonst würde es noch Ärger mit Salafisten, Mossad und NSA geben, so sagte zumindest der Patientenrat beim letzten Tag der offenen Tür zu den Pressevertretern.

Chris 2014

* * *

Anhang

Einige Aufsätze



kurzer Lebenslauf

Mein Name ist Hanna-Chris Gast. Ich wurde 1953 als viertes von sieben Kindern in einem kleinen Dorf im Odenwald zwischen Darmstadt und Heidelberg geboren und interessierte mich seit der frühesten Kindheit für Elektrizität, als ich angeblich eine Häkelnadel in eine Steckdose steckte.

In der Schule gefielen mir besonders die Sprachen, für die ich allerdings weniger begabt war als für das langweilige Fach Mathematik. Mit 11 Jahren verschlug es unsere Familie wegen der Arbeit meines Vaters nach Berlin. Dort in der Großstadt fühlte ich mich aber nie zuhause wie in der Heimat.

Nach dem Abitur studierte ich Theologie und Elektrotechnik. Die Theologie brach ich nach der ersten Lehrprobe an einer Schule ab und beschränkte mich auf die Technik. Aber auch da ging es beruflich zuerst nicht optimal. Seit 1988 arbeitete ich bis zur Rente 2019 im Deutschen Institut für Normung (DIN), wo ich Norm-Manuskripte korrekturlese und mich sehr wohlfühle.

In der Freizeit wandere ich gerne und singe in einem Kirchenchor. Zusammen mit einem Freund gab ich viele Jahre eine kleine Fantasy-

Zeitschrift ("Der Siebener-Kurier") heraus. Meine abgeschlossenen Werke sind am Schluss dieses Buches aufgelistet.

Mein Lebensziel war ursprünglich "Heiraten und Kinder". Aber mit der Liebe 'haute es nicht hin'.

Einige zeitgeschichtliche Erlebnisse

Da ich erst 1989 angefangen habe, bedeutende Ereignisse festzuhalten, hier nur in Kürze die wichtigsten:

Den Bau der Berliner Mauer 1961 habe ich selber nicht miterlebt. Aber ein Hausmädchen hatte uns schon vorher Fotos von mit Stacheldraht unterbrochenen Straßen bei Berlin gezeigt. Das hatte mich sehr beeindruckt.

1968, beim Ende des Prager Frühlings, als die Russen in der Tschechoslowakei einmarschierten, waren wir gerade im Odenwald bei den Großeltern. Weil wir nicht wussten, ob die Russen jetzt auch gleich in Berlin einmarschieren würden, blieben wir ein paar Tage länger dort. Überhaupt hatten wir, als wir nach Berlin gezogen waren, bis zum Fall der Mauer immer noch westdeutsche Pässe für den Fall des Falles.

Schon 1979 diskutierte ich bei einem Sprachkurs in Moskau mit Russen über eine mögliche Klimakatastrophe durch das Kohlendioxid (Treibhausgas). Wir waren uns nicht einig, ob eine Eiszeit oder eine Warmzeit droht. Die USA dagegen hatten auch 2006 immer noch nicht das Klimaprotokoll unterzeichnet.

1986 war ich in Quickborn bei Hamburg tätig, als das Atomkraftwerk in Tschernobyl explodierte. Die Kollegen kauften sich Geigerzähler, um beim Einkauf die Lebensmittel zu testen. Im Juni 1986 war ich mit der Grünen Partei ("Die Grünen") von Quickborn bei der Großen Demo in Brokdorf dabei, auch wenn ich eigentlich Kernkraft befürworte. Die deutschen Kraftwerke sind sicherer als die russischen von der Art Tschernobyls. Es waren viele Menschen dabei. Chaoten, die Brandsätze gegen einen Zaun warfen, wurden unbehelligt gelassen, dagegen wurde eine friedliche Menge, die einer Ansprache lauschte, mit Tränengas vertrieben. Meine eigenen Erfahrungen waren

ganz anders als das, was später in den Nachrichten verkündigt wurde. Das hat mich schockiert. Allerdings war ich danach auch von den Grünen enttäuscht, denn als die Demo abzog, waren die Wiesen mit leeren Getränkebüchsen übersät. Wer gegen Atomkraft ist, sollte gefälligst Pfandflaschen benutzen! Als danach die Grünen auch noch eine Aktion gegen die Volkszählung begannen, nahm ich nicht mehr an Veranstaltungen von ihnen teil. Und ganz entsetzt war ich 1999, als Deutschland beim Nato-Einsatz im Kosovo (also im Ausland) mitmachte!

Noch mehr Aufregung als bei Tschernobyl gab es, als die Seuche "Aids" bekannt wurde. Ich weiß nicht, ob es ebenfalls 1986 war oder ein Jahr später oder früher. Dabei war mir schon damals klar, dass eine derartige Seuche, anders als die Pest im Mittelalter, keine Gefahr für das Überleben der Menschheit darstellt, so schlimm es auch für die Betroffenen sein mag. Es gibt genug Menschen, die monogam leben. Aids kann ja nicht einmal die Übervölkerung der Erde stoppen!

Wir müssen nach Aussagen des "Club of Rome" spätestens 2030 mit Hungersnöten, Klimaveränderungen, Seuchen oder Kriegen rechnen. Möglicherweise ist infolge einer Klimaveränderung auch mit Völkerwanderungen wie am Ende der Römerzeit zu rechnen. Mit diesen Befürchtungen lebe ich schon seit meiner Kindheit.

Ausblick

~~Beruflich habe ich vor, noch möglichst lange an meinem jetzigen Arbeitsplatz im DIN zu bleiben. Vermutlich wird meine Generation erst mit 67 Jahren in Rente gehen. Danach werde ich wahrscheinlich in einem Altersheim landen oder, wenn ich Glück habe, finde ich ein passendes Hausprojekt mit mehreren Generationen unter einem Dach.~~ Ich nutze die Freiheit des Rentner-Seins, um an der Uni als Gasthörer weiterzulernen, wie viele alten Leute heutzutage tun. ~~Vielleicht aber muss meine Generation auch bis ans Lebensende arbeiten, weil die Renten nicht mehr ausreichen werden.~~¹ Ob ich sterbe, bevor der Klimawandel allzu krass wird?

Hanna-Chris Gast, 2006, **Stand 2023**

¹ Siehe auch meine düstere SF-Story auf Seite 174.

Der Tag, an dem die Berliner Mauer geöffnet wurde

Mit einer Wiedervereinigung Deutschlands rechnete ich zu dem Zeitpunkt, als ich diesen Bericht schrieb, überhaupt noch nicht. Auch war noch nicht abzusehen, wie lange die Mauer offen bleiben würde. Schließlich war auch die Revolution von 1848 letztendlich gescheitert! Am Donnerstag-Abend, dem 9. November 1989 wurde die Berliner Mauer geöffnet. Ich wohnte damals in Berlin-Neukölln und erlebte es folgendermaßen:

Am Freitag, den 10. November 1989, hörte ich am Morgen beim Aufwachen im Radio, dass seit letztem Abend die DDR-Grenze offen sei. Ich war noch zu müde, um überrascht zu sein oder irgendwelche Gefühle dazu zu haben. Ich hatte am Abend vorher noch lange am Schreibtisch gearbeitet.

Mit Perestroika in der DDR hatte ich gerechnet, seit die Botschaftsbesetzer aus Prag ausreisen durften, aber so etwas überraschte mich dann doch. Das wäre selbst für ein Science-Fiction-Roman zu utopisch gewesen! Im Radio hieß es früh morgens, diese offene, visumfreie Grenze gelte nur bis 8 Uhr morgens. Später erfuhr ich, dass die Grenze bis zum Sonntag (bis jetzt¹, wo ich an der Schreibmaschine² sitze,) offenblieb.

Auf dem Weg zur Arbeit hörte ich neben mir in der U-Bahn (zwischen Möckernbrücke und Wittenbergplatz) DDR-Bewohner reden. Ich kam mit ihnen ins Gespräch. Ansonsten spreche ich ja nie fremde Menschen in der U-Bahn an, aber diesmal machte ich eine Ausnahme. Die DDR-Bewohner machten einen Berlin-Bummel, nachdem sie im Radio oder Fernsehen von der offenen Grenze gehört hatten. Einer von ihnen sagte zu mir: "Letzte Woche wurde mir ein Antrag auf eine Westreise noch abgelehnt. Können Sie sich das vorstellen?" Ich sagte "ja" und dachte an unsere Bürokraten, wie die zum Beispiel auf der Einhaltung der Reichsgaragenverordnung beharren.

Im Büro wurde erzählt, dass Kreuzberg mit Trabbis³ verstopft sei (wegen dem Grenzübergang dort). Es wurde allgemein kritisiert, dass

¹ 12. November 1989

² Dies war wohl eher mein erster Computer, noch mit dem Textsystem Wordstar für DOS

³ Trabbis waren die in der DDR üblichen Autos mit Kunststoffkarosserie und Zweitakter-Motoren.

die Trabis von Übersiedlern im Westen unbegrenzt weiterfahren und die Umwelt verpesten dürfen. Mittags in der Kantine saß ich an diesem Tag mit einigen Leuten vom Verbraucherrat¹ zusammen. Eine junge Frau äußerte die Befürchtung, dass die DDR-Wirtschaft bedroht sei, wenn jetzt alle ihre Ersparnisse im Westen ausgeben könnten. Die DDR ist wohl der Staat, in dem die Bürger am meisten Ersparnisse haben. Allerdings hätten sie wohl kaum Gelegenheit, das Geld auszugeben. Ich kapierte das nicht. Müsste es nicht die DDR-Wirtschaft nicht eher entlasten, wenn die Bürger das, was Mangelware ist, in Westberlin kaufen würden? Dann kam das Gespräch auf den Visumzwang für Westberliner. Einige bei Tisch fanden es ungerecht, dass Westberliner weiterhin Visum beantragen müssten und nicht spontan z. B. nach Potsdam fahren könnten, wenn sie plötzlich Lust dazu hätten.²

Am Abend fuhr ich für das Wochenende nach Hamburg. Vor dem Bahnhof Zoo waren so viele Menschen, dass ich es nicht schaffte, vor Abfahrt des Zuges in den Zeitungskiosk und zu dem Schreibwarengeschäft unter der S-Bahnbrücke in der Hardenbergstraße zu gelangen. Das Gedränge war zu groß. Der Zug nach Hamburg war relativ leer, aber auf dem S-Bahnsteig (der Bahnhof Zoo ist ja jetzt durchsichtig verglast) sah ich eine Riesenmenge von Menschen geduldig auf die S-Bahn nach Friedrichstraße warten. Obwohl nur ein kleiner Teil der Menge in die S-Bahn einsteigen konnte, gab es keinen Aufruhr. Einer der anderen Reisenden im Abteil sagte, dass dieses geduldige Warten für den Osten normal sei.

Der Grenzhaltewegpunkt Staaken war schwächer als sonst beleuchtet. Der Bahnsteig, an dem der Zug hielt, war unbeleuchtet. Es gab diesmal keinerlei Streifen mit Hunden. Die Kontrolle im Zug war wie immer. Am Grenzbahnhof im Westen der DDR stiegen ungewöhnlich viele Menschen zu. In unser Abteil kam ein junges Paar mit einem Jungen von etwa 8 bis 10 Jahren. Sie erzählten, dass sie spontan einfach Fahrkarten gekauft und losgefahren seien. An diesem Grenzbahnhof hätten sie dann einen Stempel in ihren Pass bekommen, und diejenigen,

¹ Eine Abteilung des DIN (Deutsches Institut für Normung), die sonst immer am Nebentisch saßen

² Westberliner durften erst kurz vor Weihnachten visumfrei in den Osten. Ich nutzte dies dann an einem der Adventssonntage 1989 zu einer Fahrt mit dem Fahrrad von Wannsee nach Potsdam.

die für immer ausreisen wollten, hätten einen anderen Stempel bekommen. Sie hätten jeder 15 Mark umtauschen können. Mehr hätten sie (die DDR-Bank?) nicht gehabt. Sie wollten Verwandte in Hannover besuchen. Sie nahmen an, dass diese mit ihrem Besuch rechnen, wenn sie die Nachrichten von der offenen Grenze gehört haben. Der Junge würde am Samstag in der Schule fehlen, aber das schade ja wohl nichts.

In Büchen, dem ersten Bahnhof im Westen, mussten sie umsteigen. Per Lautsprecher wurden die Übersiedler aufgerufen, auszusteigen und beim Roten Kreuz auf Busse in die Auffanglager zu warten, wenn sie nicht im Freien übernachten wollten. Es kamen Fragen wie "nach Gießen?", aber ich hörte keine Antworten. Andere sagten, die Menge von Reisenden erinnere sie an die Flüchtlingsströme im Krieg.

Als der Zug von Büchen weiterfuhr, war er wieder ziemlich leer. Ich sagte, dass sei wohl für Berlin der bedeutendste Tag seit dem Mauerbau, das müsse man festhalten, und begann, das an diesem Tag Erlebte aufzuschreiben. Einer der Leute im Abteil fragte misstrauisch, für wen ich das aufschreibe. Er hatte wohl noch nicht die Bedeutung dieses Tages für Berlin und Deutschland erkannt. Ich antwortete, es sei für meine Schwester in Westdeutschland, die vielleicht ein Bericht aus erster Hand interessieren würde. Erst später kam mir der Gedanke, dass ich auch anderen eine Kopie dieses Berichts schicken könnte. Mit meinem Computer ist das ja kein Problem.

In den Nachrichten wurde von einem neuen Grenzübergang an der Bernauer Straße berichtet. Meine Bekannte Sarah in Hamburg, die politisch sehr engagiert ist, befürchtet, dass die Vielzahl der Aussiedler der DDR-Wirtschaft sehr schaden würde. Außerdem sei, wer jetzt 'rüberkäme, kein politischer Flüchtling mehr im Gegensatz zu so manchem Türken oder Iraner, die zuhause Folter oder Todesstrafe erwarte, hier aber nicht mehr eingelassen würden. Ich als Berliner aber begrüßte die offene Grenze. Ich fände es schön, wenn die DDR-Grenze genauso offen würde wie die Grenzen von Österreich oder Holland. Eine Wiedervereinigung wäre dann gar nicht mehr nötig, wenn nur die Grenzen offen sind...

Chris, 12. November 1989

Meditation zum Thema Meer

*In einem Schreibworkshop der Volkshochschule sollten wir zu einer Meditationsmusik schreiben, was uns dazu **Autobiographisches** einfällt. Die Musik erinnerte mich an das Meer.*

April 1994

Schon lange, bevor ich jemals an einer Steilküste war, begann bei mir eine Sehnsucht nach dem Geräusch von Brandung, dem Geruch von Meer und dem von Seewind. Ich kannte schon als Kind die Nordsee und die Ostsee, und mit etwa 18 Jahren lernte ich auch das Mittelmeer kennen. Aber der Nordsee fehlte mir die Steilküste, und am Mittelmeer stimmte der Geruch nicht, und es fehlte mir das Geschrei der Möwen.

Vor zwei Jahren (1992) nahm ich an einer Irlandwanderung des Jugendherbergswerkes teil, ich war extra dafür dem Jugendherbergswerk beigetreten. Die Wanderung in Irland war sehr schön. Schade ist allerdings, dass dort die meisten Wälder abgeholzt sind, aber man fängt jetzt an, wieder aufzuforsten. Das Klima ist hierfür gut geeignet. In Irland nun lernte ich Steilküsten kennen, wie ich mir sie vorgestellt hatte: mit Brandung und Seemöwen. Malerisch sind auch die strohgedeckten weißen Häuser.

Ich frage mich, ob ich in so einem einsamen Haus am Meer leben könnte, z. B. mit einem Großvater zusammen? Mich hatte als Kind immer die Geschichte von Heidi fasziniert (von Johanna Spüri). Allerdings hat mich dabei nie die "Kulisse" der Alpenwelt interessiert, sondern die Zweierbeziehung von Heidi und ihrem Großvater. Mit kahlen, grauen Berggipfeln kann ich nichts anfangen, auch wenn das Klettern selbst Spaß macht und ich die Atmosphäre der Berghütten mag, ohne Strom, ohne Fernsehen und ohne Radio. Aber lieber wäre es mir, wenn die Berge grün wären.

Ich stellte mir als Kind Szenen vor, ich würde mit einem Großvater allein in einer abgelegenen Wassermühle wohnen, so wie Heidi in der Almhütte. 10 bis 15 Minuten entfernt wäre dann ein Bauernhof mit

2 Kindern, mit denen ich dann spielen würde. (siehe meine Geschichte zur Garteneisenbahn: "Auf den Spuren unseres Großonkels").

In der Realität war ich tatsächlich viel bei den Großeltern im Odenwald, mit etwa 6 Jahren vor der Einschulung sogar für längere Zeit. Aber am liebsten mochte mein Großvater meinen Bruder Dieter, nicht mich. Er mokierte sich einmal etwas über mich, weil ich es ablehnte, gefangene Spatzen zu töten. Ich war ihm zu zimperlich. Er hatte eine Spatzenfalle und tötete die Spatzen, weil es zu viele davon gab. Und dieses Töten wollte er auch mir beibringen. Aber ich lernte von ihm das Bäume-Pflanzen und das Zement-Anrühren.

Später, mit über 30 Jahren, verschlug es mich beruflich nach Schleswig-Holstein. Die ersten Wochen dachte ich, ich würde mich im flachen Land nie wohlfühlen, schließlich hatte ich als Kind immer Heimweh nach dem Odenwald gehabt, wo die Großeltern lebten. Aber als ich dann 3 Jahre später meine Arbeit in Quickborn verlor und eine neue Arbeit antrat - diesmal in Berlin, weil dort meine Eltern leben und es in Norddeutschland gerade nichts passendes gab, vermisste ich die Seeluft und die Möwenschreie sehr. So entstand bei mir die Sehnsucht nach der oben beschriebenen Küstenlandschaft. Allerdings statt einem Großvater wie bei Heidi würde ich heute jemanden in meinem Alter als Mitbewohner bevorzugen, und vielleicht gäbe es dann dort Kinder, denen ich das Bäume-Pflanzen und Beton-Anmischen beibringen könnte.

Jetzt habe ich meine Großmutter zu wenig erwähnt. Von ihr lernte ich backen, stricken und vieles mehr. Aber irgendwie kommt sie in meinen Träumen nur selten vor, auch wenn ich gerne backe und ihr viel mehr verdanke als meinem Großvater (was eigentlich etwas undankbar ist).

Zum Thema Meer fällt mir auch die Geschichte eines Jungen am Meer ein. Er freundete sich mit einem Wildpferd an. Der Film hieß "Crim blanc". Ich war 6 Jahre, als ich ihn sah. Am Ende schwamm der Junge mit seinem Pferd ins Meer hinaus, "in ein Land, wo Kinder und Pferde glücklich sind". Auch dieser Junge lebte bei seinem Großvater. In der Schulzeit sahen wir als Film: "Der alte Mann und das Meer" von

Hemingway. Auch diese Geschichte enthält das Motiv Kind - Großvater und Meer.

Ich selbst hatte 1983 eine Geistergeschichte geschrieben, "Cyndi", die am Meer spielt. Als ich später die Irlandwanderung machte, entdeckte ich dort die gleiche Art Strohdachhaus und Küste, wie ich sie in meiner Geschichte beschrieben hatte.

Worin unterscheidet sich der Mensch vom Tier

In einem Buch von Hans Küng über die indischen Religionen, das ich gerade lese, steht, dass nach Ansicht indischer Philosophen der Mensch sich dadurch vom Tier unterscheidet, dass er (einer Gottheit) opfert. Wenn aber eine Katze ihrem Menschen eine tote Maus o. ä. vor das Bett bringt, so ist das doch meines Erachtens auch eine Art opfern, oder nicht?

In den Darkover-Romanen von Marion Zimmer-Bradley hieß es: "Nur der Mensch tanzt, nur der Mensch weint, nur der Mensch lacht." Vielleicht gibt es das alles trotzdem bei irgendwelchen Tieren.

Was es wohl aber nicht bei Tieren gibt, ist **Gastfreundschaft** gegenüber fremden Artgenossen. Tiere sehen fremde Artgenossen im Revier nur als Rivalen, nicht als "Gäste".

1999

Eine echtes Geistererlebnis 1999

Ich schreibe gerne Geistergeschichten und Fantasy-Storys, aber eine eindeutig echte Geistererfahrung habe ich nur **ein einziges Mal** in meinem ganzen Leben bewusst erlebt:

In der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1999 hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob jemand im Raum anwesend ist und mich zärtlich mit einer Decke zudeckt. Gleichzeitig war mir bewusst, dass keine reale Person anwesend ist und auch niemand real meine Bettdecke berührt. Auch träumte ich nicht. Das war für mich so ungewohnt, dass ich noch in derselben Nacht aufstand und das Erlebte in Gedichtform¹ aufschrieb:

Gott,
endlich spüre ich Dich wieder,
jetzt ist mir so, als decktest Du
mich sanft-warm mit der Decke zu,
ganz väterlich wie bei 'nem Kind!
Geborgen fühl' ich jetzt mich wieder
nach all den langen dunklen Jahren.
War's wirklich nötig, dass ich schrie?
Ich bin so froh, dass endlich - endlich,
ich nicht mehr gottverlassen bin!

Das Gleiche erlebte ich zwei oder drei Mal Anfang Januar 1999, aber nur in dieser einen Nacht schrieb ich es auf.

Anderthalb Wochen später bekam ich die Nachricht, dass am 6. Januar dieses Jahres, das heißt, zwei Tage vor dem obigen Erlebnis, unser ehemaliges Kindermädchen Irmgard Ritsert, geborene Fertig, in Bensheim-Auerbach gestorben war. Sie hatte mich als kleines Kind von der Geburt bis zum Alter von 2 Jahren und einige Monate betreut. Sie hatte mir, seit ich mich erinnern kann, immer zu Weihnachten eine Karte geschickt. Am 2. Juni 1998 trafen wir uns dann endlich einmal

¹ Ich habe hier darauf verzichtet, das Gedicht metrisch so zu überarbeiten wie meine anderen Gedichte, die ich meist monatelang oder jahrelang nachbearbeite, bis die Qualität halbwegs stimmt.

in Bensheim in der Bahnhofsgaststätte. Ich erkannte sie natürlich nicht wieder, empfand aber sofort ein Gefühl der Vertrautheit.

Da ich dies Gedicht mit eindeutigem Datum aufgeschrieben hatte, bevor wir die Todesnachricht bekamen, ist dies für mich ein echter Beweis für ein Geistererlebnis, quasi eine "taktile Geistererfahrung". Als wissenschaftlich denkender Mensch vermeide ich es, hieraus irgendwelche Theorien abzuleiten, außer festzustellen, dass der gegenwärtige Stand der Erkenntnisse dafür noch keine Erklärung bietet. Derartige Erlebnisse wurden mir auch von anderen Menschen berichtet. Sie als Spinnerei abzutun, ist daher meines Erachtens falsch. Aber Erklärungen habe ich dafür keine außer: "Mit dem Tod ist nicht alles zuende" und/oder "Es gibt ein göttliches Wesen".

Nachtrag:

Mein Großvater Heinrich Alpers erzählt mir, er hätte es immer gespürt, wenn Angehörige sterben. Ich selber träume manchmal von Todesfällen, aber es stimmte nie, und von tatsächlichen Todesfällen war ich stets überrascht.

23. Januar 1999

Sonnenfinsternis in Deutschland im August 1999

Die letzte Sonnenfinsternis in Deutschland war am 11. August 1999. Ich habe sie in Berlin vom Fenster meines Büros aus beobachtet. Ursprünglich wollte ich die Sonnenfinsternis in Süddeutschland bei meiner Cousine im Odenwald miterleben, weil sie dort besser zu sehen war als in Berlin. Aber da ich seit einem Jahr an Arthrose litt und kurz zuvor von einer Berliner Arthrose-Selbsthilfegruppe in der Charité gehört hatte, die sich ausgerechnet an diesem Mittwoch im August traf, verzichtete ich auf die Reise, um diese Selbsthilfegruppe aufsuchen zu können.

Ich hatte gelesen, dass man nicht direkt in die Sonne schauen darf, und dass man sich eine Pappe mit einem kleinen Loch machen soll, um damit nach dem Lochkamera-Prinzip ein Abbild der Sonne auf dem Tisch zu erzeugen, wenn man sie passend in der Luft hält. Aber ich bekam das nicht hin. Und Sonnenbrillen für die Sonnenfinsternis waren schon seit Wochen ausverkauft, nicht nur hier, sondern auch in Westdeutschland, wo ich Anfang August Freunde besucht hatte.

Ich saß also am Mittwoch, dem 11. August 1999 in meinem Büro im DIN in der Nähe des Bahnhof Zoo, als gegen 12:30 Uhr die Helligkeit des Tageslichts erheblich abnahm. Am Himmel war an diesem Tag eine Wolkendecke mit nur kleinen Unterbrechungen, und als die Sonnenfinsternis eintrat, war die Sonne nicht unmittelbar zu sehen. Aber die Wolkendecke war in diesem Augenblick so dünn, dass die Sonne dennoch etwas hindurchschimmerte. Meine Pappe funktionierte ja nicht, aber wegen der Wolkendecke konnte ich direkt in die Sonne blicken, ohne meine Augen zu gefährden. 'Petrus' ersetzte mir die Sonnenbrille, die ich nicht zu kaufen bekommen hatte, und die Pappe mit dem Lochkamera-Prinzip.

Die Sonne wurde auf dem Höhepunkt der Finsternis zu einer Sichel. So wie im Bild links sah ich die Sonnenfinsternis von meinem Bürofenster aus. Soviel ich weiß, ruhte bei allen Kollegen die Arbeit, und wir schauten aus den Fenstern. Wie ich später in der Zeitung las, haben sich einige Leute die Augen geschädigt, die bei der Sonnenfinsternis ohne Schutz in die Sonne geblickt hatten und bei

denen gerade keine Wolken vor der Sonne waren. Besonders tragisch war der Fall eines jungen Mannes, der wohl davon erblindete.

Meine Cousine im Odenwald wollte nach Karlsruhe fahren, um die Sonnenfinsternis von dort zu anzusehen, , aber sie kam auf der Autobahn nicht durch. Es herrschte Verkehrschaos in Süddeutschland. Aber irgendwie hat sie es dann von unterwegs aus gesehen, aber nicht besser, als sie es von ihrem Haus im Odenwald aus hätte sehen können. Und in vielen Orten in Deutschland soll schlechtes Wetter geherrscht haben, da habe ich in Berlin vergleichsweise Glück gehabt.

Sommer 2002



Die Sonnenfinsternis in Berlin

Anmerkung:

Diesen Text las ich bei einer Autorenlesung am 15. Januar 2003 in der Archenhold-Sternwarte in Berlin-Treptow zusammen mit dem Weltraummärchen und dem Lied von Seite 130ff vor.

Die Geldumstellung von DM auf Euro

Zum Jahreswechsel 2001/2002 wurde in Europa der Euro eingeführt, der die einzelnen Landeswährungen wie DM, französischer Franc, Irisches Pfund, Lire, spanische Peseta und griechische Drachmen ersetzte.

Seit einigen Jahren waren die Wechselkurse bereits festgefroren, ich glaube seit Silvester 1998/99. Seitdem musste man auf den Schecks stets die Währung angeben, neue Scheckvordrucke hatten kein 'DM' mehr. Für Überweisungen konnte bereits "Euro" verwendet werden, Bargeld gab es noch keins. Bei meiner Mutter wurde eine Überweisung (von der Sparkasse?) nicht vorgenommen, weil sie keine Währung draufgeschrieben hatte – obwohl es noch ein altes Formular mit 'DM'-Aufdruck war! Man durfte theoretisch auch das Konto in Euro führen. Ich fand das albern. Wechselkurse mit anderen europäischen Währungen mussten in der Übergangszeit auf 5 Stellen gerechnet werden. Es waren ziemlich krumme Zahlen. 1 Euro = 1,95583 DM. Es gab spezielle Taschenrechner dafür, die viele Leute sich zulegte. Ich fand das albern. Auch wenn diese Taschenrechner sehr billig waren, rechnete ich lieber überschlägig mit 1 Euro = 2 DM. So genau kam es doch gar nicht darauf an!

Anfangs war noch offen, ob auch Griechenland am Euro teilnimmt, aber zuletzt hatten sie auch die erforderliche Stabilität. Die Dänen entschieden sich per Volksentscheid gegen den Euro. Im Büro wurde uns schon länger erklärt, wie das Eurozeichen auf der Tastatur geht: `Strg` + `E`. Microsoft bot dies als Download für ältere Computer an. Mein Computer, den ich im April 2000 kaufte, hatte dies bereits (Windows 98).

Im Sommer 2001 begannen dann einige Läden, die Preise doppelt anzugeben, in DM und in Euro. Einige Bäckereien rundeten die Preise in Euro auf und hatten dann krumme DM-Preise für Gebäck. Ansonsten interessierte mich das Thema wenig.

Mitte Dezember 2001 kamen die 'Starterkits' heraus. Sie interessierten mich auch nicht. Erst nach Weihnachten wollte ich eines kaufen (für 20 DM), aber da waren sie in Wannsee an der Post ausverkauft.

Zwischen Weihnachten und Neujahr hob ich von allen DM-Münzen zwei Exemplare und von Scheinen bis 50 DM je ein Schein auf, auch vom 5-DM-Schein, den es nur selten gab. Bei den Schulsachen habe ich noch ein altes silberhaltiges 5-DM-Stück, das ließ ich dort. Die neuen 5-DM-Münzen, die in den 70er oder 80er Jahren herauskamen, waren hässlich und aus weniger wertvollem Metall. Das alte 5-DM-Stück hatte für mich eine besondere Bedeutung: Wenn ich 5 DM angespart hatte oder mit meinem "Kaufladen" verdient hatte, tauschte ich das Geld gegen eine 5-DM-Münze und kaufte mit Oma Louise eine Schallplatte dafür: "Das hässliche Entlein" u. a. Auch wenn mir diese Schallplatten nicht so gefielen wie "Reineke Fuchs und die Autobahn" von Tante Irmgard, so ist mir doch das Ansparen von jeweils 5 DM gut in Erinnerung.

Das 50-Pfennig-Stück war für mich von Bedeutung, weil auf der Rückseite eine Frau ein Bäumchen pflanzte. Das Bild erinnert mich an Omi Emmi, auch wenn es keine direkte Erinnerung ist, sondern nur eine Assoziation. Mit 10-Pfennig-Stücken, genannt "Groschen" bezahlte ich im Kindergarten das Material für (selbstgemachte) Keramik-Perlenuntersetzter. Für 10 Pf gab es auch die Karamellbonbons von Storck, die ich so liebte. Für 15 Pf. gab es einen Amerikaner in den Bäckereien, als ich in der Grundschule war. 2001 kostete ein Amerikaner bereits ca. 1,50 DM! Lakritzschnecken hatten sich von 5 Pfennig auf etwa 15 bis 20 Pf. verteuert, so genau weiß ich es aber nicht. Die Lakritzschnecken reizten mich eher deshalb, weil sie mich an zweipolige Kabel erinnerten, und weniger wegen dem Geschmack. Jetzt kosten Lakritzschnecken 11 Cent. Streichhölzer kosteten über Jahrzehnte hinweg konstant 5 Pf. Es gab das "Zündholzmonopol" wohl bis in die 70er Jahre. Als 6-jähriges Kind hatte ich für Opa für ein 1 DM-Stück Zigaretten vom Automaten im Dorf geholt. 2001 kosteten eine Schachtel wohl etwa das 5fache. In der Grundschulzeit verwechselte ich einmal einen 5-DM-Schein mit einem 20-DM-Schein: Ich hatte für Frau Meiners in Göttingen eingekauft, sie hatte mir einen Geldschein gegeben, den ich für 20 DM hielt. Ich monierte das Wechselgeld. Die Verkäuferin schickte schließlich einen Lehrling mit zu Frau Meiners, die dann bestätigte, dass sie mir einen 5-DM-Schein gegeben hatte, keinen 20er Schein. Ich hatte nicht gewusst, dass es 5-DM-Scheine gab. Sie waren beide

grün. 10 DM war blau, 50 DM braun. Größere Scheine hatte ich fast nie. Beim Geldholen von der Post (Postbank) ließ ich mir nur 50-DM-Scheine geben.

Wie 100 DM und mehr aussah, weiß ich gar nicht, Ich hatte Angst vor Falschgeld, und es hätte Probleme beim Einkaufen gegeben. Nur Supermärkte konnten in der Regel problemlos auf Scheine größer 50 DM herausgeben. Und auch 50 DM war manchmal schwierig. Ich habe stets Monatskarten, aber der Fahrkartenkauf in Bussen war für Leute ohne Kleingeld schwierig. Die BVG akzeptiert DM nur noch wenige Tage im neuen Jahr. Wer in der zweiten Januarwoche 2002 kein Euro hatte, musste wieder aussteigen. So stand es zumindest im Tagesspiegel.

Im Januar 2002 kaufte ich das Buch "Das war die Mark". Papa war sehr daran interessiert, da gab ich es ihm und kaufte mir noch ein Exemplar. Das verstaute ich dann mit meinen Münzen.

Den Euro lernt ich schließlich am 2. Januar 2002 in der Kantine im DIN kennen, wo ich arbeite. Man konnte mit DM bezahlen und bekam Euro als Wechselgeld. Beim ersten Schwimmbadbesuch machte die 5-Cent-Münze Probleme beim Fön. Da gab mir die Bademeisterin einen (alten) Groschen (10 Pfennige) für den Fönautomat. Dagegen die Schränke akzeptierten problemlos die neuen 1-Euro-Stücke. Wo vorher 1 DM reinpasste, passten jetzt 1 Euro Stücke. Schwimmbäder, die 2 DM Pfand-Schrankschlösser hatten, hatten sich vor Weihnachten auf 1 DM-Schrankschlösser umgestellt, um bereits für die 1-Euro-Münze gerüstet zu sein.

Blöde finde ich bei den neuen Münzen, dass 1 Euro und 2 Euro zu ähnlich sind. Die ersten Tage irritierte auch, dass 50 Cent größer ist als 1 Euro, aber damit kam ich dann doch schnell klar. Bei den neuen Münzen finde ich die Zahlseite bei den 1 bis 5 Cent-Stücken und den Bundesadler auf der Rückseite der großen Münzen (1 und 2 Euro) hässlich. Besser gefallen mir die 10- und 20 Cent-Münzen. Einige Kinder sammelten in der Anfangszeit auch sehr interessiert Münzen aus anderen Euro-Ländern, weil jedes Land die Münzen-Rückseiten anders gestaltet, z. B. hat Österreich Bergblumen auf den Rückseiten der Cent-Münzen.

Im Kopf rechne ich mir immer noch (September 2002) alles in DM um. Angeblich gab es keine Preiserhöhung, aber manche Restaurants ersetzen offenbar nur "DM!" durch "€", ohne die Zahl davor zu ändern, besonders in der Stadt. Auch im Einzelhandel wurden viele Preise bei dieser Gelegenheit hochgesetzt, nicht nur bei Gebäck. Ein Kaffeestückchen wie Amerikaner oder Plunder kostete maximal 1,80 DM, jetzt verlangen sie teilweise über ein Euro dafür! "Euro = Teuro", wird im Volksmund gesagt. Dagegen sind Immobilien in Berlin billiger geworden als in den letzten Jahrzehnten.

September 2002



DM-Münzen von 1 Pfennig bis 5 DM
(ohne die Bildseiten der verschiedenen 2 DM-Münzen)

Apfelkerzen zum 1. Advent

Das romantischste Familienfest ist für mich **der 1. Advent**, der Beginn der Adventszeit. Wir feierten ihn in meiner Kindheit immer am **Samstag-Abend** vor dem 1. Adventssonntag. Nach biblischer und kirchlicher Auffassung beginnt nämlich der Tag mit dem Vorabend, nicht erst um Mitternacht. Sobald es Samstag-Nachmittag dunkel geworden war, sangen wir zum ersten Mal gemeinsam Adventslieder wie "**Alle Jahre wieder**", und der Adventskranz wurde angesteckt, das heißt natürlich, die erste Kerze wurde angezündet, nicht der Kranz selber. Mein Vater spielte am Klavier, und wir Kinder sangen dazu. Danach gab es dann bei uns zum ersten Mal in der Saison offiziell Weihnachtskekse, auch wenn es diese schon seit September in den Supermärkten zu kaufen gibt (*ehrlich gesagt, so ganz schafften wir das leider in keinem Jahr, den Verlockungen aus dem Supermarkt bis zum 1. Advent völlig zu widerstehen*).

Weihnachtskekse¹ wurden bei uns in der Familie früher immer im November am Buß- und Betttag gebacken, damit alles zum 1. Advent fertig war. Meine Mutter rührte den Teig an, und wir Kinder stachen die Plätzchen aus. Heutzutage backe ich am Totensonntag oder nehme Ende November oder Anfang Dezember einen Tag Urlaub für die Weihnachtsbäckerei. Die Adventswochenenden bin ich meistens mit Chorproben und Chorkonzerten eingespannt.

Zum 1. Advent werden Äpfel mit einem Apfel-Ausstecher oder scharfen Küchenmesser (wie bei Bratäpfeln) entkernt, und in das Loch werden eine rote Kerze und ein paar Tannenzweigstücke gesteckt, siehe Foto. Als Kerzen eignen sich am besten die relativ dünnen Christbaumkerzen. Die fertigen Apfelkerzen – für jede Person eine – wurden mit kleinen Geschenken vor die Terrassentür gestellt und dort die Kerzen angezündet. Die Kinder sollten glauben, das Christkind hätte die Apfelkerzen und die Geschenke gebracht. Deshalb sollten möglichst auch für anwesende Eltern und Großeltern Geschenke dabei sein.

¹ Siehe Rezeptesammlung

Heutzutage schenke ich Apfelkerzen Freunden, die natürlich nicht mehr an das "Christkind" glauben, oder schmücke damit den Kaffeetisch, wenn ich in der Adventszeit Freunde zum Tee einlade.

Die Sitte mit den Apfelkerzen stammt von meiner Urgroßmutter Louison Braun-Leclercq (genannt "Amma"), die in Königstein im Taunus eine Pension betrieb und diesen Brauch von einem Kurgast (Patientin) der dortigen Privatklinik Amelung kennenlernte.



Bild: Apfelkerze zum 1. Advent

Oktober 1992

Zum meinem christlichen Glauben

Kurzfassung

Meinen religiösen Vorstellungen kommt das Christentum am nächsten, allerdings ist für mich Jesus nur ein Mensch gewesen, der von Gott berufen und quasi "adoptiert" wurde. Ich sehe Jesus vom Judentum und nicht vom Heidenchristentum her. Im Übrigen halte ich es mit der Ringparabel von Lessing in "Nathan der Weise". Ich glaube, dass keine Religion die volle Wahrheit hat, sondern viele Religionen ein Stückchen der Wahrheit besitzen. Es gibt da eine schöne Geschichte von ein paar Blinden, die einen Elefanten erforschen. Der eine tastet die Ohren ab und glaubt nun, dass Elefanten wie Segeltuch seien. Der zweite erwischt die Beine und vergleicht nun Elefanten mit Säulen usw. Allerdings glaube ich (wie wohl alle Menschen), dass meine eigene Religion der Wahrheit näher kommt als andere. Aber das ist natürlich subjektiv. Interessant ist, dass sich spirituell orientierte Menschen verschiedener Religionen im Religiösen weniger unterscheiden als die Verstandesmenschen. Vielleicht ist es unser Fehler, unsere Begegnungen mit dem Göttlichen in philosophische Schemen pressen zu wollen.

Bei den Problemen der Menschheit von heute und von morgen halte ich es für nötig, dass sich die Gläubigen aller Religionen zusammentun, anstatt gegeneinander zu wirken. Der "Feind" sollte doch heute nicht mehr die jeweils andere Religion sein, sondern die Anbetung von Konsum und Wachstum einerseits und der Fundamentalismus andererseits.

Leider hat jede Religion auch viel historischen Ballast; z. B. außer der Legende von der Jungfrauengeburt beim Christentum vor allem das Trinitätsdogma und die Sühneopfertheorie – als ob Gott ein Jurist des 1. Jahrhunderts wäre! Warum nicht einfacher: Im Jahre 30 oder 33 unserer Zeitrechnung wurde ein "Wunderrabbi" hingerichtet. Dieser war drei Tage tot und erschien dann vielen Menschen, wohl über hundert. Er hat uns Botschaften hinterlassen, die wir, in etwa zumindest, in den ersten drei Evangelien nachlesen können. Etwa seine Lehre von der Nächsten- und von der Feindesliebe, die ich einmalig finde, oder das Prinzip, dass die Gebote für den Menschen da sind und nicht der Mensch für die Gebote.

Angesichts der heutigen Erkenntnisse über psychosomatische Medizin stehen Wunderheilungen nicht im Widerspruch zu den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen. Für die Auferstehung von Jesus gibt es allerdings noch keine naturwissenschaftliche Erklärung, aber eine beachtliche Zahl von Augenzeugen. Auch heute noch haben manche Menschen Visionen von geliebten Verstorbenen. Ob es sich hier um dasselbe Phänomen handelt, oder ob Jesus nur scheinot war, oder ob sich hier noch etwas ganz anderes abspielte, ist für meinen persönlichen Glauben ohne Bedeutung.

Wenn wir aber anfangen, über die Natur von Jesus zu philosophieren, dann ist das genauso, als wenn Kindergarten-Kinder über die Funktionsweise eines Fernsehers diskutieren würden und dann die Mehrheitsmeinung zum ewigen Dogma erheben. Ich bin überzeugt, dass unsere heutige Naturwissenschaft noch lange **nicht alles** weiß, aber ich kann damit gut leben, ohne wild spekulieren zu müssen.

Wenn ich Kreuzestod und Auferstehung von Jesus begründen soll, würde ich im Zweifelsfall sagen, ich habe da ein paar Arbeitshypothesen, aber keine endgültigen Theorien. Jesus starb meines Erachtens **nicht**, um einen Gott-Vater mit einem unschuldigen Tod **anstelle** von uns zu versöhnen, sondern er **starb für unser Heil**, so wie ein **Samenkorn** in der Erde vergehen muss, um eine Pflanze hervorzubringen, nämlich das von Jesus verkündigte Himmelreich, das schon jetzt unter und zwischen uns ist.

Zeitreisetraum von Jesus

Im September 2001 hatte ich einen Zeitreisetraum. Am Eingang einer Zeitmaschine (oder Zeittors) sagte jemand: "Die Geschichte ist verfälscht worden. Jetzt ist Jesus am Kreuz von Maria gedoubelt worden. Das muss in Ordnung gebracht werden." Ich hörte nur zu, musste aber glücklicherweise nicht selbst zeitreisen. Etwas später, am 28. September 2001, träumte ich wieder von diesem Thema:

Ich sah **Jesus am Kreuz!**

Das Gesicht war wie jemand, um den ich in dunklen Straßen einen großen Bogen machen würde. Der Mann am Kreuz hatte markante

Jochbeine. Er sagte oder schrie etwas, ein Schrei, der durch die Jahrhunderte hallte. Ich war beeindruckt: Was für ein Mensch! Ich erwartete dann eine Botschaft, aber ich erhielt keine. Als ich aufwachte, fiel mir ein:

"Sprich nur **ein** Wort und ich werde gesund werden." Und später: "Lass Dir an meinem Wort genug sein" (bzw. " an **einem** Wort?").

Das gilt wohl für mich. Es kommt nicht auf eine kognitive Botschaft an, auf den Verstand, sondern auf die emotionale Botschaft, die **ohne** Worte vermittelt wird.

Anmerkung

Einige Wochen vorher, am 11. September 2001, war das Flugzeugattentat in New York, ferner hatte ich einige Zeit vorher den SF-Roman "Das Jesus-Video" gelesen und den Reiki-Grad II gemacht, und an einem SF zum Thema Zeitreise schreibe ich seit 1998.

*Der Jesus-Traum vom 28. September 2001 lehnt sich thematisch an das Thema Zeitreise an; aber während im SF-Roman Jesus bei einer Mahlzeit gefilmt wurde, sah ich Jesus **am Kreuz**. Wieso sah ich ihn im Traum nicht bei der Bergpredigt oder einer anderen Predigt? Das stellte meine bisherigen religiösen Vorstellungen ziemlich auf den Kopf.*

September 2001

Jesus und Evolution

Anders als in der Bibel sieht die heutige Naturwissenschaft die Welt als eine, die noch im Werden ist und nicht als eine Erde, die durch den Sündenfall verdorben ist. Ich finde es absurd, die mythologische Schöpfungsgeschichte der Bibel als historische Tatsache ansehen zu wollen, dass eine einst ideale Welt durch das verbotene Obstpflücken einer Frau namens Eva vor einigen tausend Jahren aus den Fugen ging. Krankheit und Tod gab es schon bei den Dinosauriern lange vor den Menschen! Der heutige Mensch ist meiner Meinung nach noch weit weg vom Ziel der Evolution. Ich stelle mir das so vor:

Durch die Entdeckung von Faustkeil, Feuer und Sprache entfremdete sich der Mensch von der Natur, es kam das Bewusstsein des Gottverlassenseins auf (**Sündenfall**). Später mit den Propheten des Volkes Israel im Alten Testament und vor allem dann durch die Lehre

von Jesus begann der nächste Schritt der Evolution: Die Vernetzung der Individuen im Bewusstsein; die Vorstellung, Glieder eines Leibes zu sein. Anfänge dazu gab es schon eher, etwa, dass die Römer die Bewohner ihrer Stadt mit den Teilen eines Körpers verglichen, oder dass man dies auf sein Volk bezog. Aber Jesus war der Erste, der dies auf **alle** Menschen bezog (wenn auch erst nach gewissen Anfangsschwierigkeiten).

Faustkeil, Feuer und Sprache haben sich vielleicht schneller verbreitet als die Lehren von Christus. Jesus kam, als die Menschheit anfang, dafür reif zu sein. (Ich denke, Jesus wäre gescheitert, wenn er in einer früheren Epoche aufgetreten wäre oder in einer späteren). Und wenn in 100 000 Jahren vielleicht der Name "Jesus" vergessen ist – sein Werk wird für die Entwicklung der Menschheit meiner Meinung nach die gleiche Wichtigkeit behalten wie die Entdeckung des Feuers und der Sprache. Während diese Technischen Errungenschaften das Leben nur quantitativ verbessern, nicht aber qualitativ, hat die Botschaft Christi eine **qualitative** Verbesserung gebracht. Aber die Menschheit wird wohl noch ein paar tausend Jahre üben müssen, bis sich die Individuen ohne Nächstenliebe "ausgemendelt" haben. An einer "**Erbsünde**" tragen wir heute insofern, dass wir genetisch noch auf "Altsteinzeit" programmiert sind. Insofern bedarf jedes Kind einer gewissen Erziehung, einige mehr, andere weniger. Die Idee der antiautoritären Erziehung ist gescheitert.

In einer Zeitschrift über Meditation fand ich die (dort rhetorisch gestellte) Frage: "*... 15 Milliarden Jahre kam dieses Universum ohne den Menschen aus und wird eines Tages wieder ohne ihn auskommen. Wo lag die Bedeutung von Jesus Christus in der Vergangenheit, als es den Menschen nicht gab, und wo liegt sie, wenn er nicht mehr da ist, das Universum aber weiter existiert? ...*"¹

Ich denke dazu: Irgendwann wird es den heutigen Homo-Sapiens nicht mehr geben, ebenso wie es das Tier, das als erstes vom Meer ans Land ging, oder den Saurier, der die ersten Flugversuche machte, auch nicht mehr gibt. Aber es gibt heute noch Vögel in der Luft und Tiere an Land; und genauso wird hoffentlich die evolutionäre

¹ "Kontemplation und Mystik", ISSN 1615 - 8725, Heft 1/2003, Seite 9, Pater Willigis Jäger

Errungenschaft der Vernetzung aller Lebewesen ("ein Leib in Christo") zusammen mit dem System "Lebewesen" weitergegeben, solange es Leben in diesem Kosmos gibt, auch wenn es den Homo Sapiens als solchen ebensowenig mehr geben wird wie den Archäopterix. Also eher würde ich formulieren, dass es irgendwann **keine Spur mehr von der jetzigen Konfessionen und historisch bedingter Dogmen** mehr geben wird, und man wird den Namen "Jesus von Nazareth" vielleicht nicht mehr kennen. Aber seine Errungenschaft wird bleiben. In Jesus waltete die Evolution mit einem neuen Entwicklungsschritt, egal ob man es "λογος" nennt oder sonstwie. Nach meiner Meinung beginnt also unsere Zeitrechnung zu Recht mit Jesus Christus.

2004

Die christliche Ethik

Jesus fasste alle Gebote in der folgenden Grundregel, dem "Liebesgebot", zusammen, das in heutiger Sprache frei übersetzt lautet:

***"Liebe Gott von ganzem Herzen usw.,
und deinen Mitmenschen wie dich selbst".***

Mit dem ersten Satz ist meiner Meinung nach gemeint, man soll Gott in allen Bereichen seines Lebens lieben. Und den Mitmenschen sollst Du lieben wie auch Du Dich selbst. Natürlich setzt Liebe zu anderen Menschen auch eine Selbst-Annahme voraus. Wer sich selbst hasst, kann wohl schwerlich andere Menschen lieben, und wer andere Menschen nicht liebt, kann meines Erachtens schwerlich Gott, den Schöpfer, lieben. Und wer den Schöpfer liebt, so folgere ich, wird auch seine Schöpfung respektieren und bewahren.

2006

Zum Thema Selbstmord

Nach intensiven Selbstmordgedanken wegen beruflicher Startschwierigkeiten wurde ich 1980 gefragt, ob ich denn keine Angst vor der Hölle hätte. Daraufhin verlor ich meinen Glauben und fand ihn erst 18 Jahre später wieder. Bei meinen Depressionen hatte ich allerdings damals den Gedanken, dass selbst eine mittelalterliche Hölle à la Dante immer noch angenehmer ist als die Einsamkeit hier und jetzt! Wenn Gott Selbstmörder mit Hölle bestraft, verhält er sich wie das DDR-Regime, das Republikflucht unter Strafe stellte. Kann man so einen Gott verehren? Ich nicht! Kommt also jemand in die Hölle, weil er eine Krankheit hatte, die mit Medikamenten hätte gedämpft werden können, weil also die Chemie in seinem Gehirn nicht stimmte? Dazu bekam ich damals keine brauchbare Antwort.

Auch der Islam und die fernöstlichen Religionen lehren üble Folgen für die Seele eines Selbstmörders, aber vielleicht war es schon immer so, dass die Herrschenden (weltliche und geistliche) keine Untertanen durch diese Art ultimativer "**Republikflucht**" verlieren wollten.

In der Bibel wird Selbstmord differenziert betrachtet und gilt nicht automatisch als Sünde. Erst seit Augustin (etwa seit die Kirche im römischen Reich zur herrschenden Religion geworden war) galt der Selbstmord automatisch als schwere Sünde oder Todsünde. Selbstmördern wurde bis weit ins 20. Jahrhundert eine kirchliche Beerdigung verweigert. Erst infolge der Erkenntnisse der Medizin und der Psychologie fingen die Kirchen an, umzudenken und Menschen, die an Selbstmord denken, als Kranke mit Bedarf an Seelsorge und ggf. an ärztlicher Hilfe zu sehen und es nicht einfach als Sünde abzutun. Auch in anderen Religionen betrachtet man die Sache heute differenzierter. Gott ist liebevoller, als der Mensch denkt.

Anders als in der obigen Geschichte ging es bei mir nicht um Liebeskummer, sondern mehr um Ängste und Depressionen sowie die Schwierigkeiten beim Übergang vom Studium ins Berufsleben.

Chris

Zur Lage nach dem Flugzeugattentat im September 2001

"Wenn Du aus dem Fenster eines Hochhauses springst, kommst Du in die Hölle, wenn Du ein Flugzeug mit unschuldigen Passagieren gegen ein Hochhaus lenkst, kommst Du in den Himmel." Wer so denkt, muss verrückt sein. Die Germanen glaubten, dass ihre Helden, wenn sie auf dem Schlachtfeld starben, in die Walhalla kämen, und auch andere barbarische Kulturen redeten ihren Kriegern ein, dass ein Tod im Kampfe sie in irgendeine Form von Himmelreich brächten. Religion diene schon immer als **"Opium fürs Volk"**. Das heißt aber nicht, dass jede Form von religiöser Überzeugung ein Fall für die Psychiatrie wäre. Dem Menschen ist ein Suchen nach Gott quasi angeboren, und Völker ohne festen Glauben verschwanden aus der Geschichte. Terroristische Aktionen gegen unschuldige Zivilisten werden übrigens von den Angehörigen aller großen Religionen abgelehnt, auch von den meisten Moslems.

Jetzt können Christen und Moslems (sowie Buddhisten, Hindus, Juden, Sikhs usw.) nur noch gemeinsam beten, dass die Saat der terroristischen Gewalt nicht aufgeht und durch unbesonnene Militärschläge, die Zivilisten treffen, nicht noch mehr Hass entsteht.

Ich glaube aber nicht, dass durch Gebete und Meditation Polizei und Militärs überflüssig würden. Ich bin kein Pazifist. Ich habe zum Beispiel Verständnis für die Deutschen, die 1944 versuchten, Hitler zu ermorden, auch wenn ich Christen kenne, die selbst einen Tyrannenmord ablehnen und diesbezüglich auf Gott vertrauen. Vielleicht komme ich auch noch einmal zu einer solchen Glaubensstärke. Aber im Augenblick denke ich, dass es nötig ist, gefährliche Menschen dingfest zu machen, gegebenenfalls mit Gewalt. Im konkreten Fall von hier und jetzt würden aber Bomben auf Afghanistan weniger Terroristen treffen als Bomben auf deutsche Unis und amerikanische Flugschulen¹ - ein absurder Gedanke, jedoch sollte klar werden, dass beides im Augenblick die falsche Methode wäre.

¹ Die Attentäter von New York studierten in Hamburg und lernten in Amerika fliegen!

Auf Dauer hilft nur, den Terroristen den Boden zu entziehen durch eine menschlichere (und folglich christlichere!!!) Außen- und Wirtschaftspolitik. Dann gäbe es zwar immer noch Verrückte, wie man an der Baader-Meinhoff-Bande sah, aber mit so etwas würde dann die Polizei fertig. Dafür braucht man keine Raketen und Bomben. Und wenn man etwas über Afghanistan abwerfen will, dann bitte Aufklärungsschriften (vielleicht auch Voltaire, Rousseau und Bibeln) sowie Radios inklusive Batterien (oder besser solarbetriebene Radios). Im zweiten Weltkrieg waren Aufklärungsschriften der Alliierten auch erfolgreicher als die Luftangriffe auf deutsche Städte wie zum Beispiel auf Dresden, welche die Bevölkerung nur noch enger auf die Seite der Nazis getrieben hat.

In meinem Bekanntenkreis waren mehrere Leute fast am Ausflippen nach dem Attentat auf New York. Eine sagte, Nostradamus habe gesagt..., eine andere sagte, sie kenne eine hellseherische Freundin, die habe einen Atomkrieg prophezeit...

In den letzten 2000 Jahren gab es eine Menge Weltuntergangs-Prophezeiungen, aber keine ist bisher eingetroffen. Das heißt, eine Trefferquote von Null Prozent. Gewiss, es gibt Wahrsager, die Dir recht erfolgreich sagen können, ob Dich Glück in der Liebe erwartet, und ob jemand, den du liebst, ernste gesundheitliche Probleme hat, also meist persönliche Dinge. Teilweise ist es verblüffend, was manche Hellseher sehen. Aber niemals einen Weltuntergang! Schon Paulus erwartete das nahe Ende der Welt und irrte sich. Sogar Jesus selbst wusste kein Weltuntergangsdatum. Er sagte, "niemand kennt die Stunde", (das heißt, auch nicht den Tag und das Jahr), und das ist vielleicht "gut so".

Und wenn die Welt nun wirklich untergehen sollte? Dann empfehle ich das Motto von Luther, der sagte: "Auch wenn morgen die Welt untergeht, so werde ich dennoch heute mein Apfelbäumchen pflanzen!" Als Christen sollten wir keine Angst haben vor dem Ende der Welt (lediglich Angst, nicht genug geholfen zu haben, wo unser Nächster in Not war...)

23. September 2001

Den obigen Aufsatz schrieb ich nach dem Attentat von Terroristen, die am 11. September 2001 im Selbstmordkommando Flugzeuge auf Hochhäuser in New-York lenkten und über 5000 Tote verursachten, an einige ängstliche Freunde und stellte ihn für einige Wochen ins Internet.

Ich selber empfand dieses Ereignis damals – im Gegensatz zu meiner Umgebung - nicht so gravierend wie etwa 1999 die deutsche Beteiligung am Nato-Krieg gegen Serbien wegen dem Kosowo und die Beteiligung am Krieg gegen die Taliban im November 2001.

Auszug aus einem zweiten Rundbrief

Im November 2001 zwang Kanzler Schröder durch Stellen der Vertrauensfrage den Koalitionspartner, die Grünen, einer deutschen Beteiligung am Krieg der Amerikaner zuzustimmen. Zum ersten Mal seit 1945 sind nun Deutsche wieder an Kriegen beteiligt

In der Nähe meines Heimatdorfes steht ein Kreuz auf einem Berg, zu dem wir oft Spaziergänge machten. Die Inschrift auf dem Kreuz heißt:

"Land, Land, Land,
höre des Herren Wort"
(Jeremia 22, Vers 29)

und soll als Mahnmal gegen Krieg dienen.

1914 fand es das Deutsche Reich für nötig, den "Bündnisfall" mit Österreich-Ungarn zu befolgen. Unser heutiger Kanzler heißt zwar nicht Wilhelm II, und die USA sind ein stärkerer Bündnispartner als damals Österreich-Ungarn, aber trotzdem lehne ich als Christ Kriege ab, die nicht unmittelbar einer Verteidigung dienen. Man kann nicht mit Krieg die Folgen einer falschen Wirtschafts- und Weltpolitik beseitigen. Außerdem, so finde ich, sollte man Gott mehr gehorchen als irgendwelchen "politischen Sachzwängen"...

29. November 2001

Ein Telepathietraum

Nach einem längeren Gespräch mit einer anthroposophischen Priesterin im September 2003, bei dem wir uns unter anderem auch über Reinkarnationstheorien unterhalten hatten, träumte ich in der Nacht:

"Ich sitze als Schulmädchen vor dem Computer. Das Lernen fällt mir leicht. Ich frage mich, ob ich jetzt in der nächsten Reinkarnation stecke. Die "Rolle" gefällt mir.

Dann wird mir bewusst, ich bin nicht das Schulmädchen, sondern stehe nur mit ihr in telepathischer Verbindung. Durch den Kontakt mit mir ist sie jetzt vom Unterricht abgelenkt. Hoffentlich bekommt sie dadurch keine Lücke im Lernen! Der Lehrer nimmt das Manuskript rechts neben dem Computer, es sind zusammengeheftete A4-Seiten, und wirft sie auf den Boden. Ich (beziehungsweise das Mädchen) würde stattdessen ein Buch zum Lernen erhalten.

Ich schaue mir den Computer an: Ich erkenne etwas wie zwei Rechtecke, es geht möglicherweise um Tabellenkalkulation, aber ich erkenne keine Details und bin verwirrt, weil der Computer zwei Mäuse hat. Zwei Tastaturen für die unterschiedlichen Sprachen hätte ich ja verstanden, aber wieso zwei Computermäuse? Ich kann dem Mädchen leider nicht helfen.

Das Mädchen verlässt den Schulraum und zeigt mir dadurch die Umgebung. Der Kontakt ist lediglich visuell. Im Schulraum waren allenfalls eine handvoll Schüler oder Geschwister. Es geht jetzt eine Treppe hinunter. Außerhalb des Schulraums wirkt alles sehr indisch oder sonstwie fernöstlich. Durch ein schmiedeeisernes Tor geht es nach draußen. Überall sind halbnackte Diener zu sehen. Das Mädchen geht wieder hinein. Sie erklärt mir mit Gedanken: "Das Tor lässt nur unsereins passieren." Ich überlegte: Vielleicht ist das Tor etwas besonderes, dass es keine Leute von der Straße, sondern nur Familienangehörige oder Angehörige der Kaste des Mädchens passieren lässt?

Es geht wieder die Treppe hoch zum Schulzimmer. Ich sehe Diener vor einem Schrein, der in die Wand eingelassen ist (rechts vom Schulraum-Eingang). Instinktiv bekreuzige ich mich. Dann erschrecke ich. Das hier ist doch hier eine ganz andere Kultur, und wenn ich das Schulmädchen durch den telepathischen Kontakt zu mir zu einer in ihrer Kultur nicht passenden christlichen Handlung verleite, kann sie Ärger bekommen! Aber dann sehe ich, dass der Schrein etwas enthält, was auf mich wie christliche Symbolik wirkt. Das Bekreuzigen war also vielleicht doch nicht verkehrt."

Der Traum brach in diesem Moment ab. Ich konnte mich nach dem Aufwachen nicht mehr erinnern, was der Schrein konkret darstellte. Möglicherweise Maria mit dem Jesuskind? Oder gibt es in fernöstlichen Religionen ebenfalls Mutter-Kind-Figuren wie im Katholizismus?

Jetzt frage ich mich: Habe ich hier echte Telepathie erlebt? Gibt es vielleicht irgendwo auf der Erde wirklich Computer mit zwei Mäusen? Niemand, den ich deswegen fragte, hatte etwas von Computern mit zwei Mäusen gehört! Vielleicht war es auch nur mein Unterbewusstsein, dass mir mit diesem Traum zeigt, dass man gegenüber der Reinkarnationstheorie skeptisch sein sollte.

September 2003

Nachtrag, September 2006

In einer Computerzeitung, die ich wegen einer nötigen neuen Software ausnahmsweise kaufte (c't 2006, Heft 19, Seite 68) las ich im September 2006, dass es für indische Schulen jetzt Computer mit mehreren Mäusen gibt ("Multi-Maus")! Mit diesen Mäusen können dann mehrere Schulkinder gleichzeitig an einem Computer arbeiten (wie ich in meinem Traum von 2003!).

Zum Thema Religionsunterricht

In Berlin dürfen seit einigen Jahren außer den christlichen Kirchen auch andere Religionsgemeinschaften Religionsunterricht erteilen, wovon vor allem die Moslems Gebrauch machen. Der Berliner Senat (SPD+PDS) beschloss im Frühjahr 2005 die Einführung von Ethik als Pflichtfach in Berliner Schulen, zumindest ab 7. Klasse. Dieses Fach kann nicht abgewählt werden zugunsten von konfessionellem Religionsunterricht, den es aber **weiterhin zusätzlich geben darf**.

Dem schließe ich mich an, auch wenn ich das Fach lieber auch schon in der Grundschule sehen würde. Ich finde, es sollte ein **Pflichtfach** geben: "**Lebenskunde, Ethik, Religion**" ähnlich wie in der Mark Brandenburg, in welchem jeder Schüler jede der großen Weltreligion kennenlernt (oder zumindest kennenlernen sollte)! In Berlin wäre es im Rahmen dieses Unterrichts auch möglich, mal einige Wochen einen Pfarrer, dann wieder einen islamischen Imam oder Rabbiner dann einen buddhistischen Vertreter usw. kommen zu lassen oder mit den Schülern Ausflüge zu den einzelnen Religions-Stätten machen zu lassen. In Berlin gibt es bekanntlich Kultstätten vieler Religionen. Die weltanschauliche Unterweisung ihrer Kinder könnten die Eltern ja außerhalb der Schule arrangieren (Kindergottesdienst, Konfirmandenstunde, Synagoge, Koranschule usw.).

Es sollte meines Erachtens auch keine Befreiung von irgendwelchen Schulfächern oder Klassenreisen aus religiösen Gründen geben. Für wen der Fächerkanon der Schule aus irgendwelchen Gründen nicht akzeptabel ist, der sollte Deutschland verlassen. Es ist schließlich keiner verpflichtet, in Deutschland zu leben. Aber es sollte nicht eines Tages soweit kommen, dass ich eine kugelsichere Weste brauche, wenn ich mal offen meine Meinung gesagt habe oder auch in einigen Jahrzehnten noch ohne Kopftuch herumlaufen will.

Diese neue Regelung führte zu einer Unterschriften-Aktion der Kirchen, die ein Wahlpflichtfach-System wie in Westdeutschland forderte. Dieses würde aber auch ein Recht zur Abwahl des Ethik-Unterrichts von Schülern anderer Religionen enthalten. In einem Gespräch wurde ich von einem Moslem damit konfrontiert, dass diese nicht glauben, dass Jesus wirklich gekreuzigt wurde. Sie glauben,

Jesus wurde gedoubelt oder Gott habe die Kreuzigung nur vorgetäuscht, weil ein Gesandter Gottes nicht leiden darf oder so ähnlich! Wenn Kinder ihren Religionsunterricht durch Lehrer von ihrer eigenen Religionsgemeinschaft haben, dann könnte es zum Beispiel sein, dass Moslem-Kinder nie erfahren, dass **die Kreuzigung von Jesus historische Tatsache ist!** Die Moslems haben damit wohl die gleichen Probleme wie christliche Fundamentalisten seinerzeit mit Galilei und heute mit der Evolutionslehre von Charles Darwin. Von daher halte ich einen neutralen Ethik-Unterricht, dem **kein Schüler ausweichen kann** ohne eine Note 6 im Zeugnis, für das einzig Sinnvolle für eine Multikulti-Stadt wie Berlin.

In der Theorie fände ich es ideal, wenn die Schüler alle wichtigen Religionen kennenlernen und sich dann in Ruhe eine aussuchen könnten, die ihrem Wesen entspricht. Es führen mehrere Wege zu Gott, und jeder Mensch muss seinen eigenen Weg finden, egal ob über Jesus, über den Koran oder über Buddha. Im Ende sind sich die Ziele aller großen Religionen ähnlich, denke ich, auch wenn ich persönlich das Christentum für den besten Weg halte (sonst wäre es ja nicht **meine** Religion). Hauptsache, es wird nicht der Götze "Mammon" verehrt (d. h. "Konsumrausch", "Geld" oder "Globalisierung" als Gottheit).

In der Praxis werden aber die meisten Schüler bei der Religion ihrer Eltern bleiben, sofern sie nicht aus Frust über die Eltern, über die Kirche oder über den Religionsunterricht Atheisten werden. Für mich haben 13 Jahre Religionsunterricht **keinen** nennenswerten Einfluss auf meine Glaubensvorstellungen gehabt. Diese wurden von der Großmutter, einer jüdischen Großtante und von meinen älteren Geschwistern geprägt, **bevor** ich in die Schule kam. Zu Jesus fand ich nicht durch das Lernen in der Schule (da war er für mich eine Gestalt wie Karl der Große, bloß nicht so interessant...), sondern eher **trotz der Schule**. Ich höre auch öfters von Leuten, die nur wegen ihrem Religionslehrer aus der Kirche ausgetreten sind. Ich aber finde, dass das, was man als Christ über Jesus und die anderen Gestalten der Bibel glaubensmäßig wissen sollte, im Kindergottesdienst und im Konfirmanden-Unterricht gelernt werden müsste, nicht in der Schule. Kindergottesdienste gibt es heute in vielen Gemeinden nicht mehr

jeden Sonntag wie in meiner Kindheit. Wo bleibt denn da der Aufschrei der Christenheit?

Ein kleiner Test:

Wissen Sie, was "Pfingsten", was "Hanuka", was "Ramadan", was "Mahajana-Buddhismus" und was "Opium für das Volk" ist? Wenn nein, zeigt es, wie nötig so ein Religions-übergreifender Schulunterricht wäre!

Anmerkung:

Der obige Text enthält den gekürzten und überarbeiteten Inhalt von mehreren Leserbriefen zwischen 2000 und 2005 an den Berliner Tagespiegel und an die Gemeinden in Berlin-Wannsee und Berlin-Steglitz. In Steglitz wurde mein Leserbrief im Gemeindeblatt abgedruckt.

Der Heilige und der Drache



Überzeugen, nicht töten

In der Legende tötete der Ritter Georg (Sankt Georg) den Drachen. Heute würde das Töten eines Drachen eher als Ausrottung einer bedrohten Saurierart angesehen. Ein Heiliger von heute müsste also einen Drachen zu Gott bekehren statt ihn zu töten (und in ein Naturschutzreservat bringen).

Dass mit dem Drachen in der christlichen Legende keine bedrohte Tierart gemeint ist, sondern ein Symbol für das Böse, ist für mich kein Argument, weiterhin diese alten Bilder zu benutzen. Aber die Kirche verwendet leider viele alten Bilder, die den Menschen von heute eher abschrecken als anziehen.

1999+2003

Probleme mit E-Mails im Jahre 2005

E-Mails sind eine praktische Sache. Sie erreichen ihr Ziel sofort und nicht erst nach Tagen oder Wochen und man zahlt kein teures Porto bei der Post. Sie sind auch einfacher zu handhaben als früher die Fernschreiben (Telex) und kosten auch weniger Telefongebühren als Faxe. Allerdings haben E-Mails auch einige Nachteile:

- Es gehen wesentlich mehr E-Mails verloren als früher Briefe, zumindest in Deutschland;
- Man braucht einen Computer mit Internetanschluss und muss ihn erst hochfahren, mit einem Passwort Windows starten und dann noch ein anderes Passwort für das E-Mail-Programm eingeben;
- Es gibt wesentlich mehr Werbung ("Spam" genannt), manchmal sogar soviel, dass einige Empfänger dazu gezwungen sind, ihre E-Mail-Adresse zu ändern oder ganz darauf zu verzichten. Teilweise enthält diese Werbung auch Unsittliches;¹
- Computerviren und -Würmer bedrohen den Computer. Auch E-Mails von "bekannten Absendern" können eine Fälschung mit einem Computervirus sein, denn Absender lassen sich bei E-Mails fälschen!
- Gelegentlich enthalten E-Mails Anhänge, die sich nicht öffnen lassen

Zu letzterem siehe den folgenden Bericht:

Bericht aus dem Jahr 2005: Eine E-Mail mit Anhängen

An einem Montag früh im Oktober 2005 fand ich neben vielen Spams, die ich ungeöffnet löschte, auch eine E-Mail von Etienne, einem Verwandten in Frankreich in meiner "Mailbox" im Computer im Büro vor. Seine E-Mail enthielt als Anhänge einen Stammbaum mit ein paar neuen Daten und mehrere Fotos. Die Fotos konnte ich mir auf dem Computerbildschirm gleich ansehen. Ich kopierte sie auf Disketten und ging damit einige Tage später, als ich dafür Zeit übrig hatte, in den Copyshop, um sie auszudrucken. Zwar waren es nur Schwarz-Weiß-Fotos und wir haben im Büro Schwarz-Weiß-

¹ Nein, ich brauche (als Frau) keine Verlängerung von männlichen Körperteilen oder Potenzmittel! Auch mag ich keine Angebote für Glückspiele. Und Software habe ich auch schon. Leider ist der Staat nicht gewillt, seine Bürger vor so etwas zu schützen.

Laserdrucker, aber die Auflösung ist für gute Fotos zu gering. Bei echten Briefen wären fertige Fotos beigelegt, was mir Arbeit erspart hätte.

Der Stammbaum aber war mit einer Software erstellt, die ich nicht kannte. Ich fragte Kollegen im Büro und eine Freundin, die sich mit Computer auskennt, ob sie das Format kennen. Sie kannten es nicht. Dann fragte ich im Laden, wo ich meinen Computer gekauft hatte. Auch diese kannten die Stammbaum-Software nicht. Ich mailte also meinem Verwandten zurück, dass ich die Stammbaum-Datei nicht öffnen könne und keiner hier die zugehörige nötige Software kennt.

Einige Tage später fand ich in der Mail-Box die Antwort von Etienne vor. Es sei ein "ganz bekanntes Stammbaum-Programm", welches doch "jeder" kennt und das auch im Internet zu finden sei unter www-Punkt-Supervirus-Punkt-sowieso. Ich verkniff mir die Antwort, dass meine Verwandten in Norddeutschland ein ganz anderes Stammbaum-Programm verwenden, das ich auch nicht öffnen kann, obwohl es doch ebenfalls "ganz bekannt" ist...

Da ich im Büro keine eigene Software installieren darf, lud ich das Stammbaum-Programm zuhause aus dem Internet. Es gab dort eine kostenlose Demoversion. Diese erlaubte mir, als sie endlich funktionierte, ein Kästchen anzuklicken, dann erschien der Name eines Verwandten, aber es gab keine Übersichtsgrafik und keine Druckmöglichkeit. Es war halt nur eine Demoversion, und für die richtige Software hätte ich bezahlen gemusst. Da ich aber keine Kreditkarte habe, weil ich so etwas ablehne, kann ich auch nichts im Internet kaufen. Und im Laden gibt es sie nicht zu kaufen. Kurz und gut, ich konnte mit dem Stammbaum kaum etwas anfangen, außer vielleicht, dass ich die Rechtschreibung des Namens eines französischen Großonkels, bei dem ich vorher schon unsicher war, mühsam herausfinden konnte. Es war, als müsste ich mich in einer fremden Stadt bei Nebel mit nur 2 Metern Sichtweite orientieren.

Ich mailte also Etienne zurück, dass ich mit der Software aus dem Internet nicht klarkomme. Er schickte mir daraufhin den Stammbaum als reine Textdatei. Nach einigen Tagen intensiver Arbeit hatte ich diese endlich zu einem tabellarischen Stammbaum neu

zusammengefügt. Insgesamt waren wohl seit der ersten E-Mail zwei Wochen vergangen, bis ich den ersten brauchbaren Ausdruck des Stammbaums auf Papier hatte.

In der guten alten Zeit, als es noch keine Computer gab, verschickten wir Stammbäume, die abgepaust oder abgeschrieben waren. Auf Papier hätte ich nur den Brief aufmachen gebraucht und hätte sofort einen lesbaren Stammbaum gehabt.

Anmerkung

Für die jüngeren Leute heute scheinen diese Probleme mit E-Mails selbstverständlich zu sein, so als ob das alles naturbedingt sei. Bin ich wirklich weltfremd, dass ich mir da Verbesserungen wünsche!? Ich gebe ja zu, dass früher Briefe manchmal wochenlang unterwegs waren, dass manche Handschriften schwer entzifferbar waren, aber die obigen Probleme hatten wir nicht. Es gingen auch nicht mehr Briefe verloren, als heute E-Mails im Spamfilter hängen bleiben oder sonstwie verlorengehen.

Da vor allem jüngere Gesprächspartner meinen Frust darüber nicht verstehen konnten, habe ich das obige Erlebnis mit den E-Mail-Anhängen vom Herbst 2005 satirisch in das 19. Jahrhundert versetzt, (siehe die Geschichte Das "einfache" Leben vor dem Computerzeitalter auf Seite 228).

Juli 2006

Weitere Bücher und Broschüren

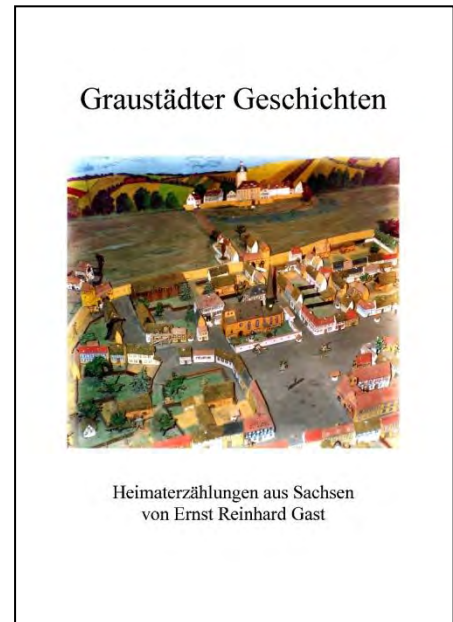
Ernst-Reinhard Gast

"Graustädter Geschichten – Heimaterzählungen aus Sachsen"

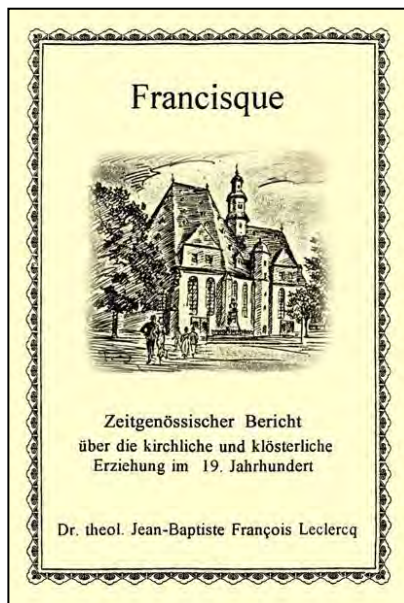
Berlin, 3. Auflage 2005

ISBN 3-00-015920-7 (als Taschenbuch)

Dieses Buch enthält fünf zeitlich aufeinander folgende Geschichten mit Ereignissen vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert aus einer sächsischen Kleinstadt. Die "Graustädter Geschichten" beziehen sich überwiegend auf die sächsische Stadt Mügeln, wo der Autor 1842 geboren wurde, und auf Grimma, wo er die Fürstenschule besuchte und später als Gymnasialprofessor tätig war.



Die erste Auflage erschien 1877. Der Autor war mein Urgroßvater väterlicherseits.



Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq, "Francisque - Zeitgenössischer Bericht über die kirchliche und klösterliche Erziehung im 19. Jahrhundert"

Nachdruck auf Deutsch, Berlin 1995 und 2005

ISBN 3-00-015 921-5

In diesem Roman schildert der Autor (1825-1890) zuerst seine Jugend in einem kirchlichen Internat und seine Ausbildung im Priesterseminar. Anschließend berichtet er von seinem sein Leben als katholischer Priester und Mönch sowie seine Probleme mit dem Zölibat und der Kirche. Er beschreibt dabei seinen Lebensweg bis zum Übertritt zum Protestantismus.

Der Autor war der letzte französische Pfarrer in der Wallonischen Gemeinde zu Hanau.

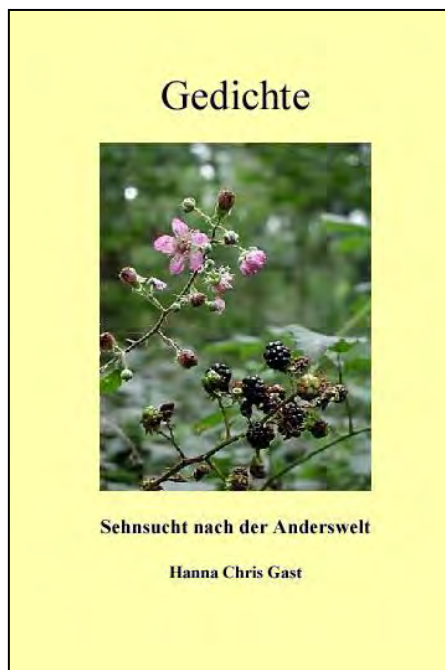
Die erste Auflage erschien in Paris 1879. Der Autor war mein Ur-Urgroßvater mütterlicherseits.

Gegenüber der Ausgabe 1995 wurde die Rechtschreibung an die neuen Regeln angepasst und der biografische Anhang erheblich erweitert.

Die gleiche Autobiografie, als Faksimile-Druck des französischen Originals:

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq,
**"Francisque - Histoire contemporaine de l'enseignement
et de l'éducation cléricale et monastique au 19ième siècle,"**
(Première édition: Paris 1879),
Reproduction fac-similé: **Berlin 1995,**
ISBN 3-00 000455-6

Dans ce roman l' auteur (1825 - 1890) raconte son adolescence dans une internat catholique et sa vie comme prêtre et moine catholique jusqu' à sa conversion au protestantisme en 1858. Il décrit dans ce roman aussi ses problèmes avec le célibat et l'église catholique.



Hanna-Chris Gast
**"Gedichte -
Sehnsucht nach der Anderswelt"**
Berlin, 2003
ISBN 3-00-010391-0

Dieses Heft enthält eine Sammlung der meisten meiner Gedichte, deutsche, englische und ein russisches, jeweils in umgekehrter zeitlicher Reihenfolge. Sie entstanden in Momenten starker Gemütsbewegungen, wobei die schweren Depressionen inzwischen, Gott sei Dank, nachgelassen haben. Normale Gebrauchslyrik habe ich dagegen fast

nie geschrieben.

Als Broschüren gibt es von mir eine Sammlung von Aufsätzen über meinen christlichen Glauben, die ich als Download in meiner Homepage anbiete, z. B. die folgende:

Hanna-Chris Gast,

**"Aufsätze zu meinem Glauben -
Teil 1: Die Grundlagen des Christentums"**

Broschüre, Selbstverlag 2006, Stand 2023

Ich denke, die meisten Christen hierzulande haben heute Probleme mit dem traditionellen Glaubensbekenntnis. Ich hoffe, mit dieser Aufsatzsammlung anderen Menschen auf der Suche nach Gott weiterhelfen zu können, die naturwissenschaftlich denken und mit der Gedankenwelt der traditionellen Theologen Probleme haben. Natürlich bin ich als naturwissenschaftlich geprägter Mensch weiterhin offen für neue Erkenntnisse und habe nicht vor, diese Aufsatzsammlung irgendwann als "abgeschlossen" anzusehen.

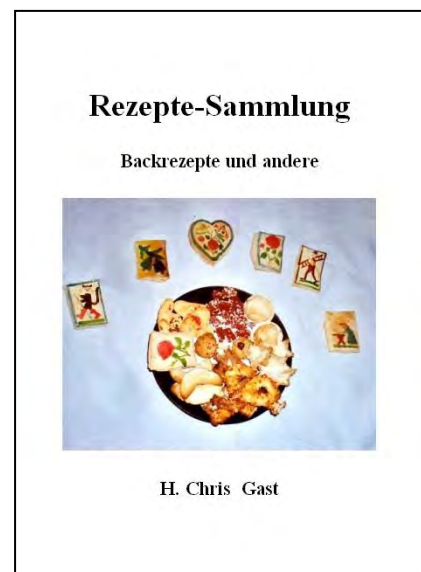


H. Chris Gast

"Rezepte-Sammlung - Backrezepte und andere"

Broschüre, Selbstverlag 2005

Fast alle Sorten Weihnachtskekse kann man heutzutage kaufen, aber bei einigen lohnt sich das Selber-Backen immer noch, zum Beispiel bei dem recht einfachen **Buttergebäck**, das in gekauft meistens nicht mehr frisch schmeckt. Und bemalte Springerle (Anisgebäck) sowie die Quittenpaste gibt es in Supermärkten überhaupt nicht zu kaufen. Meine Backrezepte stammen hauptsächlich von meiner Mutter, Dr. Erika Gast, geborene Alpers.

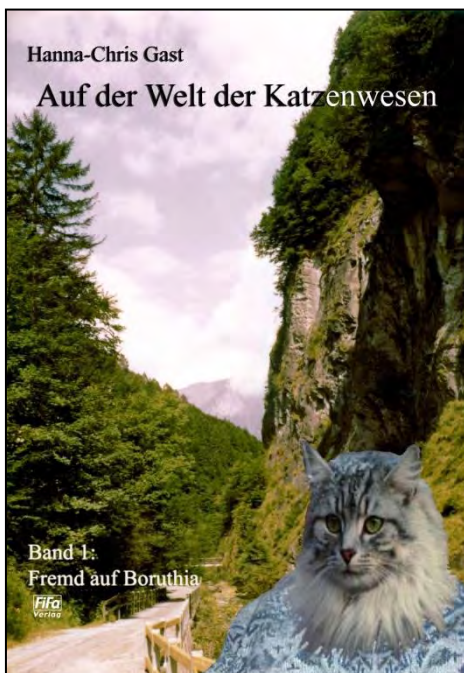


Zusammen mit einem Freund, Hans-Jürgen S. Buhl, gab ich bis 2011 eine Fantasy-Zeitschrift heraus, zuerst mit Darkover-Storys, dann mit Geschichten von "Boruthia", dem Planet der Katzen."

Der Siebener-Kurier
ISSN 0948-6089

Das Erscheinen ist seit 2011 eingestellt. Alle Hefte sind aber noch als Pdf-Datei erhältlich.

Die abgeschlossenen Boruthia-Bücher:



Hanna-Chris Gast,
**"Auf der Welt der Katzenwesen –
Band 1: Fremd auf Boruthia"**
FiFa-Verlag, München 2008
ISBN-978-3-934432-18-5
<http://www.siebener-kurier.de/fantasy>

Boruthia ist ein rückständiger Planet ohne Computer, ohne Radio und Fernsehen, ohne Autos und ohne Flugtaxi. Und obendrein kann man den abgelegenen Bauernhof, auf den die Weltraumingenieurin Hanna geraten ist, lediglich zu Pferd verlassen; Tiere, die Hanna bisher nur aus dem Fernsehen kannte.

Später bekommt die Ingenieurin die Gelegenheit, auch einheimischen Psi-begabten Katzenwesen kennenzulernen, mit denen zusammen sie den Angriff eines Schwarms von Aliens abwehren muss, der sonst alles vernunftbegabte Leben auslöschen würde.

Und was hat es mit den geheimnisvollen Steinkreisen auf sich; sind das wirklich Sternentore?

Und natürlich kommt auch das Thema Liebe nicht zu kurz.



Hanna-Chris Gast:
**"Auf der Welt der Katzenwesen –
Band 2: Auf der Flucht"**,
FiFa-Verlag München, 2008;
ISBN 978-3-934432-19-2
<http://www.siebener-kurier.de/fantasy>

Der felithenischer Professor Abdili nutzt die Gelegenheit eines großen Psi-Experiments für die heimliche experimentelle Genforschung an Menschen.

Eine der künstlich geschwängerten Frauen erwartet ein extrem Psi-begabtes Kind, was wiederum Professor Abdili verhindern will.

Auf der Flucht werden Kris und ihre Freunde schließlich mittels Sternentor in anderen Orten und Jahrhunderten versteckt. Aber weder im Mittelalter noch auf der Erde zur Pharaonenzeit sind sie wirklich sicher.

"Hanna-Chris Gast + Hans-Jürgen Buhl
**"Auf der Welt der Katzenwesen –
Die Reise in den Süden"**,

2. Auflage, FiFa-Verlag München 2008;
ISBN 978-3-934 432-20-8
<http://www.siebener-kurier.de/fantasy>

Der Terraner Dr. Patrick MacPearson will im Süden des Planeten Boruthia nach Psi-verstärkenden Pflanzen suchen und gleichzeitig seine Eisenbahn-Nostalgie ausleben. Auf Betreiben seiner eifersüchtigen Ehefrau wird ihm statt der jungen Hanna die lesbische Amazone Kris n'ha Camilla als Dolmetscherin zugeteilt. Auf der Reise per Bahn, Schiff und Kamel erleben sie allerlei Abenteuer.

Boruthia ist ein unabhängiger Planet, der von Psi-begabten Katzenwesen sowie von Nachfahren einiger Siedler von der Erde bewohnt wird.

Anmerkung: *Dieses Buch baut zwar inhaltlich etwas auf Band 1 auf, kann aber unabhängig davon gelesen werden.*

**Hanna Chris Gast,
"Kleinere Geschichten - Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft"
Selbstverlag, Berlin 2006 (Stand April 2023)**

Dieses Buch enthält eine Sammlung meiner kürzeren Geschichten. Hierbei handelt es sich nur teilweise um realistische Geschichten wie die vom "Tagebau" oder von den "Leiden der jungen Johanna" sowie die ernst gemeinten Aufsätze im Anhang.

Überwiegend aber enthält dieses Buch Science-Fiction und Fantasy, etwa: Ein kleiner Junge erlebt den Untergang von Atlantis; Menschen des 20. Jahrhundert erleben eine Hexe oder Spuk in einem Fischerhaus. Wie wird es in Deutschland (Berlin) nach einer Klimakatastrophe aussehen? Was erlebt ein junger Forscher, der im 28. Jahrhundert herausbekommen will, ob es die legendäre DDR wirklich gegeben hat? Und wie berappelt sich Europa am Ende der nächsten Eiszeit?

ISBN 3-00-015922-3



9 783000 159220